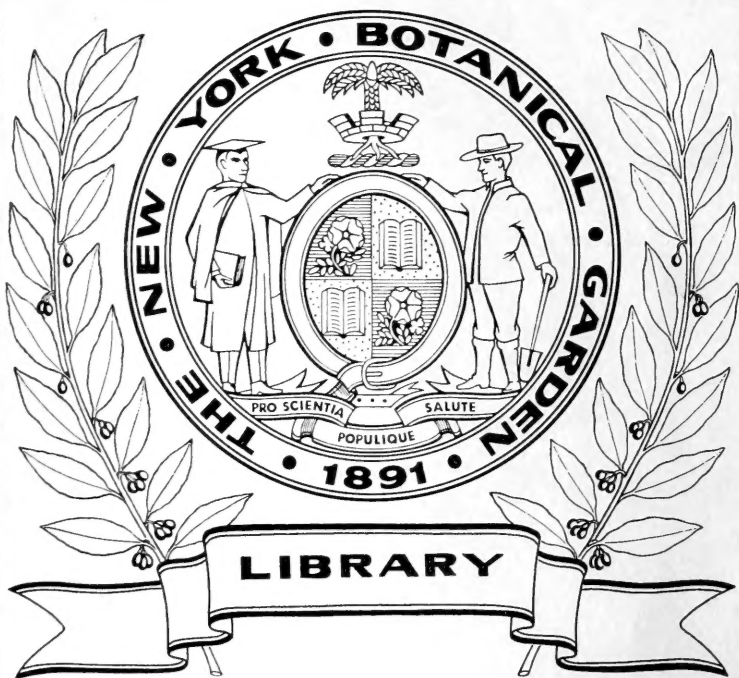






XH  
.A5

v. 13  
1754





Hamburgisches  
**Magazin,**  
oder

gesammlete Schriften,  
Aus der  
Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



*W. H. H.* *Druckerey. Sec.*  
Des dreizehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Pohn. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

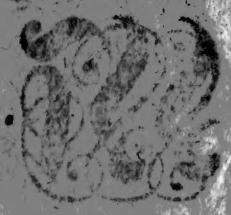
Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christ. Grund und Adam Heine, Hölle.

1754.

XA

BRITISH MUSEUM

Vol. 13



Illegible text at the top left, possibly a title or reference number.

Illegible text in the upper middle section, possibly a list or index.



Illegible text at the bottom of the page, possibly a footer or concluding remarks.



I

# Ein ächter Brief

von einem

italienischen Herrn

über

# Den Biß der Tarantul.

Aus

the Gentleman's Magazine for Sept. 1753.

Mein Herr!

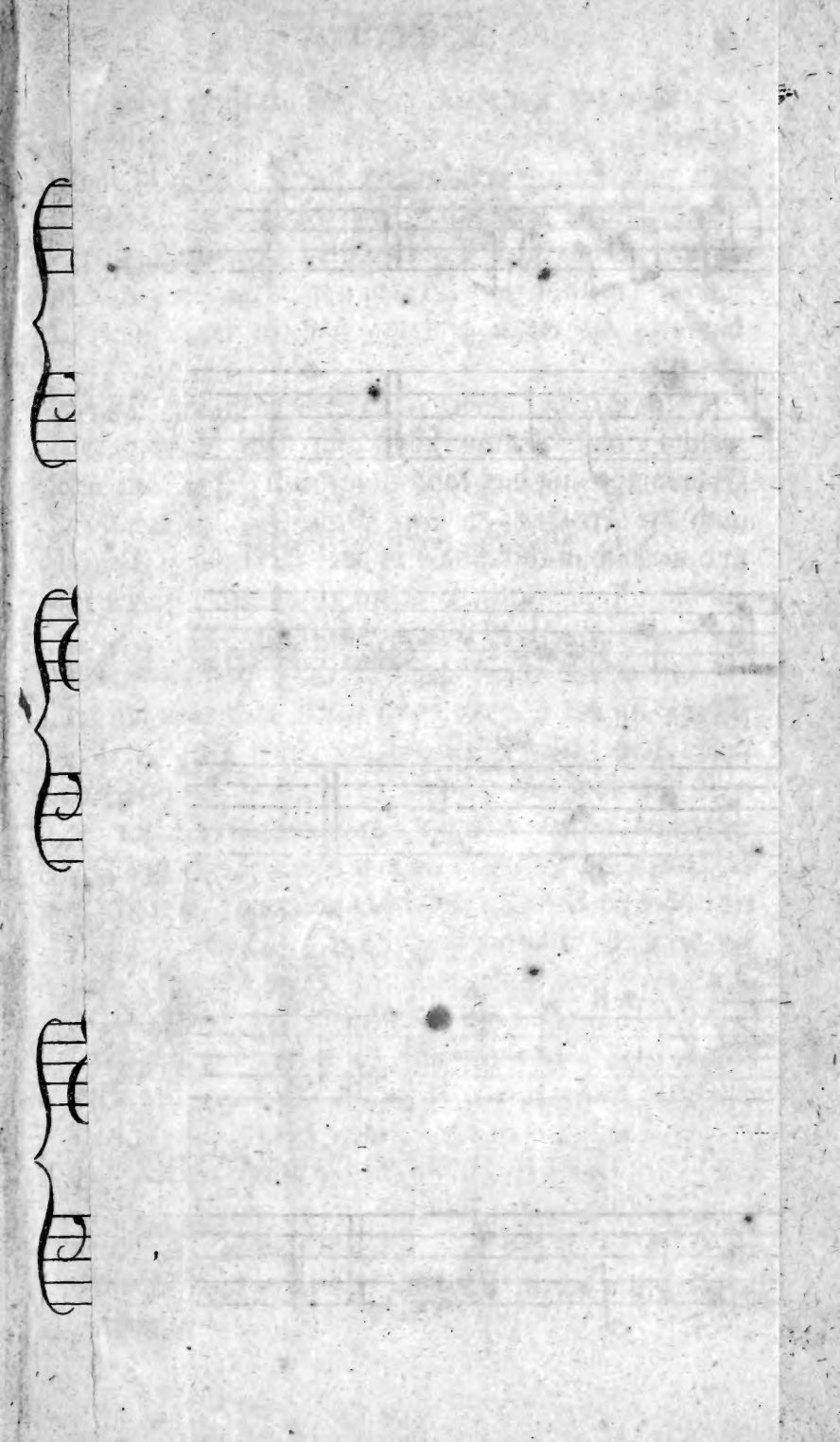


hrem Verlangen zu Folge sende ich Ihnen eine Nachricht von der Wirkung des Bisses einer Tarantul in den menschlichen Körper. Ich will Ihnen nur eine genaue Nachricht von allen von mir beobachteten Umständen geben, indem ich einmal das Werkzeug bey der Cur eines armen Bauersmannes, welcher von diesem Insekte war gebissen worden, gewesen bin.

Von der Tarantul selbst will ich ihnen keine Beschreibung geben, weil ich versichert bin, daß sie davon vollkommen unterrichtet sind. Ich will ihnen nur erzählen, was sich in meinem Lande auf einem kleinen Dorfe, la Torre della Annunziata genannt, ungefähr zehn Meilen von Neapel, wo ich eben damals, als dieses geschah, zugegen war, zuge tragen hat.

Im October haben alle Studenten in Neapel, welche einige Bekanntschaft auf dem Lande haben, Erlaubniß, auf das Land zu gehen. Ich hatte also auch die Freyheit, meinen Geburtsort zu besuchen, und weil ich mich damals in dem Collegio zu Neapel auf die Musik legte, so nahm ich allemal, wenn ich auf das Land gieng, meine Geige mit.

An einem Tage geschah es, daß ein armer Mann auf der Straße krank ward, und man sah gar bald, daß dieses die Wirkung einer Tarantul sey, weil das Landvolk gewisse untrügliche Zeichen hat, woran es solches erkennet, und besonders sagen sie, daß einen die Tarantul an den obern Rand des Ohres, oder an das Ohrläppchen, und zwar, wenn man auf der Erde schlafend liegt, beißt. Der verwundete Theil wird drey Tage nach dem Bisse schwarz, eben zu der Stunde, da man gebissen worden. Sie sagen ferner, daß, wenn niemand da wäre, der den Verwundeten heilen könne, dieser die Wirkung des Bisses alle Tage zu eben der Stunde, drey bis vier Stunden hinter einander, fühlte, bis er so toll würde, daß er in Zeit von einem Monate drauf gienge. Einige, sagen sie, haben drey Monate gelebt, nachdem sie gebissen worden. Aber dieses letztere kann ich nicht glauben.





# La Tarantella.

The musical score is written on six systems of two staves each. The first system has a treble clef and a bass clef, both with a 12/8 time signature. The first staff of the first system contains a series of eighth and sixteenth notes, while the second staff contains a series of eighth notes and rests. The second system continues this pattern. The third system introduces a key signature change to one flat (Bb) and features more complex rhythmic patterns, including sixteenth notes and rests. The fourth system continues the melody in the treble staff and the accompaniment in the bass staff. The fifth system shows a change in the treble staff melody, and the sixth system concludes the piece with a double bar line and repeat signs in both staves.



glauben. Denn man läßt niemals jemanden an so einer Krankheit sterben, sondern der Priester muß ihm vorgehen, und ihn also heilen, und es kann sich kein Mensch erinnern, daß irgend einer daran gestorben ist. Aber zur Sache.

Ein armer Mann ward, wie gesagt, auf der Straße krank, und weil der Priester nicht zu Hause war, so bathen mich verschiedene Personen, dem armen Teufel vorzuspielen. Wenn ich nicht verschiedene gute Freunde beleidigen wollte, so mußte ich schon hingehen. Als ich hin kam, sahe ich einen Mann auf der Erde ausgestreckt liegen, und es schien, als wenn er eben in den letzten Zügen läge. Als mich das Volk zu Gesichte bekam, rufete es: Spielt, spielt die Tarantella! Dieses ist ein Stückchen, welches man bey solchen Fällen spielt. Ich hatte dieses Stückchen niemals gehöret, und konnte es also nicht spielen. Ich fragete: Was ist es denn für ein Stückchen? Sie antworteten, es wäre eine Art von einer Gigue. Ich versuchte verschiedene Giquen, aber es half nichts, und der Mann blieb einmal so unbeweglich liegen, als das andere. Die Leute schrien immer fort, ich sollte die Tarantella spielen. Ich sagete, ich könnte sie nicht spielen; aber wenn sie jemand mir vorsingen wollte, so wollte ich sie gleich lernen. Ein altes Weib erboth sich mir, dieses gute Werk zu verrichten, aber sie sang das Stückchen so unverständlich, daß ich mir keinen Begriff davon machen konnte. Es kam aber eine andere Frau, welche mich es lehren wollte. Ich lernete es auch von ihr ungefähr in Zeit von zehn Minuten, denn es war kurz. Ich habe es hier in Noten gesetzt beygefüget.

Indem ich dieses Stückchen lernte, und die ersten zween Tacte nach und nach traf, fing der Mann eben so allmählich an, sich zu bewegen, sprang so schnell, wie der Bliß, auf, gleich als ob er durch eine schreckliche Erscheinung wäre aufgewecket worden, und sah sich überall wild um, und alle Gelenke seines Körpers waren in Bewegung. Da ich aber noch nicht das ganze Stückchen konnte, so hörte ich auf zu spielen, weil ich nicht glaubete, daß es dem Manne was helfen würde. Doch sobald ich aufhörte zu spielen, fiel der Mann nieder, schrie sehr laut, und verdrehte sein Gesicht, seine Füße, Armen und alle Theile seines Leibes, fragete mit den Händen auf der Erde, und wandte und krümmete sich so heftig, daß man klar sehen konnte, er sey in großer Todesangst. Ich war außer mir selbst, und eilte so sehr, als ich konnte, den übrigen Theil von dem Stückchen zu lernen. Als ich es konnte, spielte ich näher bey ihm, etwan zwölf Schuh weit von ihm. Den Augenblick, als er mich hörte, sprang er wieder auf, wie vorher, und tanzete so sehr, als man nur tanzen kann, aber sehr wild. Er beobachtete den Tact bey'm Tanzen vollkommen, doch beobachtete er weder gewisse Regeln, noch Geberden, sondern hüpfete und rannte hin und her, und machte sehr komische Posituren, welche einigermaßen den Chinesischen Tänzen glichen, welche wir zuweilen auf dem Theater gesehen haben. Ueberhaupt war alles, was er that, sehr wild. Er schwitzete über und über, und dann schrien die Leute: Geschwinder! geschwinder! Ich sollte nämlich das Stückchen geschwinder spielen. Ich spielte auch so geschwind, daß ich kaum länger spielen konnte, da indessen der Mann

Mann immer fort tanzete. Ich war sehr abgemattet, und obgleich verschiedene Personen hinter mir waren, welche theils den Schweiß von meinem Gesichte abwischeten, theils mir mit einem Fächer kühle Luft zuwedelten, (denn es war ungefähr um zwey Uhr Nachmittags) theils das andringende Volk von mir abhielten, so stand ich doch bey meiner langen Geduld viel aus; denn ich spielte, ohne zu viel zu sagen, über zwey Stunden, ohne im geringsten abzusetzen.

Als der Mann ungefähr eine Stunde getanzet hatte, gaben ihm die Leute einen bloßen Degen, welchen er bey der Spitze in die Hand nahm, und aus der einen Hand in die andere schleuderte, in welcher er ihn im Gleichgewichte hielt, und inzwischen immer fort tanzete. Die Leute wußten, daß er einen Degen verlangete; denn kurz vorher, ehe er ihn bekam, fragete er sich sehr stark in die Hände, als ob er das Fleisch davon abreißen wollte.

Als er sich die Hände brav zerstoichen hatte, faßete er den Degen bey dem Gefäße an, und stach auch in den obern Theil seiner Füße, und ungefähr nach fünf Minuten bluteten seine Hände und Füße sehr stark. Er behielt den Degen ungefähr eine Viertelstunde in den Händen, und stach sich zuweilen in die Hände, zuweilen in die Füße, indem er wenig oder gar nicht inne hielt; worauf er den Degen weglegete und fort tanzete.

Als er ganz ermüdet war, fing er an, sich langsamer zu bewegen: aber die Leute bathen mich, ich sollte in eben dem vorigen Tempo fort spielen, und als er sich nicht nach demselben bewegen konnte, so bewegete er nur seinen Leib nach dem Tempo. Endlich, nachdem er zwey

## 8 Von dem Bisse der Tarantul.

Stunden lang getanzet hatte, fiel er ganz ohne Bewegung nieder, und ich hörte auf zu spielen. Die Leute hoben ihn auf, führten ihn in ein Haus, setzten ihn in ein groß Faß voll laulichtes Wasser, und ein Wundarzt ließ ihm zur Ader. Als er im Bade war, blutete er an beiden Händen und Füßen, und es gieng eine große Menge Blut von ihm. Nachdem sie ihn hierauf verbunden hatten, legeten sie ihn in ein Bette, und gaben ihm eine Herzstärkung ein, welche sie ihm einzwangen, weil er die Zähne sehr zusammen biß. Fünf Minuten hernach ungefähr schwigete er stark, schlief ein, und schlief 5 bis 6 Stunden. Als er aufwachete, war er vollkommen gesund, aber schwach wegen des vielen von ihm gegangenen Blutes. Vier Tage hernach war er völlig wieder hergestellt; denn ich sah ihn auf der Straße gehen. Es war merkwürdig, daß er sich kaum auf irgend etwas besann, was mit ihm vorgegangen war. Er empfand auch niemals keine Schmerzen wieder, welche auch niemand in solchen Fällen wieder fühlt, ausgenommen, wenn er von der Tarantul von neuem gebissen wird.

So viel weiß ich von der Tarantul. Ich hoffe, es soll ihrer Neugier Genügen thun; und da sie ein großer Naturkundiger sind, so mögen sie nach Gefallen darüber philosophiren. Ich habe nicht nöthig, meine schlechte Schreibart zu entschuldigen. Sie müssen sie mir verzeihen, weil ich nur ihrem Befehle habe gehorchen wollen. Wenn sie noch mehr zu befehlen haben, so schreiben sie,

Mein Herr!

Ihrem  
gehorsamsten Diener

Uebersetzt  
v. C. Mylius, zu London,  
im Octob. 1753.

Stephan Storace.  
Il. Theo.

\*\*\*\*\*

## II.

Theodor Thorkellsohn Widatins,  
gewesenen Rectoris in Skalholt,

### Abhandlung

von den

# isländischen Eisbergen.

## Vorbericht.

Nach demjenigen Begriffe, welchen man dem seligen Herrn Bürgermeister Andersohn, und den dieser vornehme Gelehrte wiederum seinen deutschen Landesleuten bengebracht hat, sollte man wohl nicht glauben, daß es in dem kalten Island Leute gäbe, die etwas besser als ihr Vieh wären, vielweniger aber solche, die ihren Geist über den Pöbel zu erheben, und ihre Vernunft durch schöne, gründliche und nützliche Wissenschaften aufzuklären sucheten. Es würde überflüssig seyn, hier etwas wider diese Schrift zu erinnern, da selbige schon hinlänglich von einem gelehrten Dänen, dem Herrn Horrebom, welcher sich selbst auf königlichen allernädigsten Befehl ein Paar Jahre im Lande aufgehalten hat, zur Gnüge widerlegt worden. Vielleicht wird aber eine kleine Schrift, die wir hier unsern Lesern mittheilen wollen, auch etwas dazu beitragen, daß man sehen könne, wie sehr



man sich irren würde, wenn man solche Erzählungen etlicher Kaufleute, welche alles nur nach der kurzen Elle ihres Verstandes gemessen, vor der Zeit würdigen wollte, sie mit einigem Glauben oder Beyfalle zu beehren. Diese Schrift ist ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt, und führet den Titel: *Dissertatiuncula de Montibus Islandiae ChrySTALLINIS, auctore Theodoro Thorkelli, F. Vidalino, scholae Scalholtenfis eo tempore Rectore.* Es ist also eine Abhandlung von den isländischen Eisbergen; aber doch nicht von allen überhaupt, sondern nur von zweyen insbesondere, die im 2ten §. genennet werden. Sie ist dem damaligen Commerciénrathe und Amtmanne oder Gouverneur von Island, Herrn Christian Müllern, durch eine lateinische Ode zugeeignet, welche sowohl von dem guten Geschmacke des Verfassers, als die ganze Schrift von seiner Gelehrsamkeit ein unfehlbares Zeugniß ablegt. Was aber sonst den Verfasser anbelanget, so ist derselbe ein Enkel des berühmten isländischen Schriftstellers und Probstes Arngrim Johnson, oder wie er gemeiniglich genennet wird, Arngrimus Jonas gewesen; ein Bruder des Bischofs John Widalin, dessen Lebenslauf in den dänischen gelehrten Zeitungen, N. 10. vom 9ten März 1752. beschrieben worden, und dessen recht demosthenische geistliche Beredsamkeit und Schriften ihm in seinem Vaterlande ein unvergeßliches Denkmaal errichtet; und ein Vetter des Oberlandrichters Paul Widalin, der sich um die Rechte, Alterthümer und Poesie seines Vaterlandes eben so verdient gemacht hat, als dieser letztere Geistliche um die Kirche. Die Abhandlung selbst ist bisher noch nicht gedruckt gewe-



gewesen. Es ist aber eine Abschrift davon, wenn es nicht selbst die Urschrift ist, einem Anverwandten des Verfassers, gleiches Zunamens, der sich gegenwärtig auf der Universität in Leipzig aufhält, von ohngefähr in die Hände gerathen, nachdem sie von einem Freunde desselben, in einer Auction in Kopenhagen war gekauft worden. Weil man nun nach dem Urtheile verständiger Gelehrten, dieses kleine Werk für würdig gehalten, öffentlich im Drucke zu erscheinen, und da man geglaubt hat, daß die deutsche Sprache es seinen Lesern noch beliebter machen könnte, so hat sein obengedachter Besitzer selbst auf sich genommen, es ins Deutsche zu übersetzen, und mit einigen Anmerkungen zu erläutern; und er hoffet dabei, daß der gütige Leser diejenigen Fehler, die ihm entweder in den Sachen selbst, oder in der Schreibart vorkommen möchten, desto williger übersehen werde, je seltener sich bisher eine deutsche Arbeit von isländischen Händen, seiner geneigten Beurtheilung dargestellet hat, da ihn nichts so sehr aufmuntern wird, mit der Zeit etwas bessers zu liefern, als eine gute Aufnahme seiner ersten Bemühungen.

---

**A**ls vormals der höchste Beherrscher der Welt, dem Hiob seine unendliche Macht und Weisheit vor Augen stellen wollte, nahm er die Beweise nicht nur von der wunderbaren und die Gränzen aller menschlichen Erkenntniß übersteigenden Grundlegung des großen Weltgebäudes her, sondern auch von den darinne besonders vorkommenden kleinen Dingen, als dem Regen, dem Schnee und dem Eise: darinne  
sonst

sonst diejenigen, die bloß die Schalen der Sachen anzusehen gewohnt sind, eben nichts sonderliches, das zur Darlegung der göttlichen Vollkommenheiten des allweisen Schöpfers dienen könnte, zu finden vermennen. Die Worte des heiligen Geistes, Hiob 38, 22. sind diese: „Bist du denn da gewesen, wo der Schnee „herkömmt? oder hast du gesehen, wo der Hagel „herkömmt? u. s. w. Und der Prophet Esaias redet von eben demselben im 55. Cap. 10. v. Man kann auch davon die alten und neuern Weltweisen nachsehen, als unter diesen den Olauum Magnum Lib. I. Hist. Septemtr. c. 21. und die große Zierde des gelehrten Nordens den D. Thomas Bartholin, de usu nivis Cap. 2. p. 8. unter jenen aber den Plinius im 17. B. 2. Cap. und den Theophrastus in 5. B. de causis plantarum. Insonderheit aber verdienet hier eine Stelle des Pindarus angeführt zu werden, Olymp. 3. Βεγεξε θεῶν βασιλεὺς ὁ μέγας χρυσᾶς νιφάδει πόλιν Ἀφαιζου τε Κρονίου. „Der große König der „Götter besenktete die Stadt (Rhodus) durch die „Künste des Vulcanus, mit goldenen Schneeflocken. „Diese Worte des sinnreichen Pindarus, wird wohl der gemeine Mann, für nichts anders als eine nichts bedeutende Erdichtung, einer verächtlichen Fabel ansehen, oder sich einbilden können, daß der Schnee etwas nützlich in sich habe. Allein der durchdringende Geist eines Borrichius, löset diesen Knoten auf einmal auf, wann er spricht\*: „Es wird einem fleis-

figen

\* De ortu & progressu Chemiae, p. m. II. Enim vero in niuibus illis plebi calcatis oleum latere aurei coloris, quod terris fecunditatem immulgeat, non difficulter

Vul.

„sigen und aufmerksamen Chymisten nicht schwer fallen, wann es nöthig ist, zu zeigen, daß in dem Schnee, den das gemeine Volk mit Füßen tritt, ein wie Gold gefärbtes Del, das die Erde fruchtbar macht, verborgen sey.“ Aus welchen Worten denn, so wohl als auch aus den angeführten Zeugnissen der heiligen Schrift klärlich erhellet, daß in der Natur nichts so geringe sey, und wenn es dem Unverständigen noch so verächtlich vorkäme, daß es einen, der es recht und vernünftig betrachtet, nicht von der bewundernswürdigen Weisheit des höchsten Wesens überführe. Uebrigens hat der große Naturkundiger Thomas Bartholin, von dem Nutzen des Schnees, (*de usu niuis*) und dieses berühmten Mannes eben so berühmter Bruder, Erasmus Bartholin, von der Bildung des Schnees, (*de forma niuis*) geschrieben. Und wenn ich mich gleich als ein Zwerg, mit diesen Riesen gar nicht vergleichen darf; so habe ich mir doch vorgenommen, von den isländischen Eisbergen, eine kleine Abhandlung zu schreiben, wann ich zuvor von ihrem Namen und Lage, etwas werde gesagt haben: wünsche aber dabey, daß dieselbe erleuchteter Gelehrten, Gelegenheit geben möchte, sich die Mühe zu nehmen, meine Muthmaßungen von diesem Eise, durch ihre gründliche Beurtheilungen zu verbessern.

I §.

Diese Eisberge, werden so wohl in unsern ältesten Jahrbüchern, als in der isigen gemeinen Sprache, mit dem Namen *Jöklar* oder *Jöklen*, wann  
von

*Vulcani ope ostendit chemicus sagax, sic isthuc impellat necessitas.*

von mehrern gesprochen wird, genennet, und in der einzelnen Zahl, heißen sie Jökull. Woher aber dieses Wort seinen Ursprung habe, ist noch nicht ausgemacht.

Ein Stück Eis heißt bey uns Jake, und davon könnte man vielleicht glauben, daß die erste Sylbe dieses Worts herkäme, daß darinne das a in ein ö verwandelt, und das gedoppelte l angehängt worden, um dem Worte dadurch einigen Wohlklang und Nachdruck zu geben, oder auch daß die letzte Sylbe, das Wort Kul sey, welches eine kühle Luft, oder Kälte bedeutet. Und ich würde dieses leicht zugeben, wenn es wahrscheinlich wäre, daß so hohe und ungeheure Berge, aus lauter zusammen gefrorenen Eischollen hätten entstehen können, davon wir unten, wann wir auf ihren Ursprung kommen, weiter reden werden.

Andere wollen es von Js, Eis, und Kul herleiten, als wenn es Jskul, Eiskälte heißen sollte: welches mir aber darum nicht gefällt, weil die Kälte und der Frost die Eisberge, nicht aber die Eisberge die Kälte, im Anfange hervorgebracht zu haben scheinen, wie wir dieses an seinem Orte erweisen werden.

Einige meynen, es komme von dem Zeitworte, eg jook, ich vermehrte, von eg eik, ich vermehre, her, und daß nur das o in ö sey verwandelt worden, und daß man sonst mit Recht sollte Jookull oder auch Jookkull sprechen, weil er immer zunehme und so zu sagen, ein neues Wachsthum bekomme, welches selbst die tägliche Erfahrung bestätigt.

Wieder andere glauben, daß diese Berge von der Erde, welche bey uns Jörd heißt, und aus deren Eingeweide sie hervorgekommen, nicht nur ihr Da-  
seyn,

seyn, sondern auch die erste Hälfte ihres Namens, die andere aber von Kul erhalten haben, und so viel sagen wollen, als Jördkul, Erdkälte; um des Wohlklangs Willen aber, sey das r und d aus der Mitte weggenommen, und das a in ö verwandelt worden. Und da die heilige Schrift selbst dieser Meinung beizupflichten scheint, Hiob 38. v. 29. so will ich ihren Freunden nicht widersprechen \*.

2 §.

\* Vielleicht ließe sich aber dennoch wider diese letzte Meinung erinnern, daß man sie wohl, ohne die schuldige Ehrerbietung für die heilige Schrift zu verletzen, verlassen könne: da es derselben Werk gar nicht ist, und die Physik und Etymologie zu lehren, und also dieser orientalische Ausdruck, hier nichts weiter beweise, als was er beweisen soll, nämlich die Größe des Schöpfers: und da zum andern die Schrift von denen, die zu erst dieses Wort erfunden und gebraucht haben, nicht hat können zu Rathe gezogen werden, weil die Eisberge mit diesem ihrem Namen viel eher, als die Schrift in Norden bekannt gewesen sind: Und daß die Naturlehre, eben so wenig Theil an seinem Ursprunge haben möge, kann man leicht schließen, wenn man bedenkt, daß alle, oder doch die meisten Sprachen, und also auch ihre einzelnen Wörter, von dem unwissenden gemeinen Volke erfunden, und darnach erst von den Gelehrtern nur ins Reine gebracht worden; jene aber insgemein mehr auf das, was in die Sinne fällt, als auf abgesonderte Begriffe, und auf die innerliche Natur, Beschaffenheit und Herkunft eines Dinges zu sehen pflegen. Eben dieses könnte nicht nur die letzte, sondern auch die beyden mittelsten Herleitungen des Worts Jökull verdächtig machen. Sie scheinen alle auf gar zu abgesonderte Begriffe, und für den gemeinen Mann gar zu tiefsinnige, oder doch zu weithergeholte Betrachtungen gegründet zu seyn. Die Kälte

Wir werden aber hier nicht von demjenigen Schnee oder Eise handeln, das auf den Spizen der Berge

Kälte des Eises wird nur gefühlt, fällt aber nicht in die Augen, wie der Eisberg. Daß dieser mit der Zeit zunehme, zeigt sich nicht gleich bey dem ersten Anblicke, da er doch vermuthlich, gleich einen Namen erfordert. Und ehe man sagen kann, daß er aus der Erde gekommen, muß man schon lange mit ihm, oder zum wenigsten mit der Naturlehre, einige Bekanntschaft gehabt haben. Daher verwirft auch der Verfasser die Meynung, die den Berg will Eiskälte heißen lassen, nicht ohne Ursache. Die von der Erdkälte, scheint er dem heiligen Schriftsteller zu Gefallen, aber wenn man so sagen darf, ohne Noth, bey ihren Würden zu lassen. Diejenige aber, die zwischen diesen beyden angeführt ist, kömmt einem der die Sprache versteht, nicht nur um der oben gedachten Ursachen, sondern auch um des wunderlichen Klanges und der Bedeutung willen, welche sie dem Worte beylegt, ungereimt vor: es würde nämlich alsdann Jokull so viel sagen, als Jookkull, das ist, er vermehrte die Kälte: und wer wird wohl einen Berg, geschweige denn eine ganze Gattung von Bergen so heißen? Die erste Meynung ließe sich also vielleicht noch am besten vertheidigen, wenn man sagt, daß die erste Sylbe von Jake, die letzte aber nur nicht von Kul, sondern von der Endsylbe ull herkomme. Solche Nennwörter, wie das Jake, verlieren mehrentheils, sowohl in einigen Fällen ihrer Biegungen, als auch in den von ihnen abstammenden Wörtern, nicht nur das e, als die Endsylbe, sondern werden auch in dem Lautbuchstab der ersten Sylbe, etwas verändert. So heißt Jake schon in der dritten und sechsten Endung der mehrern Zahl, Jökum. Also ist hieraus um desto mehr klar, wie in einem abstammenden Worte, das e



Berge liegt, wie das auf den Alpen welches Silius Italicus

-- Clausas niuibus rupes suppositaque caelo

Saxa,

„mit Schnee umhüllte Klippen, und Felsen darauf  
„der Himmel ruht, „nennet; auch von demjenigen  
nicht, welches wir mit so vielen andern Theilen des  
Erdbodens gemein haben, das bald zufrieret, und  
bald

der erstern Sylbe, sich in ein ö habe verwandeln können. Die letztere ull aber ist in den isländischen Nennwörtern und Beywörtern, eine nicht seltene Endsylbe. In den letztern giebt sie mehrentheils, wie die lateinische, osus, einen oft gar zu großen Ueberfluß zu erkennen, wie in ötull, rasch, voller Feuer, röfult, der gerne stolpert, söfult, falsch und voller Betrug. Wenn man also annehmen wollte, daß Jökull ehemals ein Beywort gewesen, oder doch nach Art der Beywörter gebildet worden, so würde es so viel, als voller Eisschollen bedeuten, und der Berg würde stillschweigend dabey verstanden. Will man aber dieses nicht, und wenn es nun ein gebornes Nennwort seyn muß, so haben wir auch solche, die sich auf ull endigen, als Dingull oder Digull, ein hangender Schleim, Hökull, ein Messgewand, u. a. m. Vielleicht ist im Anfange so ein Berg, entweder als ein einziger ungeheurer Eissklumpen, oder auch als ein Ganzes, das aus so vielen Theilen als zusammen gefrorenen Stücken besteht, angesehen, und dabey nicht gefragt worden, ob diese von den Flüssen oder von der Erde wären erzeugt worden. Weil aber der Verfasser, hier eigentlich keinen Wortforscher, sondern nur einen Naturforscher abgiebt, so hat er bloß die verschiedenen möglichen Herleitungen dieses Wortes anführen, und dem Leser selbst überlassen wollen, diejenige zu wählen, die ihm am besten gefiele.

bald wieder aufgelöst wird; auch nicht von demjenigen, das manchmal der Wind und die Wellen von Grönland auf unsere Küsten treiben, und welches unsern Landesleuten nicht wenig Schaden thut; sondern von demjenigen, welches auf dem flachen Lande von sich selbst entsteht, bis es sehr hohen Bergen gleich kommt in die Höhe steigt, und beständig da bleibt. Dieses Eis ist es, wie ich dafür halte, welches Silius im 3. B. *glaciem aevi*, ein immerwährendes Eis nennet. Wir aber wollen ihm gegenwärtig den Namen der Eisberge beylegen, welcher ihrer Gestalt und Natur am gemäßeften zu seyn scheint.

Diese Eisberge nun sind in dem östlichen Theile Islands, in dem Amte Skaptafells-sýsla befindlich, wo zwischen andern von solchem Eise mehrentheils freyen Bergen, wüste und unfruchtbare Sandbänke oder Hügel liegen, die von denen in der Nachbarschaft wohnenden *Skeidar-aar-jökull* und *Breidamertur-jökull* genannt werden, und ohngefähr fünf Meilen, oder eine Tagereise lang sind. Ihre Breite aber ist noch ungewiß, weil man es gemeiniglich, wegen der entseßlichen tiefen und breiten Klüfte die darinne sind, für unmöglich hält, darüber zu gehen.

Zwar hat vor etlichen Jahren, ein glaubwürdiger Mann, John Retelson mit Namen, gelebet, dessen noch lebende Dienstbothen mir folgendes, welches sie aus seinem eigenen Munde gehöret, erzählet haben: Es habe nämlich dieser Mann einmal versuchen wollen, ob es nicht möglich seyn sollte, die Breite dieser Berge zu erforschen. Er wäre aber, nachdem er darauf zween Tage zugebracht, wiedergekommen,

men; und hätte gesagt, daß er hinter dem einen Eisberge, eine sehr weite sandichte Gegend, und in der Mitte einen einzelnen, von allen andern abgesonderten und ziemlich mit Grase bewachsenen Berg, allwo auch eine Heerde Schafe und Rauch, der (wie er glaubte) aus einer Feuerstätte hervor stiege, gesehen hätte: welches letzte er aber, wegen des gar zu hohen und steilen Eises, das ihn verhinderte herunter zu steigen, nicht zur Gnüge untersuchen können.

Was aber von dem Rauche, welcher nach seiner Meynung aus einer Feuermäuer gekommen, zu halten sey; davon mögen scharfsichtigere Leute urtheilen. Denn ich gehe hier mit Fleiß die Märchen des gemeinen Volkes, als wenig glaubwürdig vorbei\*,

B 2

um

\* Diese Märchen, die aber bey den wenigsten unter dem Pöbel selbst geglaubt, aber doch, weil sie spaßhaft sind, erzählt werden, sagen, daß an solchen Orten, die sich wohl bewohnen ließen, und dahin doch niemand kommen kann, noch alte heidnische Riesen und Riesenweiber, bald wie die im Heldenbuche vorkommen, wohnen, die mit den Leuten die in ihre Gewalt kommen, allerhand Theils gräuliche, Theils lustige Streiche vornehmen. Vielleicht ist die ganze Sache im Anfange darum erdichtet worden, damit sie junge Leute abschrecken sollte, sich in die Gefahr zu begeben, welche derjenige allerdings laufen muß, der sich auf solche wegen des Eises und der Witterung, der großen Flüsse, und der schrecklichen Klüfte, und am allermehrsten wegen der innerlichen Bewegung, davon wir unten etwas weiter sehen werden, fürchterliche Berge zu wagen unterfängt. Weit wahrscheinlicher ist die Meynung derer, die da glauben, daß in solchen Einöden Missethäter, die ihr Leben verbrochen, und der Gerechtigkeit entflohen, oder auch ihre Nachkömmlinge

um nur den dem zu bleiben, was ich gegenwärtig zu meiner Hauptsache erwählet. Dieses aber ist, nicht hier die Beschreibung einer Landschaft zu liefern; sondern nach meinem wenigen Vermögen, einige verborgene Wirkungen, welche die allgemeine Mutter, die Erde, die sich mit dem Himmel vereinigt, in unserm Eise hervorgebracht hat, etwas genauer zu untersuchen.

## 3 §.

Die gemeinste und von den meisten angenommene Meynung, von dem Ursprunge dieser Eisberge, ist, daß sie von dem Schnee, der sich auf den Bergen im Winter gehäufet habe, und im Sommer nicht wieder aufgelöset worden, entstanden sind; weil die Berge allezeit kälter als das platte Land sind, und im Herbst eher mit Schnee bedeckt, im Frühjahr aber später davon

ge sich aufhalten mögen. Denn wenn wir gleich hiervon in den neuern Zeiten keine zuverlässige Nachrichten haben; so finden wir doch in unsern alten Geschichten etliche Exempel davon, die wirklich Glauben verdienen. Es würde überflüssig seyn, zu fragen: wie sie denn dahingekommen wären? Denn ein Mensch, dem es um sein Leben zu thun ist, findet wohl Wege, die hundert andere nicht finden. Und wie sollte er dieses nicht können, da wo es auch die Schafe gekonnt haben? Ich will aber hierdurch nur die Möglichkeit, und nicht die Gewißheit dieser Meynung behaupten. Es könnte auch seyn, daß der Rauch aus einer Oeffnung der Erde, von unterirdischem Feuer hergekommen wäre: da dieses sich nicht selten in solchen Eisbergen spüren läßt. Sonst sollte man wohl nicht denken, daß sich Feuer und Eis, an einem Orte mit einander vertragen könnten, wenn es hier die Erfahrung nicht lehrte.

davon befrehet werden, und also habe sich dieses Uebel von denselben auch auf das flache Land ohne Maaß und Ziel ausgebreitet. Wir wollen aber bald sehen, wie wenig diese Meynung, so wahrscheinlich sie auch vorkömmt, der Wahrheit gemäß sey.

Daß dieses Eis aus dem auf den höchsten Bergen zusammen gehäuften Schnee nicht entstanden seyn müsse, erweisen selbst ihre so unterschiedene wesentliche Eigenschaften. Denn solches Eis, wie das auf den Eisbergen, davon wir hier reden, ist durchsichtig, blaulicht, derb und hart, und giebt dem Pferdehufe nichts nach, wann er nicht mit Eisen beschlagen ist. Der Schnee hingegen ist weißer, lockerer und weicher. Daher spricht Lambertus Danaus \*: „Er  
„sey nur eine aus einander gefallene zerfallende Wol-  
„ke, welche sich, wegen der gar zu starken Kälte, die  
„sie zusammen hält, zwar nicht in Tropfen, aber  
„doch in etwas dichtere und weißliche Theile oder  
„Schneeflocken, welche die Kälte an einander gebun-  
„den, zertheilet, und alsdann auf die Erde fällt. „  
Diesem fällt auch Comenius in dem Hauptstücke von den Lusterscheinungen (*de meteoris*) bey, wann er den Schnee schäumende oder dem Schaume ähnliche Tropfen (*spumescens guttas*) nennet. Und warum sollte er ihm diesen Namen nicht mit Rechte gegeben haben? Da der Schnee, so lange er Schnee ist, von der Luft ausgebehnet wird: welches Plutarchus in sei-

B 3

nem

\* Est nubis dissolutio, quae in guttas quidem propter nimium frigus eam constringens eliquari non potest, sed in floccos et densiores quasdam partes a frigore compactas et albicantes adeo rumpitur et in terram decidit. *Physicae Christianae* Cap. 23. §. 10.

nem Gastmahle durch die vortreffliche Beobachtung, daß der Schnee, wann er zerschmelzet, einen laut und Wind, den er in sich gehabt, von sich gäbe, nicht wenig bekräftiget. Hiervon kann man auch den berühmten Thomas Bartholin de usu nivis Cap. 3. den Seneca Natural. Quaest. Cap. 13. den Macrobius lib. 7. Saturnal. Cap. 12. den Magnenius Disput. 3. de Atomis Cap. 2. Propos. 47. nachsehen. Daß aber im Gegentheile das Eis nicht schneeweiß, sondern blau sey, hat schon längst Virgilius in acht genommen, Georgic. I.

- „Quinque tenent coelum zónae, quarum vna corusco  
 „Semper sole rubens et torrida semper ab igne,  
 „Quam circa extremæ dextraque leuaque trahuntur  
 „Caerulea glacie concretæ atque imbribus atris.

Und daß es hart und verb sey, lehret ohne alle Be-  
 weise die Erfahrung selbst; imgleichen, daß der  
 Schnee, er sey nun von dem Froste so verb geworden,  
 als er wolle, dennoch mehrentheils dem Pferdehufe  
 nachgebe; und daß er sich nicht in durchsichtiges Eis  
 verwandeln lasse, wenn er nicht vorher zu Wasser ge-  
 worden. Denn wer hat wohl jemals durchsichtiges  
 Eis, das aus lauter unumgeschmolzenen Schnee ent-  
 standen wäre, gesehen? Zwar sieht der Hagel dem  
 Schnee in etwas ähnlich, aber er ist doch unmittel-  
 bar vorher kein Schnee gewesen, sondern, nach des  
 oben angeführten Danaus Meynung, welchem auch  
 Comenius in dem 6 Cap. von den Lusterscheinungen  
 beifällt, ein Wassertropfen, der im Herunterfallen  
 von dem Froste in Eis verwandelt worden, kommt  
 aber bekanntermaßen, wegen der darinnen befindli-  
 chen



chen Luft, selten dem ordentlichen Eise an der Härte gleich \*.

Wollte man mit dem Aristoteles sagen, daß beyde im Grunde oder in der Hauptquelle einerley wären,

B 4

nämlich

- \* Der Unterschied zwischen dem Ursprunge (der Erzeugung) des Schnees und des Hagels scheint dieser zu seyn: daß der Schnee aus den feinsten Wassertropfen entstehet, die so klein und so leichte sind, als die Luft selbst: der Hagel aber aus den größten. Wann diese in den Wolken zerstreute Tröpfchen zugefroren, das ist, wann sie von der Wärme, die sie sonst ausdehnet, und flüßig machet, verlassen worden, und alsdann an einander stoßen; bleiben ihrer so viele beysammen hängen, als die Luft und ihre eigene Schwere, die sie wieder von einander bringen könnten, es zulassen. Da aber die auf solche Weise zusammengefügteten Theilchen wegen ihrer unendlich verschiedenen runden oder eckichten Gestalt nicht leicht so auf einander passen können, daß nicht zwischen den Theilen, die einander berühren, vielmals ein leerer Raum bleiben sollte; so wird dieser durch die Luft gefüllet. Und also ist leicht zu errathen, woher es komme, daß der Schnee weich ist, und daß er, wann er zerschmelzet, Luft von sich giebt: denn hier wird er wiederum durch die Wärme in seine kleinsten Theile aufgelöset, welche alsdann weit näher zusammen rücken, und nicht einmal den vierten Theil des vorigen Raumes einnehmen. Daher könnte man vielleicht mit besserem Rechte sagen, daß der Schnee darum so viele Luft in sich enthalte, weil er so locker ist, als daß er darum locker sey, weil er von der Luft ausgedehnet werde. Der Hagel hingegen ist von zweyerley Art, und wird auf zweyerley Weise erzeugt. Denn entweder werden ein oder mehrere große Wassertropfen, die sich in der Luft vereinigen haben, in kleine Eisstücken verwandelt, welche dann durchsichtig sind, und sonst eben die Eigenschaften wie anderes Eis haben, ausgenom-

nämlich Wasser, und daher müßte sich leicht das eine in das andere verwandeln: so räumen wir dieses willig ein, wann man nur zum voraus setzt, daß sie erst ihre vorige Gestalt verloren haben, und nun nicht mehr Schnee und Eis, sondern Wasser sind. So lange aber ein jedes seine vorige Gestalt behält, sind sie doch in ihren übrigen wesentlichen Eigenschaften gar sehr unterschieden: da der Schnee leichter, weicher und lockerer, das Eis aber schwerer, härter und dichter ist. Und wie nimmermehr ein Glas in seinen vorigen Teig zerfallen, oder aus einem Becher, von solchem Erzte, das sich nicht kalt mit dem Hammer ziehen läßt, eine Schüssel werden wird, ohne Hülfe

genommen daß sie, wann zwey oder mehrere Hagelkörner wiederum an einander frieren, nicht so derb und hart sind, als die einfachen, und als sonst ordentliches Eis, weil mehrentheils noch kleine Zwischenräume da bleiben: oder auch, es fallen große Schneeflocken, die von der Luft und der Kälte schon dichte zusammen gepresset worden, durch einen wärmern Luftstrich, welcher ihre äußersten Theile oder so zu sagen Oberfläche einigermaßen in Wasser aufzulösen anfängt, wiederum in eine kalte Gegend, wo diese ihre halbgeschmolzene Oberfläche nochmals vom Froste ergriffen, und gleichsam in eine Rinde oder Ruß von Eise, deren Kern der noch unversehrte Schnee ausmacht, verwandelt wird. Allein, diese Gattung kann, wegen des enthaltenen Schnees weder durchsichtig, noch so hart seyn, als die erste. Den beyden aber wird der Schnee eben so wenig unmittelbar zu Eise, als umgekehrt, das Eis zu Schneeflocken. Doch fällt oft Schnee ins Wasser, und wann ihm die Kälte keine Zeit läßt, sich aufzulösen, frieret er mit ein: solches Eis aber höret dadurch auf, durchsichtig zu seyn.

Hülfe des Feuers; und wie ein Weizenkorn keine fruchtbare Aehren von sich giebt, wenn es nicht zuvor in der Erde durch die Fäulung gehöriger maßen dazu vorbereitet worden: so ist es auch klar, daß das Eis sich niemals in Schnee verwandele, wenn es nicht erst durch die Wärme aufgelöset, und in die Höhe gezogen wird, und alsdann in der Luft die Gestalt des Schnees erlangt: und ebenfalls, daß aus dem Schnee kein Eis werde, wenn er nicht zuvor durch die Wärme zerschmelzet, in einem geschickten Behältnisse aufgehoben, und endlich vom Froste zu Eise gemacht werde. Ein solches Behältniß aber ist unumgänglich nöthig. Denn das Flüssige und Masse will, wie Aristoteles spricht, nicht gern in seinen eigenen, wohl aber in fremden Gränzen bleiben: wie das Wasser, das für sich allein nicht stehen kann, sondern zerfließt, aber sich ohne alle Mühe in einem Gefäße aufbehalten läßt.

Wir geben also zwar zu, daß es auf den Bergen kälter sey, als auf dem flachen Lande; nicht aber, daß diese Kälte unaufgelösten Schnee in Eis verwandeln könne. Wenn aber dieses Eis von den Bergen auf das flache Land soll gefallen seyn, wo sollte das Wasser wohl auf ihren höchsten Spitzen ein Behältniß gefunden haben, darinn es hätte stille stehen und zufrieren können? Wäre es nicht der Natur und Vernunft gemäßer, zu glauben, daß der zerschmolzene Schnee oder Eis gleich aus einander geflossen wäre? Und wo sollten die großen Klippen, die hier und dort aus dem Eise hervorragen, und von demselben auf allen Seiten umgeben sind, hergekommen seyn? Vielleicht wird man sagen, daß sie bestän-

dig im Eise gewesen, und von den Bergen mit fortgerissen worden. Wie sind sie denn aber über das Eis gekommen? denn sie sind ja schwerer, und würden nicht leicht mit herunter gefallen seyn, wenn sie nicht schon vorher ganz und gar im Eise gesteckt hätten. Denn es ist nicht zu glauben, daß dieses Eis solche Klippen drey bis vier Meilen auf dem flachen Lande wie ein Keil fortgeschoben hätte, da man nicht sieht, daß es durch die Enge des Raumes dazu genöthiget worden.

Man könnte einwenden, daß unter dem Eise weit größere Haufen von solchen Klippen stecken, und daß die hervorragenden Steine nur durch die Hitze der Sonne entbloßt worden. Allein, wenn dieses wäre, so müßten auch alle die übrigen entbloßt werden, sobald sich die erste Grundlage unsern Augen darstellte. Aber die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Dieses Eis ist auf dem platten Lande zu Bergen geworden, und fasset in sich große Klippen, sowohl in seiner Oberfläche, als in der Mitte und in dem untersten Grunde. Und es fällt dasselbe nicht nur von den Bergspitzen, sondern oft aus den tieffsten Klüften heraus, und hat eben das Eis wiederum hinter sich liegen: welches ganz anders seyn müßte, wenn es die Klippen bloß durch die Gewalt des Falles einen so weiten Weg von ihrer ursprünglichen Wohnung gebracht hätte. Selbst die Gestalt dieser Steine scheint unsere Meinung zu bestätigen: denn die meisten sind, obgleich nicht gänzlich, doch einigermaßen rund, wie man es an so vielen und großen Haufen, die unter den Bergen liegen, wahrnimmt: dahingegen diejenigen, die aus andern Bergen weggerissen werden, länglicht oder eckicht zu seyn pflegen.

Viel-

Vielleicht möchte auch jemand denken, daß die in diesen sandichten Gegenden befindlichen Flüsse so viele Eisstücken an ihre Ufer geworfen hätten, daß daraus diese Berge entstanden wären. Wenn wir aber die Sache genauer betrachten, so finden wir, daß diese unreinen und schlammichten Flüsse sehr schnell laufen, und daher niemals oder selten zufrieren, wann sie nicht durch eine gar zu große Menge Schnee überwältiget werden. Nun ist dasjenige Eis, das un- aufgelösten Schnee in sich enthält, niemals; und da- hingegen dasjenige, das aus lauter reinem Wasser be- steht, allezeit durchsichtig. Denn je einfacher und reiner ein durchsichtiger Körper ist, und jemehr er von allen fremden Theilchen frey ist, desto leichter läßt er die Strahlen des Lichts durchfallen. Man kann also durch die erste Gattung des Eises alles sehen, was unten im Wasser ist: die letztere aber, die aus Schnee zerbrochenen Eisstücken und Wasser zusammen ge- froren, ist so beschaffen, daß es dem Auge nicht mög- lich ist, es durchzudringen. Nun wollen wir beyde Gattungen, die einfache und die zusammengesetzte, gegen das Eis unserer Eisberge halten, so werden wir sehen, daß dieses mit dem reinen einfachen Eise gänzlich überein kömmt. Und also glauben wir aus diesen und oben angeführten Gründen zur Gnüge er- wiesen zu haben, wie wenig wahrscheinlich es sey, daß solche ungeheure Berge aus unaufgelöstem Schnee, oder aus zusammengehäuften Eisstücken entstanden sind, welches doch die gemeine Meynung behauptet. Nunmehr wollen wir uns denn allmählig vorbereiten, unsere Muthmaßungen davon an den Tag zu legen.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

III. Schrei-

\*\*\*\*\*

## III.

## Schreiben

von

der Zubereitung

der

wilden Castanien zur Viehmast.

Aus dem

Journal oeconom. Octobr. 1751.

Wenn ich ihnen, mein Herr, nach so vielen bisher vergeblich gemachten Versuchen, die indianischen Marronen einigermaßen zu nutzen, meine eigenen erzähle, ja was noch mehr ist, wenn ich ihnen auch die Versicherung gebe, daß sie mir glücklich von statten gegangen sind, so weiß ich eben so wenig, ob sie meine Freyheit geneigt aufnehmen, als ob sie mir Glauben beyzumessen werden. Könnte mein Verfahren nicht ohne viele Mühe und sonderliche Kosten ausgeföhret werden: so wollte ich selbst nicht daran denken, es bekannt zu machen. Allein, da weder das eine, noch das andere dazu erfordert wird; so könnte sichs vielleicht jemand einfallen lassen, den Versuch nachzumachen, und diese Hoffnung berechtiget mich um destomehr zu meinem Entschlusse, je gewisser ich weiß, daß mich andere, die die Probe weder anstellen können, noch wollen, wenigstens keiner Neigung, das Publicum zu hintergehen, oder jemanden unnöthige Kosten zu verursachen, werden beschuldigen können.



Ich bin nicht gleich mit meinen ersten Versuchen glücklich gewesen. Anfänglich hoffte ich ein Brennöl aus diesen Marronen heraus zu ziehen: allein sie gaben dessen sehr wenig, und sein Gestank ist unerträglich. Sein einziger Vorzug besteht darinn, daß es sich in der strengsten Kälte hält, ohne zu gerinnen. Weil also dieser erste Versuch unglücklich ablief; so gedachte ich diesen Früchten ihre Bitterkeit zu benehmen, damit sie zu einer guten Mast für Schweine und Schafe dienen könnten.

Ich schüttete in dieser Absicht eine Lage ungelöschten Kalk auf die Erde, und legte einige mit einer Pfrieme drey bis viermal durchbohrte Marronen darüber her. Sie lagen etwa drey bis vier Fingerhoch über einander, und wurden mit einer neuen Lage von ungelöschtem Kalk bedeckt. Dieses alles besprengete ich nach und nach mit Wasser, bis sich der Kalk vollständig aufgelöst hatte. Nachdem es kalt geworden, zog ich die Marronen mit einer weiten Harke heraus, und that sie in ein Faß, an dessen Boden ein Zapfen befindlich war. Ich ließ frisches Wasser darauf schütten, und alles mit einem hölzernen Spatel gemächlich durch einander rühren, bis sich aller Kalk abgesondert hatte, da denn das Wasser abgelassen wurde. Dieses Verfahren wiederholte ich zwey bis drey mal, und ließ endlich die Marronen vier und zwanzig Stunden im frischen Wasser stehen, um ihnen alle ihre Bitterkeit zu benehmen. Endlich ließ ich das Wasser ab, und die geschälten Marronen wurden dem Viehe unter anderem Futter vorgeworfen. Anfangs ließ ich ihm nur wenig, nach und nach aber mehr geben, damit sich das Vieh erst daran gewöhnete, und ich  
schrei.

## 30 Von der Zubereitung der wilden ic.

schreibe es diesem Futter vornehmlich zu, daß es in kurzer Zeit dick und fett wurde.

Dieses glücklichen Fortganges ungeachtet, schien mir doch das Verfahren etwas zu langweilig und beschwerlich. Daher suchete ich es folgendermaßen zu verkürzen. Ich verfertigte Kalkwasser. Ich goß auf ungefähr ein Achtel eines Scheffels ungelöschten Kalks, den ich in einen kleinen, am Boden mit dichter Leinwand belegten Laugenbottich, tragen ließ, zwanzig bis vier und zwanzig Maasß (pintes) Wasser. Als der Kalk wohl gelöscht war, zog ich das mit dem Salze des Kalks angefüllte Wasser durch die Röhre des Bottichs ab, und ließ die durchbohrten Marronen eine Zeit lang in diesem Wasser kochen. Wenn sie weich genug waren, wurden sie geschält, alsdann vier und zwanzig Stunden in frischem Wasser geweicht, und endlich dem Viehe mit vielem Vortheile und Nutzen zur Mastung gegeben.

Das von den Marronen bitter gewordene Kalkwasser habe ich auf ein Stück Landes tragen lassen, worauf ich künftiges Frühjahr Köhl zu pflanzen gedenke, um durch dieses bittere Salzwasser vielleicht die, meines Wissens, bisher noch unüberwindlichen Erdflöhe zu vertreiben.

Ich will indessen doch niemanden rathen, die so zubereiteten Marronen trächtigem oder säugendem Viehe zu geben, denn ob ich gleich nie bemerkt habe, daß sie denen, die man zum Schlachten damit mästet, den geringsten Schaden gethan hätten, so wollte ichs doch in den beyden erwähnten Fällen um desto weniger wagen, je weniger man noch bis igt die Krankheiten der Thiere und ihre Mittel kennet, und je behutsamer man mit ihnen umgehen muß, um ihre Gesundheit, besonders in critischen Umständen, keiner Gefahr auszusetzen.

\*\*\*\*\*

### III.

## Physikalische Abhandlung

von denen im

# Blute vorhandenen Eisentheilen

durch

gewisse chymische Versuche dargethan,  
und

nebst einem bengefüigten Versuche

mit dem

## Eisen in der blauen Farbe.

Herausgegeben

von

C. S. M \* \*

Virg. Georg. L. II. 490.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas.

**E**s hat zwar in den ältesten Zeiten Leute gegeben, welche dem edlen Triebe gefolget, ihre Aufmerksamkeit auf die Reiche der Natur zu lenken: die wenigsten aber haben das Vermögen besessen, in das Innerste der Natur einzudringen, die Art der Zusammensetzung eines jeden Dinges zu entwickeln; die Theile desselben genau zu bestimmen, und endlich die Wirkung eines jeden derselben insbesondere zuverlässig anzugeben. Der Mangel der  
hier.

## 32 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

hierzu gehörigen Hülfsmittel, der die Anzahl ihrer Beobachtungen ziemlich verkleinern mußte, legete ihnen meines Erachtens die größten Hindernisse in den Weg, ihren gehofften Zweck nach Wunsche zu erhalten. Nehmen wir vollends dazu, daß sie eben nicht die größten Helden in der Chymie gewesen, und ihnen keine gründliche Kenntniß von den Verhältnissen der auflösenden mineralischen Geister gegen einander bengewohnet: so wird man sich in diesem Felde wenig Zuverlässiges von ihnen versprechen können. Dem sey nun wie ihm wolle: so würde es dennoch ein strafbarer Undank seyn, womit man ihre Asche schändete, wenn man alle ihre hierauf verwendete Mühe mit ganz verächtlichen Augen ansehen wollte. Dem zu geschweigen, daß wir öfters aus ihren Fehlern Gelegenheit nehmen können, flüger zu werden, und die Naturen der Dinge genauer und sorgfältiger, als sie gethan haben, zu untersuchen: so sind doch auch alle ihre Verdienste um die Naturkunde so gar geringe nicht, daß es uns gleich viel gelten könnte, ob sie jemals hierinnen einige Versuche gethan, oder nicht. Gewiß, wir würden ohne sie in eben diejenigen Fehler verfallen, die wir iho an ihnen verbessern können. Die Naturkunde nämlich, hat dieses Schicksal mit allen andern Wissenschaften gemein gehabt, daß in ihrem ersten Anfange Licht und Finsterniß mit einander rungen, und die Klarheit und Deutlichkeit derselben mit dem dicksten Nebel der Vorurtheile und des Aberglaubens angefüllet lagen. Die Zeit zog allmählig den glücklichen Nachkommen diese Decke von ihren Augen weg, und man sieng nunmehr an, die Natur und ihre Geseze nicht mehr wie bishero nach  
feinen

seinen Begriffen und Gutachten zu bilden; sondern durch eifrige und genaue Untersuchung derselben seine Begriffe der Einrichtung und Wirkungsart der Natur gemäß einzurichten. Eine Bemühung, die dem menschlichen Geschlechte Ehre machet! Die Kenntniß der Natur weist uns die Lage, in welcher wir an dieses Ganze angepaßt sind. Dieses Ganze zeigt eben so wohl, als der geringste seiner Theile, auf das herrlichste von der Weisheit und Macht seines großen Werkmeisters, und ein Naturforscher ist deswegen am geschicktesten, Gott nach seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten zu erkennen, zu loben und zu preisen. Der Nutzen der Naturkunde breitet sich auch endlich bis auf die Lehre von dem gesunden und kranken Zustande unsers Körpers aus. Sie zeigt die wesentlichen und zufälligen (heterogenen) Theile unsers Baues, und folglich, was demselben nützlich oder schädlich ist, und ich werde nicht zu weit gehen, wenn ich sage, daß sich ohne sie kein rechtschaffener Arzt denken läßt. Da ich nun die Arztnengelahrtheit zu meiner Hauptbeschäftigung gemacht habe: so suche ich dieselbe, in dieser Absicht mit der Naturlehre auf das genaueste zu verbinden. Denn nichts ist meiner Meinung nach rühmlicher, als die Ehre Gottes, und den Nutzen des Nächsten zu befördern. Gegenwärtige Abhandlung mag meine Leser urtheilen lassen, mit was für glücklichem Erfolge ich dieser Wissenschaft obgelegen, und ob ich Zeit und Fleiß auf dieselbe ganz vergeblich gewendet. Ich habe mir also vorgesetzt, einen Bestandtheil des Blutes zu untersuchen, der in einer gewissen chymischen Arbeit eine besondere Wirkung hervor bringt, und von wel-

### 34 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

cher unsere Vorfahren keine genaue Kenntniß besessen haben. Meine Leser werden mir erlauben, einen kleinen Vorbericht dießfalls zu ertheilen, der mich veranlaßt, mein Augenmerk auf diese Materie zu richten. Ich werde mich sowohl hierinnen, als auch im folgenden, aller möglichen Kürze und Gründlichkeit bedienen. Durch einen ungesägten Zufall wurde uns vor jenen vierzig Jahren eine blaue erdigte Farbe entdeckt. Sie hielte die Proben der stärksten sauern Geister, ohne dadurch etwas von ihrer Schönheit zu verlieren. Man konnte nunmehr in der Malterkunst die theure Ultramarinfarbe gänzlich entbehren. Zum Färben aber konnte man sie wegen ihrer erdigten Theile nicht gebrauchen \*. Dem ungeachtet wurde anfangs die Art ihrer Zusammensetzung sehr geheim gehalten. Es widerfuhr ihr aber ein gleiches Schicksal aller andern Künste. Man kam dahinter, daß sie aus zwey Theilen Blut, zwey Theilen Weinstein, und eben so vielen Theilen Salpeter im Feuer geschmolzen und alkalisiret, hernach mit Wasser aufgelöset und wiederum mit sauren Salzen niedergeschlagen wurde; und sie ist nunmehr unter dem Namen Berliner Blau überall bekannt. Hierüber entstanden nun bey den Naturkundigern verschiedene Meinungen, was eigentlich das Blaue bey diesem Mengsel verursache. Mit einem bloßen Niederschlage von alkalischen und sauren Salzen konnten sie es nicht bewerkstelligen; daher machten

\* Ich habe aber auch nachhero bey angestellten Versuchen bemerkt, daß sie die Laugensalze nicht verträgt, und von denselben augenblicklich, ohne das geringste Blaue zu behalten, in eine braungelbe Farbe verwandelt wird.



machten sie den Schluß, daß der Grund hierzu unmittelbar im Blute sey. Diesen Theil selbst aber in dem Geblüte aufzusuchen, es von den andern gehörig abzusondern, war ihnen zu weitläufig, oder sie wußten es nicht recht anzufangen, zumal da sie in den alten Lehrsätzen von dem Blute keine Spuren fanden, die sie auf den rechten Weg geführt hätten. Und also blieben sie hierbey stehen. Ich habe zwar diese Farbe selbst zum öftern gearbeitet, ohne mein Absehen auf die im Blute hierzu nützlichen Theile zu haben. Als ich aber einige Zeit an einer andern blauen Farbe gearbeitet hatte, und dieselbe auf keinerley Weise zu einer beständigen Dauer bringen konnte, so lenkte ich meine Aufmerksamkeit einzig und allein auf die im Blute vorhandenen Theile, welche bey dem berliner Blau den sauern Geistern so heftigen Widerstand thun. Da mir diese Theile aber annoch unbekannt waren, so hatte ich auch zugleich vonnöthen, auf alle andere Begebenheiten, so hierbey vorkommen, gleiche Aufmerksamkeit zu verwenden.

Ich nahm also zwey Theile getrocknetes Ochsenblut, und zwey Theile reinen Salpeter, und vermischte solches mit gnugsamen Kohlenstaube, verpuffte es gehörig, und erhielt es so lange im Feuer, bis es zum Flusse kam: hierinnen ließ ich es eine Weile stehen, damit es recht alkalisch wurde, sodann aber ließ ich es erkalten.

### Erste Beobachtung bey dieser Arbeit.

Ben dem Verpuffen bemerkte ich erstlich: daß, wenn der Salpeter schon längst abgebrannt war, das

## 36 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

Blut dennoch beständig mit einer sehr blaugrünen Flamme und starkem Schwefelgeruche brannte.

### Zweite Beobachtung.

Daß sich dieser Schwefeldampf, da die Materie in Fluß kam, so stark vermehrte, wie bey den Metallen, wenn man solche abtreibet, geschieht, dieses währete so lange, als die Materie im Flusse stand. Und je größer die Hitze war, je größer war der Rauch.

### Dritte Beobachtung.

Wenn man etwas silbernes über diesen Rauch hielte, so wurde selbiges augenblicklich wie verguldet, hielte man es etwas länger darüber, so wurde es kupferfarbigt, endlich aber schwarz.

Ich nahm diese Begebenheiten alle zusammen, und machte den Schluß, daß nothwendig hierinnen ein Schwefel vorhanden seyn müsse, und daß der lange Aufenthalt desselben bloß von dem alkalischen Salze herrühre, von welchen derselbe (figiret) gebunden, und nicht gleich weagelassen würde. Das Anlaufen des Silbers aber war ohne dem ein unstreitiger Beweis des Daseyns oder der Wirkung eines Schwefels. Um aber hinter die Gewißheit dieser Sache zu kommen, so stellte ich folgende Versuche an.

### Erster Versuch.

Ich nahm ein Theil Schwefel, und vier Theile  $\text{O}^{\text{Pri}}$ , mengte solches sehr zart unter einander, gab ihnen die stärkste Hitze, daß es gleich in Fluß gerieth, und hernach ließ ich es kalt werden \*. Hierauf lösete

\* Hierbey verspührete ich eben diese Phänomene, wie bey der Alkalisirung des Blutes mit dem Salpeter.

## und dem Eisen in der blauen Farbe. 37

sete ich diese Masse mit warmen Wasser auf, und filtrirte sie gehörig, da bekam ich eine, der aus dem Blute gemachten (außer dem bitteren Geschmacke) an Geruch und Farbe ganz ähnliche Lauge. Endlich schritte ich mit dieser Lauge zu dem Niederschlage mit der Alaune vsque ad punctum saturationis. Dieser Niederschlag war nicht blau, sondern weiß, und nicht anders, als das Lac  $\text{\AA}$ ris.

### Zwenter Versuch.

Ich machte wiederum mit dieser Lauge, und mit einer Solution von (Plum  $\text{\AA}$ ris) Eisenvitriol, einen andern Versuch. Ich goß nur einige Tropfen von dieser Solution hinzu, und da bekam ich sogleich einen sehr schönen grünen Niederschlag. Und jemehr ich von dem aufgelösten Vitriole zugoß, je dunkelgrüner derselbe wurde, kam ich aber gar zu stark damit, so wurde es endlich schwarz. Dieser getrocknete und auf Kohlen geworfene Niederschlag, gab einen schwefelichten Geruch, und blaulichte Flamme. Ich sah also, daß meine Meinung falsch war; daher ließ ich sie fahren, und suchete nunmehr diese Theile lieber selbst aus der vorher geschmolzenen Blutlauge zu erforschen.

### Dritter Versuch.

Ich lösete demnach mein obiges geschmolzenes Mengsel mit warmen Wasser auf, filtrirte es gehörig, nahm einen Theil davon, und präcipitirte ihn, wie gewöhnlich, mit einem aufgelöseten Alaun, und ein wenig Eisenvitriol, um zu sehen, ob sie sattsam

## 38 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

geschmolzen war \*, und ich bekam ein sehr feines und dunkles Berlinerblau.

Nunmehr aber war ich vielmehr bedacht, die Ursache von dieser Blaue zu erforschen. Hierzu schien mir nun nichts geschickter zu seyn, als ein reiner (Spiritus Nitri) Salpetergeist, welcher sich mit dem alkalischen Salze wiederum vereiniget, oder ein sogenanntes Nitrum Regeneratum ausmachtet, dasjenige aber, was nicht zu der Natur des alkalischen Salzes gehöret, fahren und zu Boden fallen läßt.

### Vierter Versuch.

Ich nahm also wieder einen Theil der Blutlauge, und goß hierzu so viel reinen Salpetergeist, bis das Vorrallen auf beyden Seiten gehoben war, da schlug sich sogleich eine ziemliche Menge eines sehr hellbraunen und zarten (Croc) Pulvers zu Boden, das fluidum hingegen blieb hell und klar. Ich ließ es erst recht seßen, sodann aber goß ich es ab, evaporirte es vsque ad cuticulam, und ließ es anschießen, da bekam ich einen sehr zarten Salpeter, welcher auf dem Feuer sehr hurtig brannte, und dieses wollte ich eben haben. Den erhaltenen Präcipitat edulcorirte ich vorher etliche mal mit reinem Wasser, und ließ ihn hernach trocken werden.

### Fünfter Versuch.

Nun versuchete ich, die Natur dieses getrockneten und von allem Salze gereinigten Niederschlages, et-  
was

\* Ich habe bemerkt, daß, je länger das Mengsel geschmolzen, je heller und weißer die Lauge davon wird, unstreitig, weil der Schwefel endlich nach und nach verbren-

was näher kennen zu lernen. Zu dem Ende nahm ich also ein gutes Aquafort, und goß es darauf, da lösete sich derselbe mit einer kleinen Erhitzung des Glases, worinnen er war, vollkommen auf \*; Hieraus nahm ich eine metallische Natur dieser Theile wahr, ich präcipitirte sie daher wieder mit einem reinen und aufgelöseten alkalischen Salze, und da fielen eben diese vorhero aufgelöseten Theile wieder zu Boden, und die Lauge war wieder zu einem Nitro geworden.

### Sechster Versuch.

Weil ich nun bemerket hatte, daß diese Theile metallischer Natur waren, so machte ich, um die Natur dieses Croci noch näher kennen zu lernen, einen Versuch mit einem guten Magnete. Hier wurden die zarten Theile alsbald sehr begierig von demselben angezogen, und ich wurde nunmehr versichert, daß dieser Crocus wirklich aus Eisentheilen bestehe.

### Siebenter Versuch.

Ich machte abermals mit diesem getrockneten, und wohl ausgelaugten Niederschlage einen neuen Versuch. Ich goß nämlich zu dieser Materie etwas destillirten Weinessig, rührete es wohl unter einander, und setzte es einige Tage in gelinde Digestion; hier zeigte sich alsbald ein styptischer vitriolischer Geschmack.

C 4

verbrennet, welcher, wann er noch darinnen vorhanden ist, sich mit auflöset, und die Lauge gelblich färbet.

\* Dieses pflegt gemeinlich bey den metallischen Körpern, wenn sie mit sauern Geistern aufgelöset werden, zu geschehen.

## 40 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

schmack. Ich goß nachgehends noch etwas Wasser darzu, ließ es durch einen Filz laufen, rauchete es ein wenig ab, und setzte es hernach in die Kälte zum Anschiefen. Als ich nach einiger Zeit wieder zu dem Glase kam, fand ich in demselben einen sehr schönen und hellgrünen Vitriol, welcher angeschossen war. Von diesem lösete ich etwas in warmen Wasser auf, und goß es zu einer wohl saturirten solutione Gallarum, davon wurde sie augenblicklich ganz schwarz, wie von allem Vitriol geschieht.

### Achter Versuch.

Weiter versuchete ich diesen Eisencrocum, nunmehr auch in einen seiner Natur gemäßen und dichten Körper zu reduciren. Ich that zu dem Ende eine gewisse Quantität in einen Schmelzeiegel, gab ihm recht stark Feuer, und setzte ihm ein gewisses Phlogiston zu \*, trieb es mit dem Balge so lange, bis es anfieng zu fließen, darnach goß ich es in ein Gießzeug aus, und ließ es kalt werden. Ich versuchte es nachmals mit dem Hammer, allein es ließ sich nicht recht hämmern, sondern war mehr brüchig. Uebrigens wurde es von dem Magnete sehr stark angezogen. Hier sieht man nun, daß die Eisentheile einziq und allein die Grundursachen sind, welche bey Verfertigung dieser Farbe, das Blaue verursachen. Es

\* Es ist bekannt, daß die Flüssig- und Geschmeidigkeit der Metalle einziq und allein von dem principio inflammabili abhängen, und erhellet solches klar aus Reductio des Calcis metallorum durch die fettigen Körper. Siehe hiervon Bechers Phyl. subtt. den berühmten Herrn Stahl, Neumann, und andere neue mehr.



## und dem Eisen in der blauen Farbe. 41

Es zeigt dieses schon ein Niederschlag mit dem bloßen Laugensalze und Vitriol, welcher, so man mit dem Vitriole nicht zu stark kömmt, schon etwas ins Blaue fällt \*, und bey der Schmelzung des Laugensalzes mit dem Blute, wird dasselbe, mit den darinnen vorhandenen zarten Eisentheilen erstlich recht stark geschwängert, und verursachet also bey dem Niederschlage mit dem Alaun und Vitriol, das Blaue.

### Neunter Versuch.

Endlich trieb mich die Begierde, das Verhältniß in Absicht auf die Vielheit derer sowohl im Ochsen- als Menschenblute vorhandenen Eisentheile zu bestimmen. Ich nahm also zwey Pfund getrocknetes Ochsen- und eben so viel getrocknetes Menschen-Blut, schmelzete jedes insbesondere in einem Schmelztiegel, und verfuhr übrigen in allem so damit, wie ich bereits im vierten Versuche gemeldet habe. Der Product des Eisensaffrans war aus dem Ochsenblute an Gewichte  $2\frac{1}{2}$  qtl. 3 Gran, aus dem Menschenblute 3 qtl. 15 Gran \*\*.

Dieses sind nun meine Versuche mit dem Blute, wodurch ich die in demselben vorhandenen Eisentheile,

C 5

und

\* Niemand wird läugnen, daß jeder Vitriol etwas von metallischen Theilen bey sich führe. Denn dieses beweiset die künstliche Verfertigung des Eisen- und Kupfervitriols aus seinen eigenen Metallen, und wiederum die Scheidung dieser metallischen Theile aus den zwey natürlichen Arten des Vitriols.

\*\* Zu alle dem kann man die eigentliche Quantität so genau nicht bestimmen, weil allemal von dem geschmolzenen Mengsel viel zurück bleibt, so sich nicht auflöset.

## 42 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

und das, bey der Verfertigung des berliner Blaues hieraus entstehende Farbewesen klar genung entdeckt habe. Im Folgenden werde ich noch einen Beweis aus dem Eisen selbst führen, daß aller Zweifel, den meine Leser etwan hegen dürften, gänzlich über den Haufen fallen muß. Beyläufig muß ich noch erinnern, daß, weil man statt des Blutes, auch Knochen, Horn, Haare, und dergleichen, welche insgesamt erstlich aus den flüssigen Theilen ihre Nahrung und Wachsthum erhalten, zu der blauen Farbe gebraucht, hieraus zu schließen ist, daß in denselben ebenfalls solche Eisentheile vorhanden seyn müssen, und daß man solche auf vorerwähnte Art, sowohl in diesem, als auch in dem Pflanzenreiche (wenn anders welche in denselben vorhanden sind) entdecken könne. Ich könnte bey dieser Gelegenheit etwas von den Wirkungen dieser Eisentheile in dem Geblüte, und von dem Nutzen des Eisens in der Arzneykunst, außer dem, was wir schon von dem Gebrauche der eröffnenden und stärkenden Eisenmittel wissen\*, mit einfließen lassen. Allein da dieses wider meinen vorgesezten Endzweck ist, so spare ich solches zu einer besondern Abhandlung von dieser Materie, und werde deswegen zu dem im Vorhergehenden versprochenen, und aus dem Eisen selbst zu führenden Beweise meiner Versuche schreiten. Um der Deutlichkeit willen werde ich die Erfahrungen, so wie ich sie aus meiner Arbeit erlangt habe, hieher setzen.

### Versuch

\* Wer die Lehre des berühmten Herrn Boerhaavens de Tono stricto et laxo viscerum recht versteht, der wird sich der Eisenmittel mit Nutzen zu bedienen wissen.

## Versuch

mit

### dem Eisen in der blauen Farbe.

Bei dieser Arbeit habe ich alle Vorsicht gebraucht, deren man sich zu bedienen hat, wenn man in einer Sache gewiß gehen will. In dieser Absicht nahm ich sehr reine Feilspäne von Eisen, besprengete dieselben mit reinem Wasser, und ließ sie stehen, bis sie zusammen gerostet und trocken waren; alsdenn stieß ich sie im Mörsel, schlug sie durch einen Flohr, und auf diese Weise wiederholte ich diese Arbeit, bis ich genug von diesem Roste hatte. Er schien mir aber noch etwas zu harte zu meinem Vorsatz zu seyn; deswegen that ich denselben in einen Schmelztiegel, setzete ihn ins offene Feuer, und ließ ihn einige Stunden recht durchbrennen, nach diesem brachte ich den Eisenrost auf einen Reibstein, machete ihn so klar, als möglich war, und ließ ihn hierauf wieder trocken werden, nahm zwey Loth davon, und versetzete dieselben mit zwölf Loth Salpeter, etwas rohem Schwefel\*, und genugsamen Kohlenstaube, verpustete solches zusam-

\* Wenn diese Arbeit wohl von statten gehen soll, so kommt es darauf an, daß man die rechte Quantität vom Schwefel trifft. Ohne denselben geht es gar nicht an, weil die Eisentheile vor sich mit dem Laugeusalze nicht recht vereiniget werden; ist im Gegentheile gar zu viel von selbigem darunter, so vereiniget sich das Eisen so sehr mit dem Schwefel, und die Lauge von dem geschmolzenen Mengsel wird von der gelben Farbe des Schwefels und dem blauen Farbewesen des Eisens ganz stahlgrün, wenn sie durch den  
Filtz

#### 44 Von den im Blute vorh. Eisentheilen,

zusammen, und brachte es hernach zum Flusse, worinnen ich es eine gute Weile erhielt. Nach diesem ließ ich solches kalt werden, lösete es mit reinem warmen Wasser auf, und goß es durch Löschpapier. Ich kostete diese Eisenlauge erstlich, und da schmeckte sie nebst dem alkalischen Geschmacke stark, bitter und etwas (caustisch) ehend, und war also von der Blutlauge, davon ich noch etwas stehen hatte, hierinnen nicht das geringste unterschieden. Endlich schlug ich diese Eisenlauge mit aufgelösetem Alaun und etwas Eisenvitriol nieder. Er wollte anfänglich nicht recht dunkelblau werden, und das Wasser auf dem Niederschlage war noch sehr trübe; allein ich merkte bald, woran es fehlte, und setete derothalben noch etwas Vitriol zu der Alaune, weil derselbe nicht genug zusammenziehend war, und goß es nach und nach zu dem Niederschlage. Hierauf änderte es sich bald, mein Niederschlag wurde so dunkel, daß er ganz schwarz aussahe, und das Wasser darauf war nunmehr hell und klar. Ich war daher sehr vergnügt, daß ich in dieser Arbeit eben so glücklich gewesen war, als in dem Vorhergehenden, ob sie aber den Versuch mit den sauren Geistern halten würde, konnte ich iho noch nicht gewiß wissen. Deswegen ließ ich das Wasser davon erstlich durch Papier laufen, und goß sodann zu ein wenig dieser Farbe, etwas Vitriolöl zu einem andern etwas Sal-

Filz gelaufen ist, nachmals aber von dem Niederschlage mit dem Vitriole schwarz. Diese Quantität aber habe ich um deswillen nicht eigentlich bestimmt, weil ich sie annoch vor mich behalten will, ich auch überdieß nicht einem Lichte gleichen will, das sich selbst verzehret, indem es andern dienet.

Salpetergeist, und wieder zu einem andern den sauren Geist. Ich rieb jede insbesondere recht unter einander, und da wurde sie so brennend davon an Farbe, daß es die Augen recht blendete, ich strich etwas auf Papier, da vertrieb es sich ganz unendlich weit, ohne daß man den Grund des Papiere sah, und ich konnte von der Dauerhaftigkeit und Schönheit dieser Farbe nichts mehr verlangen. Wer sieht hieraus nicht die Gewißheit und Wichtigkeit der Entdeckung, von den im Blute vorhandenen Eisentheilen, dadurch man zugleich zu der Erfahrung gelanget, daß das Berlinerblau sowohl aus Blut als Eisen gemachet werden kann\*, und zwar mit letztern noch mit weniger Arbeit und Kosten, des Nutzens annoch zu geschweigen, der uns ferner in der Arzneykunst hieraus erwachsen dürfte. Auf diese oder eine ähnliche Weise, kann man auch mit andern metallischen Körpern Versuche anstellen, vielleicht sind in einem und dem andern besondere Farbewesen enthalten, von welchen wir ebenfalls noch keine Kenntniß besitzen.

Ich habe es demnach nicht für ganz unnütze gehalten, diese angestellten Versuche mitzutheilen, und vielleicht werden wir durch einen fortgesetzten Fleiß in dieser Arbeit von geschickten und gründlichen Naturforschern noch mit mehrern Wahrheiten bereichert, deren Nützbarkeit an uns selbst angepaßt werden kann. Uebrigens habe ich das gute Vertrauen zu meinen Lesern, daß sie mich nicht anders, als auf eine vernünftige Art beurtheilen, und von dem Gegentheile,

- Das Anlaufens des Stahls leget schon ein Zeugniß hiervon ab, daß das Eisen in das Blaue geht, wenn man mit selbigem gehörig umgeht.

theile, welches sich etwan einer und der andere in meinen Versuchen zu finden getrauen möchte, nicht anders als practisch, und also eben auf die Art, wie ich verfahren habe, überzeugen werden: andernfalls weder ich noch sonst jemand dadurch vollkommener werden dürfte.

\*\*\*\*\*

## V.

M. E. F. Schmersahls

## Abhandlung

von

## der Tuberose.

**D**ie Tuberose ist unstreitig eine der vortrefflichsten Blumen. Sie gehöret zu den ausländischen, und zwar zu den indianischen Gewächsen. Aus Indien brachte man sie zuerst nach Wälschland, alwo sie il Iacinto Indiano tuberoso genannt wurde. Von da kam sie in unsere deutsche Gegenden. Ihr entlegenes Vaterland ist es aber nicht allein, sondern vornehmlich das Durchdringende ihres süßen Geruches, wodurch sie bey uns schätzbar wird. Einigen Personen gefällt daneben die gute weiße Farbe der Blüte; ingleichen, daß diese angenehme Blume den Herbst zieret, auch langsam verblühet, indem sich eine Blüte nach der andern an dem Stengel öffnet.

Man



Man hat zwei Arten von Tuberosen, eine einfache und eine gefüllte \*. Beide tragen weiße Blumen, die kleinere und zartere Blätter, auch einen anmuthigern Geruch, wie die großen weißen Lilien haben, sonst aber diesen letztern sehr ähnlich sind. Ob es noch eine gefüllte rothe Tuberose giebt, kann ich nicht bestimmen. Herr Arnold Friedrich von Hartenfels bezeuget \*\*, sie sey von ihm nicht gesehen. Hiermit kömmt meine Erfahrung überein, ungeachtet ich solche Pflanze sehr gesucht habe. Sollte dieselbe vorhanden seyn: so müßte man sie, ihrer großen Seltenheit wegen, der weißen gefüllten vorziehen. Daß sonst diese letztere den Preis vor der weißen einfachen behaupte, ist leicht zu erachten.

Es erfordert unser Gewächs viele Wartung. Ich finde mehr als eine Person gleich in meiner Nachbarschaft, die dasselbe bisher in keinem Jahre zur Blüte bringen kann. Die Ursache davon ist bloß diese, daß man die hinlängliche Aufsicht fehlen läßt.

Besagtes Knollengewächse mag durchaus keine Kälte leiden. Es verlangt daher, in einen Blumentopf gepflanzt zu seyn, damit man denselben, wenn Nachtfroste, oder andere rauhe Witterungen einfallen, in Sicherheit bringen, und allensfalls zu sich ins Haus nehmen könne. Leget man die Knollen in den ordentlichen Gartenboden, so geschieht es gar zu leicht, daß im Frühjahr nach dem Hervorschießen

\* *Hyacinthum tuberosum Indicum, flore simplici, et pleno.*

\*\* In dem ersten Theile seines neuen Gartensaales, Frankf. am Mayn 1746. 8. n. d. 108 S.

vorschießen des annoch kleinen Stengels, oder im Herbst, ehe die Blüte vorbey, und das Laub trocken geworden ist, ein eintreffender Frost dem Gewächse Schaden zufüget.

Der Frühling ist die Zeit, da man die Blumentöpfe zur Hand nimmt, und die Knollen einleget. Am füglichsten thut man dieses im März. Will man aber die Pflanzen früher, als ordentlicher Weise geschieht, zur Blüte treiben, mag man schon im Februar solche Verrichtung vornehmen \*.

Ben dem Einlegen verfährt man folgendermaßen: Man wirft in den Topf, unten auf den Boden etwas Sand, damit das Wasser künftig desto eher abziehe. Ueber den Sand bringet man eine frische, ganz fette, aber zugleich leichte und lockere Erde. Eine zähe, thonichte und freidigte Erde, tauget gar nicht, weil, ihrer Steifigkeit und Härte wegen, in derselben vornehmlich die Würzelchen des Knollen mit größter Schwierigkeit die Nahrung suchen müßten. Je lockerer und leichter hergegen die Erde ist, desto wenigern Widerstand finden Wurzeln, Keim, Regen, Luft und Sonne, von derselben, und desto eher und besser können folglich die Pflanzen fortkommen. Die schönste Erde zu unserm Gewächse ist die,

- Die sogenannten Gartengeheimnisse, wovon zu Nürnberg 1738. 8vo die erste, und 1752. 8vo die neueste deutsche Ausgabe hervortrat, weisen auf der 8 Seite den Jenner zum jährlichen Pflanzen der Knollen an. Allein diese Schrift ist nach dem französischen Horizonte eingerichtet, und überdieß von schlechtem Inhalte. Man findet hier Geheimnisse, die keines Durchlesens werth, und in ein Landerwälsches Deutsch eingekleidet sind.

ble, wenn man ein Drittheil von wohlverwesetem Rühmiste, ein Drittheil von vermoderter Weidenerde, und ein Drittheil von guter Gartenerde, mit einander vermengeset. Hat man diese Vermengesete in den Topf geworfen, so bringet man darüber, in der Mitte ein wenig Sand, worinn man den Knollen pflanzt, so, daß der Sand denselben und seine Wurzeln unmittelbar umgiebt. Um den Sand herum drückt man von neuem jene vermengte Erde. Mit solcher bedeckt man endlich den Knollen oben zweien Queersfinger hoch. Der Sand, den man auf gedachte Art angebracht hat, ist das sicherste Mittel wider die Fäulung des Gewächses. Doch brauchet er nicht sehr dicke auf den Wurzeln zu liegen. Darneben siehet man während des Setzens dahin, daß diese letztern nach allen Seiten wohl ausgebreitet werden, damit sie allenthalben ihre Nahrung auffassen mögen. Auf daß sich auch die Knollen nicht unter einander die Nahrung entziehen, so bringet man in jeden Blumentopf nur ein einziges Stück. Und die Erfahrung bekräftiget, daß sodann die Blumen am größten und schönsten ausfallen. Ehe man das Stück in den Topf setzet, werden die Wurzeln bis auf die Halbscheide ihrer Länge abgestuget, auch wo sich noch alte Erde an denselben befinden sollte, wohl von solcher gereinigt. Die durren Fasern bricht man gänzlich ab. Vermoderte Stücke, die, wenn man sie unten ein wenig mit dem Messer schabet, allda kein weißes Fleisch mehr zeigen, sind untüchtig, von neuem gepflanzt zu werden.

Gleich nach dem Einlegen begießet man den Topf mit laulichem Wasser, damit sich die Erde desto

besser ansehet. Darauf stellet man ihn an einen warmen, aber auch lustigen Ort. Eine Stube, die mittelmäßig geheizet ist, schicket sich wohl hierzu, wenn man nur zuweilen bey schöner Witterung, die Fenster öffnet. Ist die Wärme des Zimmers gar zu stark und anhaltend, so grünet und schießet das Kraut zu schnell hervor, und das weichlich gewöhnte Gewächse kann nachmals, wenn es völlig draußen stehen soll, nicht mehr gewöhnt werden, die geringste kalte Luft zu ertragen. Aus der Stube bringt man den Topf, sobald draußen die Witterung warm wird, täglich in den Mittagsstunden an die freye Luft. Nimmt die warme Witterung weiter zu: so stellet man das Geschirre ganze Tage hinaus. Kommen keine Nachfröste mehr, so läßt man es endlich, nach der Mitte des Maymonats, auch die Nächte hindurch, draußen. Es ist aber nicht nothwendig, daß man den Topf nach dem Pflanzen eben in eine warme Stube stellen müsse, sondern man kann ihn auch bis oben an den Rand in ein Mistbeet, oder in lautern frischen Pferdemist, senken, und Fenster darüber decken, auch des Nachts, um den Frost abzuhalten, Strohmatten über die Fenster legen. Es verstehet sich von selbst, daß der Topf sodann ebenfalls zum öftern freye Luft haben müsse, und die Pflanze hiedurch nach und nach zu einiger Härte zu gewöhnen sey.

Je größer die Knollen sind, die man pflanzet, desto schöner wachsen Kraut, Stengel und Blumen hervor. Nicht nur anfanges in der Stube, setzet man den Topf gerne an ein Fenster, wodurch ihn die Sonnenstrahlen wohl treffen, sondern auch nachgehends in dem Garten, muß ihm ein sonnenreicher

Platz

Platz zu seiner ordentlichen Stelle angewiesen werden. Am besten ist es, wenn er die Sonne den ganzen Tag hat, indem die Tuberose ungemein viel Wärme liebet. Dieß letztere ist eine neue Ursache, warum sie eher im Topfe, als in dem Gartenboden gedeihet. Denn wenn die Sonne auf den Topf scheint; so ist die Hitze stärker, als wenn die Strahlen auf das platte Land fallen. Ganz recht verfährt man, wenn der Tuberosentopf noch dazu an eine Mauer gestellt wird, wo die von derselben zurückprallende Strahlen ihn gleichfalls ergreifen.

Unsere Blume liebet, nebst der Wärme, auch die Nässe. Man muß sie auf das fleißigste begießen. Es ist eine thörichte Regel, wenn Andreas de la Croix \* sehet: Man solle die gepflanzten Knollen nicht eher begießen, bis die Erde ganz trocken sey. Vielmehr ist gleich von dem Pflanzen an, bis nach der Blütezeit, immer dahin zu sehen, daß die Erde niemals ganz trocken werde. In den heißen und durren Sommertagen verlangt das Gewächse sogar alle Abende eine neue Befeuchtung. Doch gießt man freyhlich jedesmal ganz gelinde, gleich als wenn ein sanfter Regen darauf fiele, damit ein heftiger Stoß des Wassers nicht die Erdtheilchen, die es in die Pflanze zur Nahrung führen soll, wieder mit sich fortreißet. Besitzt man aufgesammeltes Regenwasser, so ist dasselbe zum Begießen das beste. Verursachet das öftere Begießen, daß sich die Oberfläche der Erde harte zusammensetzet; so rühret man

D 2

dieselbe

\* In seinen *Delicijs et arcanis florum*. <sup>10</sup> Cöln 1697.  
8. auf der 42 Seite.

dieselbe ein wenig auf, damit Luft und Feuchtigkeit von neuen desto leichter eindringen mögen. Will die Erde oben schimmlicht werden; so räumt man das Schimmlichte hinweg, und bringet, statt dessen, frische Erde herzu. Bey dickem Nebel und Dünsten den Topf aus der freyen Luft zu entfernen, ist so nothwendig nicht. Denn was die Pflanze von dergleichen Dünsten einsauget, verdünnet die nachmalige Sonnenwärme in ihr wieder, so, daß es allenthalben durch die Dunstlöcherchen der Blätter, Blüte und Stengel herausgeht.

Hat man den Topf nach dem Pflanzen an einen Ort gesetzt, wo ihn zwar kein Frost, aber doch auch keine hinlängliche Wärme treffen kann; so pflegen mehr als zweene Monate zu verstreichen, ehe man etwas Grünes auslaufen sieht. In dem mittelmäßig-geheizten Zimmer, oder in dem Mistbeete, treiben die Knollen weit eher. Ein Verpflanzen der aufgelaufenen Stücke, welches andere \* verlangen, ist ganz unnütz, und hemmet auf eine Zeitlang das Wachsthum.

Der in der Mitte des Krautes aufschießende Stengel wächst zweene bis drey Fuß, ja wenn der Topf eine außerordentliche fette Erde und guten Platz hat, vier Fuß hoch. Während des Fortwachsens steckt man einen Stab dabey, und befestiget den Stengel hieran mit Baste, damit ihn der Wind nicht einbiege. Schon im August, wenigstens im Herbstmonate, stellet sich die Blüte ein. Eine Blume bricht nach der andern an dem Stengel auf, und giebt den

\* Z. E. die gedachten Gartengeheimnisse, a. d. II C.



den angenehmſten Geruch. Am ſtärkſten ſpühret man ſolchen des Abends. Bringt man den Tuberoſentopf in ein Zimmer, wo Fenster und Thüren verſchloſſen werden; ſo erfüllet der ſüße Geruch der Blüte das ganze Zimmer ungemein. Ja er iſt ſo durchbringend, daß er verſchiedenen Perſonen ſtärker wird, als ihr Kopf vertragen kann.

Im Herbfte oder Weinmonate endiget ſich die Blüte. Daher läßt man keine Feuchtigkeiſt weiter auf die Pflanze kommen, ſondern ſtellet ſie an einem Orte, wo ſie für Regen und Thau Schutz hat. Sodann wird der Stengel trocken. Iſt er vertrocknet; ſo ſchneidet man ihn nahe an der Erde weg. Wenn hierauf das übrige Laub gleichfalls bürre geworden; ſo nimmt man die Knollen aus der Erde, reiniget ſie von dieſer, und verwahret ſie, den Winter über an einem luſtigen, trockenen und ein wenig warmen Orte. Dieß iſt beſſer, als wenn man ſie im Topfe bis zum Frühjahre ſtehen läßt, wie Timotheus von Rol \* und Herr von Gartenfels \*\* wollen. Denn warum ſoll man die alte Erde den Winter hindurch aufheben? Sie hat ihre Kraft verloren, und pfleget doch im Frühjahre weggeſchüttet zu werden, weil ſie zum Wiedereinlegen der Knollen nicht ſo tüchtig iſt, wie eine andere gute Erde. Ja, wo ſie im Winter annoch Feuchtigkeiten in ſich behalten hat; ſo

D 3

wird

\* Auf der 77 Seite ſeines neuen Blumenbüchleins, von 1687. 12.

\*\* In dem I Th. des neuen Gartenszals, auf der III Seite.

wird sie den Knollen ganz schädlich, indem diese deswegen zu schimmeln und zu faulen anfangen. Lassen einige Personen die Tuberose zwey Jahre hindurch, ohne Umsetzen, in demselben Topfe stehen, so wird daher die Blume nie besser, wohl aber schlechter.

Hat man es gewaget, das Gewächse in den ordentlichen Gartenboden zu pflanzen, und allda den Sommer über gebührend zu warten; so muß man es vor dem Winter frühzeitig, ehe ein Reif eintritt, heraus nehmen. Sind Stengel und Kraut alsdenn noch nicht trocken genug; so hebt man den Knollen mit den Wurzeln so aus, daß sie noch mit genugsamer Erde umgeben bleiben, und setzet sie fürs erste in einen Topf, den man für Reif und Frost in Sicherheit bringt. So erfolget denn bald die nöthige Dürre des Stengels und Laubes, daß man jenen wegschneiden, und den Knollen völlig von der Erde befreien kann.

Den Winter über sind die Knollen auch vor den Mäusen zu bewahren. Man leget sie deswegen ganz lose in eine Schachtel, oder, man bindet sie mit einem Bindfaden an einander, und hänget sie unter der Decke einer Stube so auf, daß die Wurzeln oben, und das Laub unten, sich zeigen.

Es trägt die Tuberose in unsern kalten Gegenden nicht leicht Saamen. Sondern wenn die Blüte vorbei ist, so vertrocknen die Hülsen, worinnen das Saat kommen sollte, und fallen nach und nach ab. Der beste Saame ist sonst der, welcher am nächsten an der Erde, und in den Hülsen am nächsten am

Sten-

Stengel sich befindet. Wenn also der Stengel bey-  
nahe alle Blumen hervorgebracht hat, so schneidet  
man die obern insgesammt weg, und läßt nur drey  
oder viere der untersten zum Saamen stehen. Wollen  
sich nachmals die Hülßen bald öffnen, so nimmt man  
sie ab, und aus denselben die schwarzen Saamenkör-  
ner heraus. Solche säet man im Weinmonate, ganz  
dünne in ein Geschirre mit guter Gartenerde, und  
läßt sie zwey Jahre unverändert darinnen stehen.  
Doch hat man sie, während dieser Zeit, vor der Käl-  
te zu verbergen, auch mit Begießen, und sonst, wohl  
zu warten. In den zweyen Jahren entspringen denn,  
aus dem gesäeten Saamen kaum solche Knollen, die  
zum Verpflanzen tüchtig sind. Sie haben noch nicht  
alle die Größe einer kleinen Eichel erhalten.

Was man zwey Jahre hindurch unausgenom-  
men stehen läßt, es seyn nun die ganz jungen, oder  
auch alte tragbare Knollen, das hat man in dem an-  
dern Jahre, und vornehmlich im Frühlinge, dadurch  
zu erfrischen, daß man gute frische Gartenerde oben  
auf die vorigjährige streuet. Hiermit hilft man die-  
ser lekttern, die zumal durch das öftere Begießen sehr  
abgenuzet worden, zu ziemlichen Kräften wieder.

In Indien und Italien kommt der Tuberosen-  
saame gewisser und besser zur Zeitigung, als bey uns.  
In Deutschland geschieht die Vermehrung dieser  
Blume gemeiniglich durch die jungen Knollen, die  
sich an die Mutter setzen, und gerne von derselben  
absondern lassen. Wenn man also die Mutter in  
die Erde bringen will, so nimmt man die Nebentkol-  
len

## 56 Abhandlung von der Tuberosen.

ten gelinde von ihr weg, und pflanzt jedes Stück derselben besonders. In dem andern Jahre sind sie schon tragbar. Ja noch in dem ersten grünen sie schön hervor, und eines und das andere der größern Stücke kommt wirklich zur Blüte. Demnach gehet die Vermehrung aus den Nebenknohlen weit geschwinder fort, als die aus dem Saamen.

Bewahret man die Knohlen den Winter hindurch, in einer Schachtel, so darf diese weder an einem feuchten, noch gar zu warmen Orte, ihren Platz haben. Stehet sie an dem erstern, so faulen die Knohlen leicht. Befindet sie sich an dem letztern, so keimnet unser Gewächse, ehe man sichs versieht, zumal gegen den Frühling. Thut es dieses, so gehet man am sichersten, wenn man es gleich nunmehr pflanzt. Will man die Knohlen übers Land verschicken; so wickelt man sie in Baumwolle, und hiernächst in Papier. Man bedecket sie, nachdem ihre Reise weit ist, auch mit mehrern Dingen, damit sie ja für Frost und Nässe sicher liegen mögen.



## VI.

Untersuchung

des Lebens

und

der Schriften des Homerus.

Aus dem Englischen übersezt

von

M. Christian Wilhelm Agricola,

Pastoren zu Zienstädt in der Grafschaft  
Mannsfeld.

## Dritter Abschnitt.

**E**s wird ein jeder, der auf das Steigen und Fallen der Staaten Achtung giebt, finden, daß, nebst den Sitten, auch ihre Sprache dieselben beides in ihrem Wachstume, als in ihrer Abnahme begleitet. Die Sprache ist die Ueberlieferung unserer Gedanken; und wenn diese edel, frey, und ruhig sind, so wird ihnen auch unsere Rede beides im Schwunge, als ihrem Inhalte nach, gleichkommen. Auf diese Weise wird eine Zusammenkunft von geistvollen und verständigen Männern, welche die Angelegenheiten einer Stadt oder eines Staates

zu besorgen haben, wosern sie anders ihre Befehle nicht etwa unter der Hand von einem Höheren erhalten, natürlicher Weise Redner und Beredtsamkeit hervorbringen. Eben diese Männer werden, wenn sie ihre Stadt verlassen, und sich außer derselben umsehen, mit eben den freyen und glücklichen Ausdrücken von den Gegenständen sprechen, die ihnen der Anblick der Natur darstellt; und wenn in einem weiten Lande viele dergleichen Gesellschaften sind, die eine Sprache, aber in verschiedenen Mundarten, reden, so wird die Sprache selbst den Vortheil davon einernnden, und mit neuen Wörtern, Redensarten, und verblühten Ausdrücken bereichert werden, nachdem die Gemüthsart oder natürlichen Neigungen der verschiedenen Völker beschaffen sind; da zu gleicher Zeit ein jedes seine eigenen wird genehm halten, weil sich ihre Vorsteher in ihrem freyen Staate derselben bedienen.

Man kann es nicht ohne ein kleines Erstaunen bemerken, was der Anfang des menschlichen Geschlechtes vor eine verächtliche Figur auf den Gemälden vorstellt, die die Alten davon entworfen haben:

Cum prorepserunt primis Animalia terris,  
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia  
propter,

Unguibus et pugnīs, dein fustibus, atque ita porro  
Pugnabant armīs, quae post fabricauerat vsus;  
Donec Verba, quibus voces sensusque notarent,  
Nominaque inuenere \*.

Sie

\* Horat. Sat. III. B. I.



Sie glaubten, allem Ansehen nach, daß die Sprache die erste Bezähmerinn \* der Menschen gewesen sey, und ihren Ursprung von gewissen rohen zufälligen Lauten bekommen habe, welche diese nackte Gesellschaft von herumfletternden Sterblichen von ungefähr von sich gab \*\*.

Dieses zum Grunde gesetzt, so wird folgen, daß sie diese Laute anfänglich in einem weit höheren Tone ausstießen, als wir iht unsere Worte thun. Sie wurden vielleicht veranlasset, wenn sie in irgend eine Leidenschaft, in Furcht, Verwunderung, oder Schmerzen \*\*\* geriethen; und sie gebrauchten alsdenn eben diesen Laut, wenn entweder der Gegenstand oder Zufall wiederkam, oder wenn sie nicht wußten, wie sie das beschreiben sollten, was sie von seiner Gegenwart

\* Εγγενομένοι δ' ἡμιν τε πειθεῖν ἀλλήλους, καθήκον πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς περὶ ὧν ἂν βεληθώμεν, ἢ μόνον τε ΘΗΡΙΩ-ΔΩΣ ΖΗΝ ἀπηλλογήμεν, ἀλλὰ καὶ συνελθόντες πόλεις ὠκισάμεν, καὶ νομὰς ἐθεμεδα, καὶ τεχνὰς εὐρομέν· καὶ σχεδὸν ἀπαντὰ τὰ δ' ἡμῶν μνησχαμένα ΛΟΓΟΣ ἡμῖν εἶνι κατασκευάσας. Ἰσοκράτ. πρὸς Νικοκλ.

\*\*\* Τὴς δ' ἐξ ἀρχῆς γενηθεῖσας τῶν ἀνθρώπων, φασὶ ἐν ἀλκῇ καὶ θηριωδεὶ βίῳ καθεστῶτας, σποράδην ἐπὶ τὰς νομὰς εἶσιναι καὶ προσφερομέναι τῆς τε βοτάνης τὴν προσηγιστάτην, καὶ τὰς αὐτόματ' ἀπὸ τῶν δένδρων καρπὰς. Καὶ πολεμώμενας μὲν ὑπὸ θηρίων, ἀλλήλοισι δὲ βοηθεῖν, ὑπὸ τῷ συμφέροντος διδασκόμενας — Τῆς φωνῆς δ' ἈΣΗΜΟΥ καὶ ΣΥΓΚΕΧΥΜΕΝΗΣ ἥσσης, ἐκ τῆς καθ' ὀλίγον ΔΙΑΡΘΟΟΥΝ τὰς λέξεις. Διοδ. Σικελ. βιβλιοθ. α.

\*\*\* Καὶ γὰρ εἰκὸς ἀνθρώπων ἔν χρεία λόγῳ τὸ πρῶτον καὶ φωνῆς εὐαρεθῆ γενέσθαι, τὰς τε πράξεις καὶ τὰς πράττοντας αὐτὰς, καὶ τὰ ΠΑΘΗ καὶ τὰς ΠΑΣΧΟΝΤΑΣ ἀλλήλοισι διασαφεῖν καὶ ἀποσημαίνειν, βελομένους.

Πλάτωνα. Πλάτωνικων Ζητημάτων.

wart fühlten. Es konnten auch nicht die Sylben oder der Ton gewiß seyn; sondern wenn sie, durch die Wiederkunft der Leidenschaft, in der sie dieselben erfunden hatten, angereizet, ihren Schlund weit thaten, und verschiedene von diesen lautenden Zeichen zusammensetzten, so schienen sie selbige alsdenn zu singen. Daher bedeutete *αὐδαὶν* anfänglich nur bloß sprechen, oder eine Stimme von sich geben, welches ist, mit einer kleinen Verkürzung, *αὐδῶν*, singen heißt. Und daher rühret auch die alte Meinung, die uns so seltsam vorkommt, „daß die Poesie „eher, als die Prose gewesen sey.“

Der Erdbeschreiber Strabo, ein weiser, und mit dem Alterthume wohl bekannter Mann, erzählt uns, daß Radmus, Pherezydes und Hekataeus am ersten den Wohlklang von der Rede genommen, und das in eine Prose verwandelt hätten, was vorher allezeit Poesie gewesen wäre. Und der so sehr bewunderte Beurtheiler des Erhabenen, hat in den Ueberbleibseln einer Abhandlung, die wir unglücklicher Weise verloren haben, folgende merkwürdige Gedanken:

„Die Abmessung der Wörter, saget er, kommt „eigentlich der Dichtkunst zu, weil dieselbe die verschiedenen Leidenschaften und ihre Sprache vorstellt, sich der Erdichtungen und Fabeln bedienet, welche natürlicher Weise Wohlklang und Harmonie hervorbringen. Aus dieser Ursache erklärten sich die „Alten in ihren gewöhnlichen Unterredungen lieber in Versen, als in ungebundener Rede.“ \*

Hätte

\* Μαλλοὶ δὲ προσεῖτε τὸ μετρεῖν τὰ ποιητικὰ, παθεῖσι πλησίοις χρόνοις καὶ λεξοῖσι. Καὶ δὴ, καὶ μυθοῖς καὶ πλαστομασίαις,

## und der Schriften des Homerus. 61

Hätte ich es mit einem andern zu thun, so würde ich mir die Mühe nehmen müssen, den Zusammenhang zwischen dem ersten und letzten Theile dieser Meinung zu zeigen: allein Hr. Hochgebornen werden leichtlich einsehen, daß er dafür hielt, daß das Leben der Alten weit mehr allerley Zufällen und Gefährlichkeiten ausgesetzt gewesen sey, als da die Städte erbauet waren, und die Menschen von der Gesellschaft und einem gemeinen Wesen beschützet wurden; und daß folglich ihre Reden auch weit häufiger und verblümter gewesen seyn müssen. Erlauben sie mir nur hinzu zu setzen, daß die Zusammensetzung der Namen, Tragödie und Comödie, Τραγωδια, Κομωδια, welche Vorstellungen der alten Lebensart waren, unstreitig beweisen, daß sie ursprünglich gesungen worden, da sie gespielt, und nicht wiederholet wurden, wie sie ist geschehen. Ich zweifle auch im geringsten nicht, daß nicht die ersten Dinge, welche in Griechenland der Schrift anvertrauet worden, als Orakel, Gesetze, Zauberzettel, Weissagungen, in Versen abgefaßt gewesen. Und doch hießen sie nur bloß, Έπεα, Worte oder Reden \*; wie sie auch die ersten

μασι, δε αν αρμονια κατασκευαζεται. Ταυταρα και οι παλαιοι εμμετρους πολλοι της οικειας ποιουν λογους η πεζους. Λογγιου περι ΜΕΤΡΟΥ, αποσπασματ.

\* Es sind noch einige Spuren von diesem poetischen Schwunge in den Abschilderungen der morgenländischen Sitten geblieben, welche in den ältesten Nachrichten der Mauren und Spanier aufbehalten sind; wo auf jeder Seite Märchen vorkommen, und die Gespräche von verliebten Materien in einer freyen Versart fortlaufen. Als zum Exempel:

Abena-

## 62 Untersuchung des Lebens

ersten Römer, aus eben dem Grunde, FATA nannten, von einem Worte, welches eine Stimme von sich geben, oder sprechen bedeutet\*. Je-

Abenamar! Abenamar!

Moro de la Moreria!

El dia que tu naciste

Grandes fennales avia:

Estava la Mar en Calma

La Luna Estava crecida;

Moro que en tal signo nace

Ne deve dezir Mentira.

Und in eben dem Geiste:

Reduan! si se te acuerda

que me diste la Palabra,

Que me darias a Jaën

en una noche ganada:

Reduan! Si tu lo cumples

darede paga doblada:

Y si tu no lo cumplieffes

desterrarte hé de Granada.

Histor. de las Guerras civiles de Granada.

Diese Romane sind so alt, daß sie von den Arabern als Beweise ihrer Geschichte gebraucht werden,

- FARI: Das hiervon abgeleitete Wort war anfangs in der einzelnen Zahl nicht gebräuchlich; sondern sie nannten diese Dinge gemeiniglich Fata Jovis, ich glaube von dem alten Orakel zu Dodona, daß dem Jupiter geheiligt war. So sagt Virgil, der große Nachahmer der alten Sprache: Et sic Fata Jovis poscunt. Aeneid. VI. Jedoch nach der Zeit erhielt es, von der Wichtigkeit des Inhalts, die gegenwärtige Bedeutung. Die Griechen machten, da sie sich einer

doch dem sen, wie ihm sen, so ist so viel gewiß, daß die ersten Theile der Sprachen, die für Muttersprachen gehalten werden, größtentheils rauhe, unabgeänderte, unpersönliche einsylbichte Wörter sind, welche gemeinlich die heftigsten Leidenschaften und Gegenstände ausdrücken, die am meisten rühren, und sich in einem einsamen wilden Leben von selbst darstellen \*.

Aus einer genaueren Richtigkeit zu befeßigen anfangen, ein zusammengesetztes Wort von dem einfachen *Qata*, und nannten es *QioQata*; nicht nur Reden, sondern Reden Gottes, *Qios Qata*.

• Da dieser Weg den Ursprung einer Sprache aufzuspüren, dieselbe in ein ungemeines Licht setzet, so wird es nicht undienlich seyn, dieses mit ein paar solchen Exempeln zu erläutern, die am meisten mit der ordentlichen Art zu leben verbunden sind. Die beyden gebräuchlichsten Wörter, die im Hebräischen Speise und Nahrung bedeuten, *Lechom* und *Tereph*, bedeuten zu gleicher Zeit das eine Sechten, und das andere Raub oder Geplündertes. *Gur* heißet auswärts gehen, reisen, und die beygefügte Art desselben, erschrecken, in Furcht seyn: und *Ger* oder *Gur*, ein Fremder, und ein junger Löwe. Das alte Wort im Griechischen, das Reichthum bedeutete, *Asia*, bedeutet ursprünglich nichts anders als Raub, die Frucht des Krieges und der Seeräuberey, und kömmt von *Λαω*, *abigo*, her, von welchem das noch gebräuchliche Wort *λαων* seine Zeiten bildet: und die vielen verschiedenen Wörter, die sie haben, *Gates* und *Besseres* damit anzuzeigen, haben ihren Ursprung von der Stärke und Gewaltthätigkeit bekommen. Diese verschiedene Bedeutungen eines und eben desselben Worts, welche bey allen Muttersprachen wahrzunehmen sind, müssen denenjenigen, die mit der besonde-

ren

Aus diesen Folgerungen erhellet, daß eine jede Sprache, die auf die oben beschriebene Art gebildet worden, voll von Metaphern, und zwar der kühnsten, verwegensten und natürlichsten Metaphern hat seyn müssen. Denn Wörter, die gänzlich von der rohen Natur hergenommen, und in irgend einer Leidenschaft,

ren Art und Eigenschaft, derselben bekannt sind, zu einer starken Ueberzeugung dienen. Die ausgemachte Ursache davon ist die Verbindung, welche diese verschiedenen Bedeutungen mit den damals herrschenden Sitten hatten. Einige von diesen Verbindungen sind in einer wohleingerichteten Lebensart, und bey der Veränderung der Sitten verloren gegangen: andere aber bleiben noch beständig, als zum Exempel: Zonah, Caupona, Hospita, und Jonah, Scortum, Meretrix, Zhasbar, reich werden, und Zhasar, den Lebenden bekommen, ein Priester seyn, nebst hundert andern von eben der Art. Allein es giebt uns einen Begriff von einer sehr abscheulichen Lebensart, wenn wir finden, daß das Wort Karab, welches so viel heisset, als sich näher zu jemanden machen, hinzumachen, zu gleicher Zeit so viel bedeutet, als fechten, Krieg führen; und davon kömmt das Wort Kerab, eine Schlacht, her. Dieses erinnert mich an das erschreckliche Bild, welches uns Orpheus entworfen hat.

Ην χροίος ηνικα φωτες απ' αλληλων βιον ειχαν  
Σαρκοδακη κρεισσων δε τον ηττονα φωτα δαιζε.

Σιζη. Εμπειρικος προς Μαθημ. βιβ. β.

Der Vater Ricci saget in seinem chrisilichen Zuge nach China ausdrücklich, daß ihre Sprache bloß in einsylbigten Wörtern bestehe. Eben dieses scheint auch bey den alten Aegyptern statt gefunden zu haben, so, wie wir es selber an dem größten Theile der nordischen Sprachen bemerken können.



schaft, als Schrecken, Zorn, oder Mangel, (welche gar leicht den Menschen einen Laut auspressen,)\* erfunden worden, werden dieses fanatische Wesen und Schrecken ausdrücken, welches Geschöpfen begegnet, die wild und wehrlos leben \*\*. Wir müssen uns ihre Rede, als gebrochen, ungleich und stürmisch vorstellen. Ein Wort oder Laut vertrat, nach Beschaffenheit seiner Gleichförmigkeit mit verschiedenen Begriffen, die Stelle für sie alle, eine Eigenschaft, die wir öfters fälschlich für Stärke und Nachdruck halten, da sie doch ein wirklicher Mangel ist.

Jedoch lasset uns nunmehr einen andern Weg nehmen, und setzen, daß die Umstände der rohen Gesellschaft ein wenig besser geworden; daß sie anfangen ihre kauderwelsche selbst gemachte Sprache zu verstehen, in einer erträglichen Sicherheit leben, und sich in Freiheit befinden, sich rund und sich herum umzusehen: in diesem Falle wird die Verwunderung und

\* At varios Linguae fonitus *Natura* subegit  
Mittere; et *Utilitas* expressit nomina rerum.

*Lucret.*

\*\* Nam fuit quoddam tempus, cum in agris homines passim bestiarum more vagabantur, et sibi victu ferino vitam propagabant; nec ratione Animi quicquam, sed pleraque viribus Corporis administrabant. Nondum diuinæ religionis, non humani officii ratio colebatur. Nemo legitimas viderat nuptias; non certos quisquam inspexerat Liberos: non jus æquabile, quid utilitatis haberet, acceperat. Ita propter errorem atque incitiam, caeca ac temeraria dominatrix animi cupiditas, ad se explendam viribus corporis abutebatur, perniciosissimis Satellitibus.

M. T. Ciceronis de Inventione Lib. I.

das Erstaunen nachfolgen. Die Verwunderung ist die eigene Leidenschaft roher und unerfahrender Sterblichen, wenn sie von Furcht befreuet sind. Der große Kunstrichter unter den Alten hat sie den jungen Leuten zugeschrieben: ein wichtiger Kopf von den Neuern leget sie dem Frauenzimmer bey, und einer von den feinsten Auffätzen, die in unserer Sprache geschrieben sind, schränket sie auf die Narren ein.

Es ist gewiß, daß die Menschen überhaupt in der Kindheit der Staaten etwas ähnliches von der öffentlichen Verfassung an sich haben: sie haben nur diejenige Art, sich auszudrücken, welche ihnen die rauhe Verbesserung der Zufälle, die vielleicht erschrecklich genug gewesen, und die sie ausgestanden, ertheilen kann. Sie sind unwissend und ohne Endzwecke, und werden von der Furcht regieret, und dem Gefährten derselben, dem Aberglauben. Es ist eine ungeheure Leere in ihrem Verstande; sie wissen weder, was sich zutragen wird, noch auch nach was vor einer Ordnung die Dinge ihren Lauf nehmen werden. Ein jeder neuer Gegenstand trifft sie unbereit an; sie starren und sperren das Maul auf, wie Kinder, welche die ersten deutlichen Vorstellungen bekommen. Ihre Worte drücken dieses, was sie fühlen \* aus;  
und

\* Οἱ πρῶτα μὲν βλέποντες, ἐβλεπον μάτην

κλυόντες ἢ κ' ἠκούον· ἀλλ' οὐκ ἔμενον

ἀλεγκτοὶ μορφαστοί, τοὺς μακρὸν χρόνον

ἐφύρον ἐκ τῆς πάντας.

Λιγυλ. ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ.

Diese Nachricht von den ersten Sterblichen ist von dem gelehrten und scharfsinnigen Weltweisen bestätigt:  
Λίκος τὲ τῆς πρῆτης, αὐτὸς γηγενὲς ἦσαν, αὐτ' ἐκ φθό-

und gleichwie die Entfernung von diesen Lauffchranken der Unwissenheit und Verwunderung bis zu dem Stande eines weisen und erfahrenen Mannes, den wenig Dinge in Verwunderung setzen, und dem die Schicksale der Völker, und die Geseze und Schranken unseres Zustandes bekannt sind, sehr groß ist: so ist auch nach Proportion die Sprache beschaffen, und trägt die Zeichen von den dazwischen aufgeführten Schauspielen an sich.

Es wäre etwas leichtes, diese Meynung mit vielen grammaticalischen Exempeln zu beweisen; allein sie können nur von Männern verstanden werden, die, wie Hr. Hochgebornen, es in ihrer Gewalt haben, sich derselben nach ihrem Belieben wieder zu erinnern. Ich will nur bemerken, daß die Türken, Araber, und Indianer, und überhaupt die meisten Einwohner des Orients, eine ein einsames Leben führende Art von Volk sind. Sie reden nur selten, und niemals lange ohne Bewegung; wenn sie aber, nach ihrer Art zu reden, ihren Mund aufthun, und einer feurigen Einbildungskraft freyen Lauf lassen, so werden sie poetisch und voller Metaphern. Das Sprechen ist unter so einem Volke eine Sache von Wichtigkeit, wie wir aus ihren gewöhnlichen Einleitungen abnehmen können; denn ehe sie ihre Gedanken zu eröffnen anfangen, so berichten sie, daß sie ihren Mund aufthun; daß sie das Band ihrer Zunge lösen; daß sie ihre Stimme erschallen

§ 2

len

καὶ τινος εἰσάγησαν, ομοίως εἰπὼς καὶ τὴν τυχοῦντα καὶ τὴν αἰατὴν, ὥστε καὶ λήγεται κατὰ τὸν γῆγεναι.

Αριστοτ. Πολιτικ. β.

len lassen, und mit ihren Lippen sprechen wollen \*. Diese Eingänge haben eine große Aehnlichkeit mit den alten Arten der Vorreden in dem Homer, Hesiodus und Orpheus, worinnen ihnen Virgil zuweilen nachfolget.

Wenn demnach eine unverbrüchliche und nothwendige Verbindung zwischen der Gemüthsbeschaffenheit einer Nation und ihrer Rede statt findet, so müssen wir glauben, daß in dem Anfange einer jeden Sprache eine Vermischung von Einfalt und Verwunderung angetroffen werde; und daß sich die Mundart mit den Umständen und Neigungen eines Volks zugleich verbessern müsse. Wenn wir die, welche Homer redete, näher betrachten, so finden wir, daß sie keine ursprüngliche ist, sondern von andern weit älteren abgeleitet worden. Doch scheint sie von einem sehr kleinen Stamme, den die Delasger \*\* und alten Einwohner der mitternächtlichen Theile von Griechenland redeten, entsprossen zu seyn. Den größten Theil ihrer Zusätze bekam sie von Asien, Phönizien und Aegypten, durch die

\* Man sehe die arabischen Nachtgespräche, welche aus dieser Sprache übersetzt sind.

\*\* Τε γηγενες γαρ εἰμ' ἐγὼ παλαιχθόνους  
 ἱνις ΠΕΛΑΣΓΟΥ, τῆς δὲ γῆς ἀρχηγέτης.  
 Εμὲ δ' Ἀνακτος εὐλογῶς ἐπωνυμῶν  
 Γένος ΠΕΛΑΣΓΩΝ τὴν τε καρποῦνται χθονά  
 Καὶ πᾶσαν Αἰᾶν ἧς δὲ Ἀλγος ἐρχεται  
 Στρυμῶνι τε πρὸς δυνεινὸς ἡλὶς κρατῶ.

die Vermittelung von Cypern und Kreta \*. Diese, und andere Inseln, welche vornehmlich unter der Bothmäßigkeit der Karier standen, wurden am ersten bevölkert, und in den zum Leben notwendigen Künsten unterrichtet. Sie liegen den Kaufleuten, die aus den jetzt benannten Ländern seegelten, am bequemsten; und es waren entweder Handelsleute, oder Personen, die sich wegen irgend einer verwegenen That, die sie zu Hause \*\* verübet hatten, genöthiget sahen, auswärts zu reisen, welche die ersten Unterweiser der alten Griechen abgaben \*\*\*.

Diese Zufälle begegneten einer Himmelsgegend, welche die Menschen eben nicht zur Einsamkeit geneigt macht, und den Müßiggang verbietet. Die Nothwendigkeit der Arbeit und Erfindung; ein wachsender Handel, und, mehr denn sonst irgend etwas, die Menge von niemanden abhängender Regierungen, und auf einander eifrigen Städte, brachte gar bald eine edlere Sprache auf, als irgend eine von den Müttern war. Sie war anfänglich einsältig,

§ 3

fältig,

\* (Κρητη νησος) παση επικειται τη θαλασση, χεδον των ΕΛΛΗΝΩΝ ιδρυμενων περι την θαλασσαν παντων.

Αριστοτ. Πολιτικ. β.

\*\* Danaus, Kadmus, u. s. w. Siehe die Marmora Arundel. Epoch. 9. betreffend Πεντηκοντορος: und die folgende Anmerkung.

\*\*\* Τον μιν επικεινα χροιον, οι δυσυχνητες εν τοις βαρβαροις των ελληνιδων πολεων ηξιουν αρχειν. Και Δαναος μιν εξ Αιγυπτu φευγων, Αργος κατεχε. Καδμος δε ο Σιδωνιος Θηβαι εβασιλευσε. Καρες τε τας Νησους κατωκην. Πελοποννησος δε συμπασης ο Ταιταλς Πελοψ ανεκραυσε.

Ισοκρατ. Ελσινης Εγκωμιον.

fältig, uneingeschränkt, und frey, wie ihr Leben. Ihre politische Schreibart wuchs mit ihrer bürgerlichen Verfassung, und war in ihrer Größe, als sie die meisten Angelegenheiten von dieser Art, und von der äußersten Wichtigkeit zu besorgen hatten: und wenn sie ein wüstes kriegerisches Volk ihrer Freyheit beraubt hatte, so nahmen sie ihre Zuflucht zu der Weltweisheit und Gelehrsamkeit. Die Rathssammlungen eines freyen Staates werden vermittelst des Sprechens unterhalten, und dieses führet gar bald die Wohlredenheit und die Künste zu überreden ein. Wenn dieselben unnütze oder in dem gemeinen Wesen gefährlich werden, so legen sich die Menschen auf minder schädliche Gegenstände.

Dieses waren die merkwürdigen Zeitpunkte, welche die griechische Sprache durchgangen ist. Sie gieng ganz gemächlich durch dieselben, und hatte Zeit von einem jeden einen Eindruck zu bekommen. Sie daurete lange, und überlebte die lateinische weit, wie sie auch vor derselben ihren Anfang nahm. Die Ursache war, daß die Griechen, mitten unter allen Unruhen ihres Landes, dennoch beständig Freyheit und Beschäftigung genug hatten, entweder mit öffentlichen Angelegenheiten oder mit der Gelehrsamkeit, um etwas von ihrem Geiste und ihrer Sprache am Leben zu erhalten, welche allemal unseren Glücksfällen folgen, und sich nach unseren Umständen und Zustände richten wird \*. Denn wovon reden wir denn wohl anders? Aus diesem Grunde muß eine

\* *Format enim Natura prius nos intus ad omnem Fortunarum habitum — Horat. ad Pison.*



eine blühende und glückliche Nation, die im Anfange keine übertriebene Zucht gehabt hat, und nach einer langen Bemühung und vielen Versuchen zur Vollkommenheit in allen Friedens- und Kriegeskünsten gelanget ist, eine solche Nation muß die edelste Sprache reden; sie hat aber auch dagegen wegen der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, für ihre Dauer keine Sicherheit.

Nach so einer Ausführung erwarten Ew. Hochgebornen sonder Zweifel, was endlich zuletzt heraus kommen wird? Es ist dieses, mein Lord! „Da die griechische Sprache, durch den oben erwähnten Fortgang, so weit gebracht war, daß sie „alle die besten und vortrefflichsten Empfindungen „der Menschen ausdrücken konnte, und einen hinlänglichen Vorrath von ihrem ursprünglichen, „in Erstaunen setzenden, metaphorischen ersten Anfange behalten hatte; in diesem Zeitpunkte „schrieb Homer. „

Ich weiß nichts, das uns von der Wahrheit dieses glücklichen Umstandes besser überzeugen könnte, als wenn wir die Erscheinungen der Gottheiten betrachten, die er in sein Gedichte eingeführet hat. Der größte Theil derselben ist natürlich, und sie sind, wenn wir die ägyptischen Allegorien, welche er gemeiniglich seinen Göttern \* in den Mund legt, annehmen, in der herrschenden Sprache des Landes erzählt. Es ist in der Dichtkunst zu einer Regel gemacht,

E 4

macht,

\* Wenn der Dichter derselben in seiner eigenen Person erwähnt, so führt er sie gemeiniglich mit *φάνη*, sie sagen, ein.

macht \*, „daß man den gemeinen Begebenheiten  
 „des Lebens ihre einfältige Tracht ausziehen, und sie  
 „einer höheren Gewalt zuschreiben solle, damit ihre  
 „Würdigkeit unterstützt werde; den leblosen Dingen  
 „aber müsse man ein Leben ertheilen, und sie mit  
 „einer Person und sich dazu schickenden Eigenschaf-  
 „ten bekleiden: „ Allein es glauben wenig, daß die  
 gewöhnliche Sprache zu der damaligen Zeit diese me-  
 taphorische Kleidung getragen habe. Indessen wür-  
 de es sonst nicht zu entschuldigen seyn, wenn man poe-  
 tische Ausdrücke in den Mund eines andern, als des  
 Dichters selbst legen wollte: Es würde wirklich eine  
 falsche Schreibart seyn, und es ist ein gemeiner  
 Fehler in vielen vortrefflichen Werken. Der große  
 Abichreiber des Homerus, welcher ein bewunderns-  
 würdiges Gedichte aus den zwey andern verfertiget  
 hat, scheint einem recht aufrichtigen Richter, in die-  
 sem Stücke seiner Urschrift nicht gleich gekommen zu  
 seyn. Es ist der sinnreiche Mons. de la Motte,  
 von dem ich rede, welcher den Aeneas für einen bey  
 weitem zu großen Dichter hält, und gesteht, daß er  
 nicht umhin gekonnt habe, diese uneigentliche Art  
 sich auszudrücken, durch das ganze andere und dritte  
 Buch der Aeneis zu fühlen; allwo der Held in seiner  
 Erzählung nicht minder verblüht und figürlich ist,  
 als der Dichter selbst in der übrigen \*\*.

Daß Virgil so lange nach dem Feldzuge des  
 Aeneas, und in einer, für die damals üblichen Sit-  
 ten

\* Siehe Boileaus Dichtkunst.

\*\* Discours sur l'Ode: et Responce a la Reflexion de  
 Mons. Despreaux sur Longin.

ten viel zu ausgepukten Sprache geschrieben hat, das macht diesen Fehler nur desto merklicher. Allein in den trojanischen Zeiten hatte ihre Sprache sowohl, als ihre Sitten, noch vieles von der morgenländischen Art an sich. Ihre Gottesgelahrtheit war eine Fabel, und ihr moralischer Unterricht eine allegorische Erzählung. Wenn Priamus um den Leichnam seines erschlagenen Sohnes bath, so tröstete ihn Achilles mit einer parabolischen Geschichte von den Gefäßen, aus welchen Jupiter einem jeden Menschen seinen Theil von Glück und Unglück austheilet \*; und Glaucus erzählt dem Diomedes: „Wie die Blätter der Bäume erst hervorsproießen, und hernach abfallen; so sind die Erzeugungen der sterblichen Menschen \*\*.“

#### Vierter Abschnitt.

Nächst der Mutter, von welcher eine Sprache abstammt, den gemeinen Sitten, unter welchen sie gebildet ist, und dem kritischen Zeitpunkte ihrer Dauer, hat den vornehmsten Einfluß in dieselbe die Religion des Landes, und die Sitten der Zeiten. Diese letzteren hätten mit unter den gemeinen Sitten der Nation begriffen werden können; allein ihr Einfluß, vornehmlich in die Art und den Geist der Sprache, ist groß genug, um eine besondere Betrachtung zu verdienen.

Ich werde bald Gelegenheit haben, den Ursprung beydes der griechischen Religion als Ge-

E 5

lehr,

\* Ilias α.

\*\* Ilias ε.

Lehrsamkeit näher zu untersuchen. Vorist ist es hinlänglich zu sagen, daß sie von der großen Mutter heiliger und bürgerlicher Stiftungen, dem Königsreiche Aegypten herkamen. Dieses weise Volk scheint die Zügel der menschlichen Leidenschaften, und die Art, eine weitläufige Gesellschaft zu regieren, sehr zeitig bemerkt zu haben. Sie sahen die allgemeine Neigung der Menschen, dasjenige zu bewundern, was sie nicht verstehen, und eine Ehrfurcht für unbekannte Kräfte zu hegen, von denen sie sich einbilden, daß sie ihnen viel Gutes oder Böses zufügen können. Sie richteten ihren gottesdienstlichen Glauben, und ihre feyerlichen Ceremonien nach dieser Gemüthsbeschaffenheit ein; machten ihre Gebräuche geheimnißvoll, und überlieferten ihre allegorischen Lehren unter vielen Binden einer tiefen und frommen Heimlichkeit.

Ω ΤΕΚΝΟΝ! ΣΥ ΔΕ ΤΟΙΣΙ ΝΟΟΙΣΙ ΠΕΛΑΖΕΟ, ΓΛΟΣΣΗΝ  
ΕΥ ΜΑΛ' ΕΠΙΚΡΑΤΕΩΝ ΣΤΕΡΝΟΙΣΙ Δ' ΕΝΘΕΟ ΦΗΜΗΝ\*.

So komm, mein Sohn! herbey mit achtsamem Gemüthe,

Die Zunge halt' im Zaum; bewahre in der Brust  
Den Götterspruch —

Daher kommt jene Menge von ungeheuren Erzählungen die Götter betreffend, welche die ersten griechischen Weisen, die nach Aegypten reiseten, gewiß verstanden und ihren Jüngern auslegten \*\*, unter

\* Ορφεύς πρὸς Μουσαιοί. In fragment. Ορφικὸν ἔργον.

\*\* Diodorus, der Sicilier, füget, nachdem er die natürliche Bedeutung der Allegorie, daß Bacchus ein Sohn

unter welche ich, nach einigen Geschlechtern, den Hesiodus und Homer rechne. Allein da sie nachhero in die Hände gewisser, mit einer hitzigen Einbildungskraft begabter Menschen geriethen, welche glaubten, daß sie so gut erfinden könnten, als ihre Lehrmeister, wurden den erstern viele mündlich überlieferte Erzählungen angehängt; die zuweilen ungeschickt genug, zuweilen aber so beschaffen waren, daß sie in einer buchstäblichen Erzählung ein erträgliches Stück ausmachten, aber lauter Verwirrung anrichteten, wenn man sie bey der Allegorie anwenden wollte. Dergleichen sind alle die ΙΠΟΙ ΛΟΓΟΙ, (heiligen Ueberlieferungen) deren so ofte von dem Herodotus gedacht wird, mit der Erklärung, daß er es nicht wagen wolle, sie bekannt zu machen; und von eben dieser Art ist auch der ΘΕΙΟΣ ΛΟΓΟΣ, die göttliche Ueberlieferung, die Orpheus seinem liebsten Schüler empfiehlt, und von dem ersten Vater zu einem ganz andern Endzwecke angeführet war \*.

Dieser allegorische Gottesdienst fand, da er nach Griechenland verpflanzt wurde, an demselben einen

Sohn des Jupiters und der Ceres, oder daß der Wein die Frucht der Erde und der Feuchtigkeith sey, diese merkwürdigen Worte hinzu: συμφωνα δε τατοις ειναι τα τε δηλημενα, δια των ΟΡΦΙΚΩΝ ΠΟΙΗΜΑΤΩΝ, και τα παρειαγομενα κατα τας τελετας, περι αν η θεμις τοις αμυητοις ισορειν τα καλα μερος. βιβ. γ. Welches die eigentliche Beschaffenheit und Absicht der orphischen Gebräuche deutlich zu erkennen giebt.

\* Eis δε ΘΕΙΟΝ ΛΟΓΟΝ βλεψας, τατω προσεδρυσεν.

Iustin. Martyr. Ο Λογος παραινετικος προς Ελληνας.

nen zu einem verglichen Gewächse sehr bequemen Boden. Er schlug in den Gemüthern der Griechen tiefe Wurzel, als welche gräulich unwissend, und von keinen Nebenmahnungen vorher eingenommen waren. Sie machten von ihrer eigenen Art Zusätze zu demselben; und er war in wenig Menschenaltern ihren Sitten einverleibet, mit der Sprache vermischt, und gewann einen allgemeinen Glauben. „So war er beschaffen, als Homer in der Welt erschien. Er hatte seine muntersten Kräfte erreicht, und die Unmuth der Neuigkeit und Jugend noth nicht verloren. „Das ist die Krisis, wenn sich ein jeder befließiget, in der herrschenden Schreibart zu reden; und dieses mit der frühzeitigen metaphorischen Art der Sprache zusammen genommen, macht einen wichtigen Grund aus, warum wir in den alten Schriften eine beständige Allegorie erblicken.

Wir haben häufige Exempel, wie sehr der feste Glaube einer Sekte macht, daß die Menschen in der genehmigehaltenen Redart sprechen und schreiben. Sie führen dieselbe in ihre Angelegenheiten ein, spielen auf sie an in ihren Ergötzlichkeiten, und enthalten sich ihrer in keinem Theile des Lebens; vornehmlich wenn sich die Lehre in ihrer Blüthe, und glücklichstem Zustande zeigt. Denn Ew. Hochgebornen wissen, daß diese Dinge bey den Alten ihren Frühling und Sommer sowohl halten, als die natürlichen Gewächse; und daß sie nach einer gewissen Zeit, gleich den alt gewordenen Pflanzen, die Schönheit und Leben verloren, nicht geachtet wurden, und zuletzt gar vergiengen.



Was die Dichtkunst weiter vor Vortheile von einer so gebildeten Religion einern kann, das wird weiter unten zu ersehen seyn. Lasset uns nunmehr die Sitten der Zeiten betrachten, darunter ich die Handthierungen und Studien verstehe, die im Schwange sind, und denenjenigen, die sie in einem vorzüglichen Grade besitzen, die meiste Ehre zuwege bringen.

Sie folgen ebenfalls den Glücksumständen einer Nation. Bey dem obengedachten Fortgange sind diejenigen Künste, die dem menschlichen Leben den größten Nutzen verschaffen, ich meine die, so unsere natürlichen Mängel ersetzen, die ersten, welche ihre Erfinder berühmt machen; mit der Zeit aber, wenn sich der Reichthum eingefunden hat, ziehen die Ausbesserer des Vergnügens, und die Erfinder der Pracht unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Aus den Nachrichten, die wir allbereits von dem Zustande Griechenlandes gegeben haben, ist leicht zu schließen, daß, da Homer lebte, die Ersteren noch beständig die vornehmsten gewesen seyn müssen. Ein glücklicher Umstand, der ihn für zwey Lastern bewahrte, welchen der vortreffliche Longin den Verfall der Dichtkunst schuld giebt; für einer unersättlichen Begierde nach Reichthum, und was er *αργεσάτων Πάθος* nennt, eine niederträchtige Muth benehmende Leidenschaft, für die Liebe zur Ergöghlichkeit\*.

Die Waffen waren zu der Zeit in der That die geehrteste Handthierung, und der Eifer für das gemeine

\* *Περί Υψους. Τμήμα μδ. ζήτημα λαμπρόν.*

gemeine Beste der geliebteste Charakter. Ein Mann, der seine Stadt tapfer vertheidiget, ihre Herrschaft erweitert, oder sein Leben für ihre Sache eingebüßet hatte, ward als ein Gott verehret: die Liebe zur Freyheit und Verachtung des Todes, nebst ihren edelsten Folgen, der Ehre, Redlichkeit und Mäßigkeit, waren Wirklichkeiten. Die Noth erforderte, wie ich gesagt habe, diese Tugenden \*. Ohne sie fand keine Sicherheit des Lebens oder Glückseligkeit statt. Denn da ein jeder Staat, das will so viel sagen, beynahe jede Stadt, von ihrer kriegerischen und anwachsenden Nachbarinn beneidet wurde, so mußte man eines von beyden erwählen, sich entweder mit der Schärfe der Waffen zu vertheidigen, oder auf eine schimpfliche Art der Unterdrückung und Sklaverey zu unterwerfen.

„Und es ist kein Wunder, wenn ein Mensch, der  
 „diese Tugenden von der Noth und den Dingen  
 „selber lernet, selbige besser versteht, als ihn die  
 „Schulen oder Lehrbücher darinn unterrichten kön-  
 „nen;

\* Ο γὰρ δὴ χρόνος αὐτὸς, (die Zeiten des Theseus, kurz vor dem trojanischen Kriege) ηἵνεκεν ἀνδραγαθῶν, χειρῶν μὲν ἐργοῖς, καὶ ποδῶν ταχίσιν, καὶ σωματῶν ῥωμαίως ὥς ποικίλιν ὑπερφυσίαι καὶ ἀκαματίας. πρὸς ὕδιν τε τῇ φύσει χρωμένους ἐπιεικῆς, ὕδιν ἀφελίμων ἄλλ. ὑβρίει τε χαίροιντας ὑπερφηναί, καὶ ἀπολαύοντας τῆς δυναμὸς οὐμότητι καὶ πικρία, ἐπὶ τῷ κρατύν, βιάζεσθαι τι, καὶ διαφθείρειν τὸ παρὰ κίπτον. Αἰδῶ δὲ καὶ δικαιοσύνην καὶ τὸ ἴσον καὶ τὸ φιλανθρώπον, ὡς ἀτολμία τε ἀδικεῖν, καὶ φόβῳ τε ἀδικεῖσθαι, τῶν πολλῶν ἐκταίνοντας, ὕδιν οἰομένους προσηύκει τοῖς πλεονέχουσιν δυναμείοις.

ΠΛΕΤΑΡΧΗ ΘΗΣΕΥΣ.

„nen; und daß die Vorstellungen solcher wirkli-  
„chen Charakter die Kennzeichen der Wahrheit an-  
„sich tragen, und jene, so von erdichteten Ver-  
„diensten und ersonnenen Mustern hergenommen  
„sind, weit verdunkeln.

So sehen wir also, daß die Glücksumstände,  
die Sitten und die Sprache eines Volkes genau  
zusammen verbunden sind, und nothwendig einen  
Einfluß in einander haben. Die Menschen erhal-  
ten ihre Empfindungen von ihren Glücksumständen;  
sind dieselben schlecht, so ist es ihre beständige Be-  
mühung, wie sie selbige verbessern, sind sie aber  
gut, wie sie dieselben genießen wollen: Und  
nach dieser Neigung richten sie beides ihre Auffüh-  
rung als ihren Umgang, und nehmen die Sprache,  
Mine, und Art an, welche der Beschaffenheit der  
verschiedenen Charakter eigen ist.

In den meisten griechischen Städten gewon-  
nen eben die bürgerlichen Verfassungen und Gesetze  
gleich eine ordentliche Gestalt, als Homer auf die  
Welt kam \*. Die ersten Entwürfe derselben waren  
überaus einfältig \*\*; indem sie ihren Ursprung von  
den

- Sie hatten keine wohleingerichtete Sammlung von  
Gesetzen, oder ordentlichen Plan einer bürgerlichen  
Verfassung, vor dem Onomakritus. So sagt Ari-  
stoteles, Ονομακρυτος γαινομαις πρωτος διους περι Νομο-  
δωτικον. Πολιτ. α.

- \*\* Τας γαρ αρχαιους Νομους λιαν απλως ειναι και βαρβαρικους.  
Εσιδηροφορεντο γαρ οι Ελληνες, και τας γυναικας εισιχι-  
το παρ αλληλων. Οσα τε λοιπον των αρχαιων εστι του  
Νομιμων, ευηδη παμπαν εστι.

Αριστοτ. Πολιτ. β.

den Bedürfnissen der damals herrschenden rohen Lebensart erhielten. Das große Gesetz der Gastfreiheit machte den vornehmsten Theil der Unterweisung aus. Einem Fremden Leid zuzufügen, der seine Zuflucht unter euer Dach genommen, an eurem Tische mit gespeiset, oder sich bey eurem Feuer niedergelassen hatte, das ward zur größten und allerverabscheuungswürdigsten Gottlosigkeit gemacht. Die übrigen waren von gleicher Art; allgemeine Verbote der Gewaltthätigkeit, oder solche Anordnungen von Sitten, die wir für unnöthig oder barbarisch halten würden. Die Stämme fiengen nur erst an, innerhalb ihrer Mauern und neuen umzäunten Städte in Sicherheit zu leben, und hatten noch weder Zeit noch Geschicklichkeit gehabt, eine häusliche gute Verfassung oder zukunftsmäßige Gesetze einzurichten; und noch vielweniger, an öffentliche gute Anordnungen zu denken, wie sie ihre Bürger aufziehen wollten. Sie lebten nach der Natur, und wurden von dem natürlichen Gewichte der Leidenschaften regieret, so wie es in eine jede menschliche Brust gelegt ist. Dieses machte, daß sie ohne allen andern Zwang redeten und handelten, als den ihnen ihre eigenen angeborenen Begriffe von dem Guten oder Bösen, Rechten oder Unrechten anthaten, nachdem ein jeder von innen getrieben wurde. „Vergleichen Sitten geben die natürlichsten Gemählde, und bequeme Worte an die Hand, sie zu schildern.“

Sie haben eine ganz besondere Wirkung auf die Sprache, nicht nur in sofern als sie natürlich, sondern auch in sofern, als sie aufrichtig und gut sind. So lange als eine Nation einfältig und aufrichtig bleibt,

bleibet, so bekömmet alles, was sie sagen, von der Wahrheit ein Gewichte. Ihre Empfindungen sind stark und redlich; und diese bringen allemal geschickte Worte hervor, sie auszudrücken \*. Ihre Leidenschaften sind aufrichtig und rechtschaffen, nicht verfälschet oder verstellt, und brechen in ihren eigenen und ungekünstelten Redensarten und ungezwungenen Ausdrücken aus. Sie sind nicht zu der Plauderhaftigkeit und den kleinen artigen Manieren gewöhnet, die eine gekünstelte Rede entkräften. Sie sind auch nicht mit Spitzfindigkeit und falschem Wiße angefüllet, als welche sich beyderseits in einem jeden Lande erst später zeigen, und in Griechenland lange nach den trojanischen Zeiten zum Vorscheine kamen. Und dieses ist, nach meiner Meinung, die Ursache, „warum die „meisten Nationen an ihren alten Dichtern ein so „großes Vergnügen finden \*\*.“ Wir fühlen, ehe sie eine zierliche Schmeicheley und eine geschminzte Falschheit an sich nehmen, den Nachdruck ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken.

In dem gemeinen Leben ist der wißige und artige Mann aniso, sonder Zweifel, der vorzüglichste Charakter: allein, er ist nur eine mittelmäßige Person und kein Held †; weil er eine Person vorstellt,

für

\* Quin ipse (Tiberius) compositus alias, et velut elucantium Verborum, solutius promptiusque loquebatur, quotiens subveniret. Tacitus.

\*\* ——— Graecorum sunt antiquissima quaeque Scripta vel Optima ———

Horat. ad Augustum Ep. I. Lib. III.

† Bellus Homo, et Magnus vis idem Cotta videri:

Sed qui bellus Homo est, Cotta pusillus Homo est.

Martial. Epigramm. Lib. I. 10.

für welche schwerlich ein Maß oder Raum in einem epischen Gedichte zu finden ist. Bey einer Sache von Wichtigkeit, da die Gefahr erheblich ist, und die Ausführung Behutsamkeit und Muth erfordert, wüßig thun, das ist pöffenreißerisch und abgeschmackt.

Virgil mußte die Wichtigkeit dieser Nachahmung der alten Sitten sehr wohl; und borgte von dem Ennius seine altgewordenen Ausdrücke, und den starken veralteten Schwung seiner lehrreichen Gedanken. Ja er hat sogar viele alte Gebräuche angenommen, die bey Opfern, Spielen, und Einweihungen üblich waren, ja selbst Geseßformeln, nachdem es die Einrichtung seines vortrefflichen Gedichtes zulassen wollte.

## Fünfter Abschnitt.

Indem wir die Ursachen entwerfen, die den größten Einfluß in eine Sprache haben, werden wir auf einen Gedanken gebracht, welcher den wahrhaftig Tugendhaften Vergnügen erwecken muß. Wir finden, daß ohne Tugend keine wahre Dichtkunst statt finden kann. Sie hängt von den Sitten einer Nation ab, welche ihren Charakter bilden, und ihre Sprache beseelen. Sind ihre Sitten rechtschaffen und aufrichtig, so wird ihre Rede denselben ähnlich seyn, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Und wenn wir höher steigen, und sie nicht nur als rechtschaffen, sondern auch als edel und heldenmäßig voraussetzen, wie wir thun müssen, wenn wir von Sitten reden, die sich für die Dichtkunst schicken sollen, was ist dieses anders, als die Tugend selbst, in  
aller



aller ihrer Hoheit und Glanze? Ew. Hochgebornen müssen dieselbe zuweilen in dieser herrlichen Kleidung gesehen haben, und werden es mir vergeben, wenn ich mich in die Untersuchung eines so liebenswürdigen Gegenstandes einlasse. Ist dasjenige, was wir den Selbdenmuth nennen, wohl in der That etwas anders, als eine uneigennützige Liebe zu dem menschlichen Geschlechte und unserm Vaterlande, die keine Gefahren erschrecken, und keine Beschwerlichkeiten ermüden? Wenn er dieses nicht ist, so müssen die geselligen Leidenschaften, und die edelsten Neigungen, in einem epischen Gedichte die Oberhand haben. Es ist wahr, sie können sich verändern, und in verschiedenen Charaktern auf eine verschiedentliche Art zeigen: Sie können ferner ihre Schatten haben, und müssen zuweilen auf einem dunklen Grunde entworfen werden, um ihnen eine Erhöhung zu geben; allein sie müssen doch allemal die vornehmsten Figuren auf dem Gemälde seyn, wenn sie anders ein wirkliches und dauerhaftes Vergnügen verschaffen sollen.

Jedoch es biethet sich ein anderer Schluß dar, welcher so seltsam zu seyn scheint, daß man nicht weiß, was man damit machen soll. Denn klingt es nicht etwas verrätherisch an dem Hofe des Apollo, zu sagen, daß sich eine ausgezierte Sprache für einen großen Dichter nicht schicke? Und doch befürchte ich, wenn anders der Satz wahr ist, „daß niemand etwas schön beschreibt, als was er gesehen, und in keiner Sprache und Mundart mit Fertigkeit und als ein Meister redet, als in der, an die er sich gewöhnet hat,“, wir werden demselben beypflichten müssen. Wem es nur bekannt ist, was man eigentlich für die

Auszierung der Schreibart hält, und welches die Gegenstände sind, die gemeiniglich in dieser Art abgehandelt werden, der wird es mir leichtlich vergeben, wenn ich mir kein Bedenken mache, diesen Schluß daraus zu ziehen. Ich will nur bemerken, daß das, was wir Auszierung nennen, eine Sprache verringert. Es machet manche Wörter veraltet; es sperret uns in einen Winkel ein, erlaubet uns nur eine einzige Gattung von artigen Redensarten, und beraubet uns mancher vielbedeutender Wörter, und starker schöner Ausdrücke, welche wir, wie Virgil, auf die Gefahr wagen müssen, altväterisch und bäurisch zu scheinen.

Eine Sprache, die durch und durch nach dem heutigen Verstande ausgezieret ist, wird niemals zu der Einfalt der Sitten herabkommen, die zu der epischen Dichtkunst unumgänglich nothwendig erfordert wird: und wenn wir die Sitten erdichten, so müssen wir uns auch ebenfalls bemühen, die Schreibart nachzuahmen. Ich habe allbereits gezeigt, was vor einen schlechten Fortgang wir von einem solchen Versuche erwarten können; und es wäre etwas leichtes, mit Exempeln zu beweisen, daß weder Gelehrsamkeit noch Wiß hinreichend ist, uns für Vergehungen in diesem Stücke zu bewahren. Allein es ist eine unangenehme Arbeit: Lasset uns dahero lieber ein Beyspiel erwählen, wo wir eher loben, als tadeln, können.

Der Name Fenelon stellt uns das Bild eines Mannes vor, der sich durch alle liebenswürdige Eigenschaften hervorgethan hat. Gleich einem mächtigen Zauberer, erweckt er in unserer Einbildungskraft ächte Tugend, fürstliche Wissenschaften, und anmuthige Sitten. Seine vollkommene Kenntniß des Alter-

thums,

thums, und seine reiche Einbildungskraft schien ihn geschickt zu machen, die Folge der einfältigen und lehrreichen Odyssee zu schreiben. Und doch wissen wir, daß sein bezauberndes Werk der Critik \* nicht entgangen ist, und daß nur solche Theile davon derselben ausgesetzt sind, die eine Vermischung der alten und neuern Sitten versuchen; das ist, wenn er den alten Heldenmuth mit Staatskünsten vereinigen, und die Dichtkunst Staatsgründe predigen lassen wollen.

Man wird es vielleicht nach diesem für überflüssig halten, wenn ich bemerke, daß ein mit einer unumschränkten Gewalt versehener Hof, einen schädlichen Einfluß, beydes auf die Verschiedenheit der Charaktere in einer Nation, als auf den Umfang ihrer Aussprache haben muß. Wir dürfen uns nur rund um uns herum umsehen, wenn wir gewahr werden wollen, wie manche von den feinsten Ländern in Europa unter betrüglichen Gesetzen, und einer willkührlichen Regierung seufzen, und unselige Beweise von der Wahrheit dieser Anmerkung abgeben. Unter solchen Regierungen werden nicht nur Sachen von Wichtigkeit nach Gefallen regieret, sondern es muß sich auch jedermann, in dem gleichgültigsten Umstande des Lebens, nach dem Muster des Hofes richten. Exempel haben eben so viel Macht, als Befehle; man darf nur nach einer Kopey beydes reden und schreiben, und kein verdächtiges Wort darf die Ohren des sich irrenden

F 3

Großen

\* Critique des Avantures de Telemaque. Eine eben so grausame als unbillige Schrift; ohne eine andere Gelegenheit zu haben, als die das Feuer einer erhabenen Einbildungskraft, und die Unverträglichkeit der Sitten dargereicht.

Großen berühren. Auf diese Weise verlieren manche Dinge ihren Namen, oder werden durch uneigentliche Benennungen gemildert; und wo man diese nicht haben kann, so ruft man Umschreibungen herbei, um unsere Furcht zu bezeugen, daß wir jemanden beleidigen möchten, wenn wir die klare Wahrheit reden wollten \*.

Es ist auch außer diesem etwas erstaunliches, daß es in so einem Lande einen durch die Gesetze bestätigten Zwang in Absicht auf das Schreiben giebt; welches noch weit ärgere Folgen nach sich ziehen muß. Was vor ein beweinenwürdiger Anblick sind nicht diese Länder heutiges Tages, die vor Zeiten die Mütter der Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit waren? Wie unfruchtbar sind sie an echter Gelehrsamkeit! Wie gedrehet ist das wenige, das sie hervorbringen, und das die Kennzeichen der Gewaltthätigkeit und des unnatürlichen Zustandes an sich trägt, in welchem es empfangen und zur Welt gebracht ist! Anstatt dieser männlichen Gefinnungen, welche der Tugend und dem Laster Gerechtigkeit widerfahren lassen; anstatt dieser kühnen Abschilderungen von Menschen und Dingen des gegenwärtigen Jahrhunderts, (des Jahrhunderts,

\* Da der Cardinal Richelieu die französische Akademie genöthiget hatte, den Cid, ein Stück des berühmten Corneille, in die Censur zu nehmen, schrieb der Verfasser einen Brief an den Liebling des Cardinals, M. de Boisrobert, darinn er ihm meldet: J'attens avec beaucoup d'Impatience les sentimens de l'Academie, afin d'apprendre ce que doresnavant je dois suivre: Jusques la, je ne puis travailler qu'avec defiance, & n'ose employer un Mot en seurete.

hundreds, daran wir am meisten Antheil nehmen,) müssen sie sich damit begnügen, daß sie die überbliebene Stücke von Mönchshistorien durchsehen und ausbessern, und die Legenden der Heiligen sammeln. Oder wenn sie es wagen, vernünftig zu reden, so muß es von weit hergeholten Dingen und von allgemeinen Sagen seyn, die von ihrer Zeit entfernt sind, ohne daß sie eine Vergleichung anstellen, oder die geringste Anwendung machen dürfen.

So ist ihr Zustand beschaffen; da wir mittlerweile unsere Insel mit einer innigen Freude, als einen glücklichen Beweis von der Verbindung zwischen der Freyheit und Gelehrsamkeit ansehen können. Wir finden unsere Sprache männlich und edel, von einem weiten Umfange, und zu einer größern Verschiedenheit der Schreibart und der Charaktere geschickt, als eine von den heutigen Sprachen. Wir sehen, wie unsere Künste verbessert werden, unsere Wissenschaften höher steigen, und alles von einem so großmüthigen und so freyen Geiste beseelet wird, daß es den deutlichsten Beweis von der glückseligen Beschaffenheit unserer bürgerlichen Verfassung abgiebt.

Vergeben sie es mir, mein Lord, wenn mich ein so angenehmer Gedanke, an dessen Anmuth Sie selbst so großen Antheil haben, von einem traurigen Gegenstande abgezogen hat. Man kann nicht ohne Mitleiden an einen armen Dichter denken, der unter den Schrecken der Inquisition schreibt. Er weiß nicht, ob nicht dieser Vers einem ehrwürdigen Vater Inquisitor, ein anderer einem ehrwürdigen Vater Prior Inspector, verdächtig vorkommen; ob nicht

dieses Gleichniß den verordneten Vater Revisor stufsig machen, und diese Anspielung dem Vicarius selbst gefährlich scheinen möchte.

Es ist also kein Wunder, wenn der in Schrecken gesetzte Verfasser, den, anstatt der Musen, so schwarze Gespenster besuchen, von einer ungestalten Frucht entbunden wird. Ihre geistige Erscheinung muß jeden freyen Gedanken dämpfen. Das Gemüth darf sich nicht empor heben, sondern muß sich unter dem panischen Schrecken einer Censur beugen, die von dem weltlichen Arme, zu ihrer desto größeren Gewalt, vertheidiget wird. Und können wir wohl einige Anmuth oder einigen Witz in einem Werke erwarten, das in so erbärmlichen Umständen empfangen und gebildet wird. Nein, gewiß nicht; ja wir dürfen in einer kurzen Zeit gar keine Schriften mehr erwarten. Denn die Väter erhalten überhaupt ihren Endzweck, und in einer Nation, wo ihnen einmal die Macht, dieses thun zu können, anvertrauet ist, richten sie die Sachen in kurzer Zeit so ein, daß selten jemand etwas anders schreibt, als sie selbst \*. Jedoch diese Dinge sind der Gegen-

\* In Spanien muß ein Buch durch sechs Gerichtshöfe gehen, ehe es bekannt gemacht wird. 1) Wird es examiniret von dem Examinador Synodal des Erzbisthums, welchen der Vicarius dazu verordnet hat; 2) geht es zu dem Gerichtsschreiber des Königreichs, darinn es bekannt gemacht werden soll, Chronista de Castilla, Arragon, Valencia &c. 3) Wenn es von diesem gebilliget worden, so erhält es die Erlaubniß von dem Vicarius selbst, die ein Notarius attestiret; 4) muß ein Freyheitsbrief von Seiner Majestät dazu erhal-



genstand schon mancher Abhandlung gewesen: ich erwähne derselben bloß darum, um den Grund der Antipathie zwischen denselben und den höhern Arten der Schriften zu zeigen. Es würde sehr unnöthig seyn, wenn man sich in eine weitläufige Beschreibung des tödtlichen Einflusses der Tyrannen einlassen wollte: da so gar ein Mann, der unter einer auf das Beste eingerichteten Regierung lebt, zu sehr nach den Sitten derselben gebildet wird, als daß er in dieser ursprünglichen und uneingeschränkten Abbildung der Menschen, der epischen Dichtkunst, vortreflich seyn könnte.

Es könnte, als ein Einwurf gegen diese Meinung, von denen, welchen der Wachethum und die Zeitläufte der Gelehrsamkeit bekannt sind, angeführt werden: „Daß man gleichwohl bemerkt habe, „daß die Zwischenzeit, zwischen der höchsten Freyheit „und der Slaveren eines Staates, der Welt einige „edle Früchte gezeiget habe.“ Die Sache ist unstreitig; und wir dürfen, wenn wir die Ursache davon entdecken wollen, nur die Stufen betrachten, nach  
§ 5 wel-

erhalten werden, und ein Secretär unterzeichnet denselben. 5) Wenn es gedruckt ist, so kommt es zu dem Corrector General por su Magestad, welcher es mit der von dem Vicarius unterschriebenen Copie vergleicht, damit nicht etwas eingeschaltet oder verändert werde. Und 6) schäzen es die Herren im großen Rathe, wie hoch es roh verkauft werden solle. In Portugall wird ein Buch siebenmal übersehen, ehe es öffentlich bekannt gemacht werden darf. Ich habe bey einigen Titelblättern derselben lachen müssen, auf welchen zu desto größerer Sicherheit des Käufers, die Worte stunden: Com todas as Licenças necessarias.

welchen eine Regierung ihre Rechte verlieret, und der Willführ einer einzigen Person ausgesetzt wird.

Es wird dieses Unglück überhaupt an die Thüre der Verderbniß gestellt, und das mit dem größten Rechte. Hochmuth und Ueppigkeit ermangeln selten, wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht, einen Staat in Verzücungen zu stürzen, und für einen Beherrscher reif zu machen. Sie machen die Menschen geneigt, unter gewissen Absichten, zu geben und zu nehmen, welche nach und nach wichtig genug werden, bey jedermann ein Verlangen darnach zu erwecken; allein es ist auch zu gleicher Zeit keine Zeit auf der Welt, da man die Menschen so vollkommlich kennen lernen kann. Wenn die Anerbiethungen verführerisch sind, und die Bestechungen hoch steigen \*, so entdecken alsdenn die Menschen, was sie werth, und um welchen Preis sie sich feil zu biethen und zu verkaufen, Willens sind. Die wahrhaftig tugendhaften zeigen sich nach ihrer Weigerung, mit einem

Dop.

- \* Biduo per vnum seruum, et cum ex gladiatorio ludo, confecit totum negotium. Accersuit ad se, promissit, intercessit, dedit. Iam vero o Dii boni, rem perditam! etiam *Noctes certarum Mulierum* atque Adolescentulorum nobilium *Introductiones* nonnullis Iudicibus cumulo fuerunt. Cicero, da er die Geschichte von der Befreyung des Clodius durch den Beystand des Crassus an den Atticus schreibt. Lib. I. Ep. XIII.

Die Bestechungen des Curio, um die Parteyen zu verändern, und sein Vaterland zu betrügen, beliefen sich auf hundert H-S., oder 80729 Pfund Sterlinge, 3 Schillinge, 4 Pf. Er brauchte dieses und noch fünfmal mehr, wenn er sich von seinen Schulden befreien wollte: denn dieselben beliefen sich auf sechsmal hundert H-S., das ist, 484375 Pfund.

doppelten Glanze; und derjenige, welcher einer Versuchung widerstanden hat, giebt, wenn seine Schwäche entdeckt und gehörig angewendet worden, der andern nach, und bestimmt seinen Werth. Die Menschen sind in diesem Stücke gewissen indianischen Federn gleich: sie zeigen sich nicht in einem Lichte alleine zu ihrem Vortheile; sondern die Unordnung und die Gefahren, die in dergleichen Zeitläuften häufig sind, bringen alle ihre Leidenschaften in Gang, und drehen sie in alle Gestalten, deren sie nur fähig sind. Und diese Beschaffenheit der Zeiten, und der Menschen liefern uns, wenn sie wohl beobachtet, und richtig abconterfaiet werden, die vortrefflichen Stücke, deren wir oben gedacht haben.

Außerdem haben die Zeiten solcher heftigen Bestrebungen eine Art von Freyheit, die nur ihnen eigen ist. Sie erwecken einen freyen und geschäftigen Geist, der sich über das ganze Land ausbreitet. Jedermann sieht sich, bey dergleichen Gelegenheiten, als Herrn von sich selbst, und daß er dasjenige werden kann, wozu er sich nur zu machen im Stande ist. Er weiß nicht, wie hoch er steigen könnte, und es halten ihn keine Geseze in Ehrerbiethung, als die sich zu der Zeit ohne Kraft befinden. Er entdeckt seine Wichtigkeit, versuchet seine Stärke, und wenn sich verborgene Verdienste, oder eine bishero im Zaum gehaltene Herzhaftigkeit, bey ihm befindet, so zeigt er sie gewiß, und läßt sie öffentlich ausbrechen. Und diesem zu folgen wir, daß die Köpfe, welche in solchen Zeiten hervorgebracht werden, große Beweise von ihrer Geschicklichkeit und Fähigkeit ablegen, vornehmlich in politischen Verrichtungen und bürgerlichen Angelegen.

genheiten, in dem weitesten Verstande \*. Die abstrakten Wissenschaften sind die Frucht der Muße und der Ruhe \*\* ; allein diejenigen, welche sich auf den Menschen beziehen, und ihre Absicht auf das menschliche Herz richten, werden am besten in Bedienungen und Geschäften erlernt.

Es war zu der Zeit, da sich Griechenland in einer sehr schlechten Ordnung und Ruhe befand, mitten unter den Einfällen und der Verwirrung der wandernden Stämme, als Homer sein unsterbliches Gedichte hervorbrachte. Und da Italien zerrüttet, da die kleinen Staaten wider einander verbunden waren; mit einem Worte, in der Hitze des gegenseitigen Eifers und Blutvergießens der Guelfen und Ghibelliner, da nahm Dantes von seinem Vaterlande Abriß, und machte die stärksten Abschilderungen von den Menschen und ihren Leidenschaften, die in der Geschichte der neuern Dichtkunst stehen. Der Verfasser der Aeneis lebte zu der Zeit der Unordnung und des Unterganges seiner Republik. Er sah die Beherrscherinn der Welt zweymal der gefesselten Macht zum Raube werden; er sah ihre bürgerliche Verfassung

\* Thucydides, Aristoteles und Demosthenes unter den Griechen, und Cicero, Virgil und Horaz unter den Römern, waren Zeugen von den bürgerlichen Kriegen, oder Versuchen, die man auf die öffentliche Freyheit wagte. Einige überlebten dieselben, und einige blieben in ihrer Vertheidigung.

\*\* Καὶ πρῶτον εὐρηθῆσαν (αὐ βπισημαὶ) ταῖς τοῖς τοποῖς ὑπὲρ ἐχθραταὶ διὰ περὶ Αἰγυπτον, αὐ μαθηματικῇ πρῶτον τεχνῇ συιεῖσθαι· οὐκ γὰρ ἠφαιδρὸν χολάζειν τὸ τῶν ἱερῶν εἶδος.

Αριστοτ. μετὰ τὰ φυσικ. α. το μείζον.

fassung zerstöret, und auf die Köpfe ihrer tapfersten Söhne Preise gesetzt, weil sie sich der Tyrannen widersezt hatten.

Und noch mehr, mein Lord, es war zu der Zeit, da das unglückliche Britannien in alle Trübsale der bürgerlichen Wuth versunken war, als unser geistvolles Gedicht zur Welt kam. Es ist wahr, der Grundriß des verlornen Paradieses hat wenig mit unsern gegenwärtigen Sitten zu thun. Es handelt von einem höhern Inhalte, und läßt sich nach dem Maapstabe der menschlichen Handlungen nicht abmessen. Dem allen ohngeachtet aber hat es doch einige Aehnlichkeit mit den Verrichtungen der Menschen; und der Verfasser, (welcher den Fortgang unsers Elendes gesehen,) hat es mit alle den geschickten Bildern ausgeschmücket, die ihm seine Reisen, seine Gelehrsamkeit und Erfahrung an die Hand geben konnten.

Jedoch, da wenige Veränderungen, denen die Gelehrsamkeit ausgesetzt gewesen, der Kenntniß Ew. Hochgebornen entzwischen, so werden Dieselben vermuthlich fragen: „Wenn eine ausgezierte Sprache „und der Gehorsam, mit welchem man sich einem unumschränkten Hofe unterwerfen muß, mit den edlern Arten der Dichtkunst nicht bestehen kann, wie „kömmt es denn, daß die neuere Comödie die alte „übertrifft, die doch alle Freyheit der Sprache und „der Sitten genöß, da die andere im Gegentheil unter dem Einflusse der Ueppigkeit und der Furcht für „der macedonischen Macht in die Höhe wuchs „?

Ein gewisser gelehrter und sinnreicher Schriftsteller will es nicht zugestehen, daß dieses wahr sey: „der alten Comödien bediente man sich, nach seiner „Meynung, die Sitten zu verbessern, die Tugend „beliebt zu machen, und die Mißbräuche in dem „Staate anzuzeigen; da die neuere hingegen damit „zufrieden ist, sich mit Kupplern und garstigen Hu- „ren, mit dem alten groben Kerl, dem Davus, oder „verschiztem Knechte des Hauses, und seinem jungen „Herrn aufzuhalten. Der Schauplag sagt er, ist „allemaal zu Athen, und der ganze Inhalt besteht in „einem kleinen Histörchen von einem listigen Betrü- „ge oder schalkhaften Possen; und stellt eine läppische „Lust, oder alberne Kurzweile vor „!

Jedoch wenn wir auch dieses, was man voraus setzt, als gewiß annehmen; so wird uns die verschiedene Natur der Schriften eine Erläuterung hierinn geben. Nichts kann einander mehr entgegengesetzt seyn, als die Schreibart, die Sprache und die Sitten der Comödie, der epischen Dichtkunst ist. Das, was sich für die eine auf das beste schickt, das scheint für die andere am wenigsten zu taugen; und der am mindesten comische Charakter ist wohl der Charakter einer erhabenen Seele und eines großmüthigen Mannes. Es ist wahr, in einer so vollkommlichen Democratie, als die zu Athen war, konnten die Schranken des Lust- und Trauerspieles nicht gar zu gewiß bestimmt, und von einander abgesondert werden. Ob gleich das Trauerspiel die erhabenen Charaktere, und das Lustspiel die niedrigen vorstellt, so



so waren sie doch in diesem Staate \* wirklich unter einander vermengt, wo der geringste und verächtlichste Kerl von der Person und der Aufführung der vornehmsten Bürger so spöttisch reden durfte, als es ihm seine Erziehung oder Gemüthsbeschaffenheit nur eingeben konnte. Hierinn liegt die Stärke der alten Comödie, welche nirgends anders, als nur in einem solchen Staate, bestehen konnte; und welche sonder Zweifel den Vorzug haben muß, wenn ein unmäßiges Gelächter, wenn die Freyheit, in den Tag hinein reden, und der höchsten Würden, und besten Männer in der Nation spotten zu dürfen, dieser Art von Schriften vortheilhaftig ist. Wenn aber diese Freyheit oft genisbrauchet worden, und wenn das Drama eines edleren Schwunges fähig, und ein feineres Vergnügen zu verschaffen im Stande ist; wenn mehr Wahrheit in die Sitten gebracht, und die Menschen und ihre Naturen auf eine allgemeineren † Art

\* Pinxit et Demon (ΔΗΜΟΝ) Atheniensium Argumento quoque ingenioso. Volebat namque varium, iracundum, injustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem, fugacemque, et omnia pariter ostendere.

Plinius, de Parrhasio, Lib. XXXV. §. 10.

† I Poëti Comici, per farci accorti de gli Andamenti del mondo, piacevolmente, Nozze, Feste, Conviti, Roffianesimi, Putanesimi, Ladronazzi, Truffe, Menzogne, Amori et Odii, tali appunto sù per le Scene rappresentano, quali solete fare et sofforire voi Huomini.

Speron. Speroni. della Usura.

Art vorgestellet werden können, so muß sie in diesem Falle der neuern nothwendig weichen.

Ich muß aber doch gestehen, daß, da die höchste Demokratie zu Athen die Oberhand hatte, und der Pöbel sich in dem Besitze dieser unbeschränkten Gewalt sahe, die ihm Perikles in die Hände gegeben hatte, und Kleon ausübte, daß während dieser Zeit Aristophanes und seine Nachfolger Urbilder hatten, von denen sie ihre Abrisse nehmen konnten; und in dieser Absicht waren ihr Wiß und ihre Schriften, die uns theatralisch und falsch vorkamen, natürlich und wahr. Allein diese wilde und freche Regierungsart wurde nicht so bald durch die Furcht von außen (welche allemal eine ordentliche Einrichtung zu Hause zuwege bringt,) im Zaume gehalten, als die *Καλοὶ Κ' Ἄγαθοι*, die Männer von Fähigkeit und Verdiensten sich hervorzuthun und in ihrer Größe zu zeigen anfingen. Es wurde eine Absonderung gemacht. Die Sitten wurden gebildet, und die schönen Charaktere beobachtet und geehret.

Hier kam die neue Comödie empor. Die unflätigen Zoten wurden verbannet, und Niemand schrieb. Das ist zu einer Zeit, da die Freiheit noch nicht verloren, sondern nur die Auswüchse derselben beschnitten; da die feurige Gemüthsbeschaffenheit dieses wüthigen Volkes nicht unterdrückt, sondern nur ordentlich angeführet war. So wahr ist es, „daß „alle Arten der Schriften, vornehmlich aber die poetischen, sich nach den Sitten der Zeiten richten,

„in welchen sie an das Licht gebracht werden ... Die besten Dichter nehmen ihre Abrisse von der Natur, und liefern uns dieselben so, als sie sie finden. Wenn sie einmal dieses große Urbild aus dem Gesichte verlieren, so schreiben sie falsch, ihre natürlichen Gaben mögen auch noch so groß seyn. Lasset uns den Torquato Tasso, und den reißenden Ariosto, als Zeugen von der Wahrheit dieses Satzes, ansehen. Beide waren mit einem fruchtbaren Wize und glücklichen Ausdrückungen begabt: Beide aber verließen das Leben, beyde wendeten sich zu lustigen Wesen und utopischen Charaktern, und füllten ihre Werke mit Herereyen und Erscheinungen an, welche bey den Neuern die Stelle des Wunderbaren und Erhabenen ersetzen.



\* \* \* \* \*

## VII.

# Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten.

## I.

## Natürliche Beschaffenheit der Landschaften an der Hudsonsbay \*.

**D**ie Engländer haben von den Landschaften an der Hudsonsbay viere im Besiz, wo sie Niederlagen haben, und die sich auf achtelhalb Grad erstrecken. Herr Robson, welcher sich einige Jahre daselbst aufgehalten, hat nur die beyden nordlichsten gesehen, und stellet dieselben gar nicht so schlecht vor, als man sie sich sonst wohl einzubilden pfleget. Die Natur ist gegen keines ihrer Kinder eine Stiefmutter; und die, so sie am meisten verlassen zu haben scheint, haben sich öfters nur allein über sich selbst zu beschweren. Die Einwohner dieser nordischen Gegenden würden sie nicht mit andern weit angenehmern vertauschen, und die Engländer gewöhnen sich sehr leicht, daselbst zu leben. Die, so auf dem

\* Aus Herrn Joseph Robsons: Account of six Years Residence in Hudsons-Bay, from 1733 to 1736, and 1744 to 1747. In Octav 1752. London, verlegt von Payne und Bouquet.

dem Flusse Churchill, zehn Meilen von seiner Mündung an hinauf geschiffet sind, haben daselbst anmuthige Wiesen, ein fettes und fruchtbares Erdreich, und Gebüsche voller Beeren und Früchte angetroffen. Selbst die Landspitze der Esquimaux in Norden und Nordosten bringt allerhand Arten von Rüben, Lactuken, und verschiedene andere Saamengewächse hervor. Die Engländer haben in ihrer nördlichen Beste im Winter Pferde und Kühe erhalten, und im Frühlinge zieht der Schnee eine Art eines Gewölbes über das Erdreich, worunter die Pflanzen zween bis drey Zoll hoch wachsen können. Die Beste York, die zwischen den Flüssen Hayes und Nelson, in einem um zween Grade südlicher, als der Fluß Churchill, liegenden Landstriche, gelegen ist, gewähret noch viel größere Vortheile. Das Erdreich ist daselbst besser, das Vieh befindet sich wohl darauf, und die Pflanzen, besonders die Erbsen und Bohnen, gedeyen vollkommen. Es giebt daselbst verschiedene Gegenden, die den Winden nicht ausgesetzt sind, und arbeitssame Leute würden sich in diesen Gegenden alle Nothwendigkeiten des Lebens um desto leichter verschaffen können, je mehr der Landbau die Strenge des Winters vermindern, und das Aufthauen befördern würde. Die Abwechselungen der Witterungen sind in der ganzen Bay allgemein und beträchtlich. Sie rühren von den Winden her, die bald nördlich, bald südlich sind, und solchergestalt die schnellsten Abwechselungen von Sommer und Winter verursachen. Man darf auch in diesem Lande nicht ausgehen, ohne sich wider die stärksten Anfälle der Kälte zu verwahren; und ein Fremder thut wohl, sich niemals allein

einer Gefahr auszusetzen. Wenn im Sommer der Wind Westsüdwest ist, so ist die Hitze außerordentlich, und je stärker der Wind wehet, desto stärker setzt die Hitze an. Wenn hingegen der Wind anderwärts herwehet, so ist die Winterkälte sehr strenge. Indessen versichert doch Herr Robson, daß er bey dergleichen Witterung öfters unter frehem Himmel am Feuer gelegen, und sich nur bloß mit Gesträuche von den Bäumen wider den Wind bedeckt habe. Öfters findet man Frösche und andere Fische in Eisschollen eingefroren, die aber, wenn es thauet, wieder ausleben und ganz munter sind. Wenn nun das Clima in diesen Eisgegenden, wo die Engländer ihre Niederlagen haben, von solcher Beschaffenheit ist, wie muß es nicht weiter landeinwärts seyn? Man sollte nur den Indianern nachahmen, mit ihnen die schönen Flüsse hinauf schiffen, deren Mündungen bekannt sind, und ein Land anbauen, das die Unwissenheit und Faulheit unangebauet liegen läßt. Diese Flüsse sind alle auf einige hundert Meilen, oder bis auf den 45ten Grad schiffbar. Ihre Ufer stehen voller Bäume; sie wimmeln von Fischen, und die fruchtbaren Felder, die sie bewässern, sollen niemals, wie die Ufer, von Schnee bedeckt seyn. Die Heerden würden darauf die vortrefflichste Weide finden, Korn und Saamen würden schön wachsen, und das Wild und Geflügel würde den Jägern zu thun genug geben. Vielleicht würde man auch in diesem Lande verschiedene Mineralien entdecken können. Eine ganze indische Nation hat ihren Namen von dem Kupfer, woraus sie ihre Werkzeuge zubereitet. Es giebt eine Bleigrube, und man hat auch zwischen den



den Flüssen Churchill und Nelson Zinnober gefunden. Noch weit vortheilhaftere Schätze aber, die dieses Land geben könnte, sind die Pelzwerke. Eben diejenige Hand, welche die Thiere in Norden dem Froste aussetzet, bekleidet sie auch mit Pelzen, welche die Menschen eben so gut nutzen können, als sie. Die Biber, Bäre, Füchse, Marder, Hermeline, sind häufig in diesen Gegenden, und der Vorthail, den man daraus zieht, hat kein Verhältniß mit dem, den ein erweiterter und besser eingerichteter Handel verschaffen würde. Auch die Gewässer geben ihre Reichtümer. Außer den schon gedachten Fischen in den Flüssen, sind ihre Mündungen sowohl, als das Meer, voller Wallfische und Meerkühe. Man dürfte nur die Esquimaux dazu gebrauchen, um weitläufigte Magazine mit Thran und allerhand Elfenbeine anzufüllen. Dieses Fischervolk, das die Indianer, welchen die Engländer den Gebrauch der Waffen gelehret, von ihren Küsten vertrieben haben, woselbst sie ehemals wohnten, lebt jetzt mehr nordwärts, gewissermaßen zerstreuet. Der Vorrath von Fischen und Thrane, den diese Wilden in den neun Wochen, die im Sommer zum Fischfange taugen, anschaffen, erhält sie den ganzen Winter, und sie können noch dazu den Schiffen, die ihnen begegnen, von ihrem Ueberflusse was abgeben. Herr Robson glaubt, wenn man sie nur aufmunterte, und sie in ihren alten Wohnungen beschützte, daß der Vorthail, den man alsdann von ihrem Fischfange ziehen könnte, den Vorthail der Grönländischen und den in der Straße Davis weit übertreffen würde.

## II. Medicinische Anmerkungen von den mineralischen Wassern zu Bearn\*.

Die Quelle der warmen Wasser zu Bearn, liegt in dem Thale Ossau, südwärts Bearn, in den pyrenäischen Gebirgen, vier Meilen von Pau. Dieses Thal ist sehr weitläufig und eines der schönsten im ganzen Lande. Die Wasser fallen endlich in ein kleines, wüstes, mit hohen Gebirgen umzäuntes Thal. Sie sind lau, riechen wie bebrütete Eier, und sind ölig, seifenartig und geistreich. Man pflegte sich sonst der warmen Gesundbrunnenwasser nur wider die Wunden und Geschwüre, aber sehr selten wider innerliche Krankheiten zu bedienen. Da aber gleichwohl bey solchen Krankheiten auf ihren innerlichen oder äußerlichen Sitz nichts ankömmt; so ist es der Mühe werth, Beobachtungen, die in dieser Sache ein gewisses System veranlassen können, zu sammeln und zu vergleichen. Herr Borden hat hierinn einen Versuch gemacht. Die Gewässer reinigen die Wunden, und erleichtern die Heilung derselben, gleichwie sie das Abblättern der Knochen und Knorpel besser, als irgend eine andere Arzney befördern. Sogar die ältesten Geschwüre, von welcher Beschaffenheit und Farbe sie auch seyn mögen, widerstehen der heilsamen Wirkung dieser Gewässer sehr selten. Herr Borden rieth deren Gebrauch einem Kinde, dessen Gesicht, Schenkel, Beine, Arme und Rücken voller Ge-

\* Aus folgender Schrift: Dissertation sur les Eaux minerales du Béarn; par M. de Borden, Pere, D. en Med. de la Faculté de Montpellier, & Medecin de Pau, en Béarn, 1750. In Duodez. Paris, bey Guilleau.

Geschwüre saßen, und das zugleich ein schleichendes Fieber hatte. Dieses Kind ward durch den Gebrauch dieser Bäder und das Einspritzen in die tiefsten Höhlen der Geschwüre, in sehr kurzer Zeit davon befreuet. Nachdem Herr Borden einige Incisionen hatte machen, und das Kind von dem Wasser trinken lassen, so hörte das Fieber auf, und die Geschwüre schlossen sich völlig. Durch den innern Gebrauch dieser Wasser sind auch verhärtete, fistulöse und andere alte offene Schäden geheilet worden, woraus erhellet, daß sie diejenigen Ausführungen wieder herstellen müssen, deren Stellen dergleichen fließende Schäden vertreten haben. Herr Borden schließt daraus, mit einer Einsicht, die die Contradiction des Verstandes der Wundärzte genennet zu werden verdienet, daß es bey vielen Geschwüren nicht so sehr darauf ankomme, an den verletzten Theil, als vielmehr an die Wiederherstellung derjenigen unterbrochenen Ausführungen zu denken, die sie veranlassen hatten. Bloß die vortrefflichen Wirkungen haben es endlich dahin gebracht, daß Herr Borden das alte Vorurtheil wider den innern Gebrauch dieser Wasser, bey dem gemeinen Haufen hat überwinden können. Eben so ist es ihm auch mit den Eiterbeulen, die einen Fistelschaden zum Grunde haben, und mit völligen Fistelschäden, die sehr alt und tief gewesen, gelungen. Man kann von den Fisteln eben das behaupten, was vorhin von den offenen fließenden Schäden überhaupt gesagt worden: denn die meisten rühren von einer Unterdrückung gewisser Ausführungen her, die die Fistel nur ersetzen soll. Man muß also dabey zu solchen Arzneyen seine Zuflucht

nehmen, wie diese mineralischen Wasser, innerlich gebraucht, sind, die die Ausdünstung befördern und die Ausführungsgänge eröffnen. Eine Menge anderer Geschwüre nach hitzigen Krankheiten, auch solche in den Gelenken, woben die Knochen angegriffen gewesen, alte Geschwüre in der Blase und den Gedärmen allerhand Geschwulsten, Flechten und mehr Krankheiten der Haut, sind durch diese Wasser besser, als durch andere Arzneyen erleichtert worden. Sie stillen, während des Bades, die reißenden Schmerzen und selbst die Convulsionen. Durch äußerlichen Gebrauch und Gurgeln haben sie Zahnschmerzen gestillt, und sind in den Krankheiten eines geschwächten Magens, in der Colik, dem Erbrechen, der Unverdaulichkeit, dem geschwollenen Magen in hartnäckigen Durchfällen, und der Bleichsucht, die so stark vom Magen herrühret, sehr dienlich befunden worden. Die Geschwulsten der Eingeweide des Unterleibes sind davon gewichen, und in der Krankheit eines Sohnes des Herrn Borden hat dieses Wasser ein rechtes Wunder gethan. Dieser Knabe hatte, nach einem faulenden Fieber, Eiter im Urine, wie auch durch den Auswurf und Stuhlgang von sich gegeben. Er war abgemattet bis zum Sterben: allein unter dem Gebrauche dieses Wassers kamen, mit der Verminderung des Eiters, der Appetit und die Kräfte wieder. Diese Wasser sind der Brust ganz ausnehmend heilsam, indem sie nach der Haut zu treiben, die Ausdünstung der Lunge befördern und einen starken Auswurf verursachen. Daher hat sich Herr Borden endlich gewaget, sie so gar wahren Schwindfüchtigen einzugeben, und ist mit dem gemei-

meinen Verfahren der Aerzte in diesen Krankheiten, da sie nur stillende, besänftigende Arzneyen, und Milch und Syrupe verordnen, sehr schlecht zufrieden. Hiervon und vom Erfolge der Cur wird in folgenden dem Aufsatze, vom Gebrauche der Milch, mehr gesagt werden.

### III. Vom Gebrauche der Milch bey Kranken \*.

Herr de Borden beschwert sich sehr über den großen Mißbrauch, den man in der Praxi mit der Milch treibt. Er hat die Praxis der Arzneykunst in einem Lande getrieben, wo jedermann bloß von Milchspeisen lebte, und hat angemerkt, daß sie eben denjenigen Krankheiten unterworfen gewesen, die den Weintrinkern eigen sind, und daß sie erschlaffet, weichlich und zu irgend starken Arbeiten unvermögend gewesen sind. Wenn man durch den Gebrauch der Milch die Eingeweide von Spannungen befreien und schlaffer machen will, so ist zu bedenken, daß man dadurch zugleich den Magen schwäche, woher öfters Ekel, Schwachheit und Geschwulsten ihren Ursprung nehmen. Man muß das zarte Temperament der Kinder, die die Milch so gut verdauen, nicht mit dem, trockener und gallfüchtiger, vom Studiren oder von Ausschweifungen entkräfteter Personen, oder unstäter und unruhiger Frauenzimmer verwechseln, die allerhand Eigensinne haben. Herr de Borden ist überzeugt, daß die Milch gleich anfangs

G 5

im

\* Aus des Herrn de Borden Dissertation sur les Eaux minérales du Béarn. Paris, in Duodez, 1750.

im Magen fast eben so gerinnen müsse, wie wenn sie in einem Gefäße stehen bleibt, und er schließt dieses unter andern aus der geronnenen und zähen Milch, welche die Kinder ausbrechen. Da nun der Magen eines Erwachsenen viel trockener und stärker ist, als bey Kindern, so hat die Milch nicht Zeit genug, darinn zu gerinnen, und macht also, da sie zu geschwind fortgeht, oder auch, weil sie sich schüttet und sauer wird, allerhand Ungelegenheiten. Herr Bordeu merket außerdem an, daß in der Praxi diejenigen Fälle gar selten vorkommen, wo die beglaubtesten Schriftsteller eine durchgängige Erschlaffung oder eine durchgängige Spannung aller Theile unsrer Maschine annehmen. Er behauptet, daß eine sehr schwachscheinende Person einen erstaunlich starken Magen habe, daß das Gleichgewicht der verschiedenen Theile aufgehoben, und einige erschlaffet, andere zusammengezogen seyn können, welches verursacht, daß die Milch nicht so, wie bey einem Kinde durchgeht. Die Natur hat den Kindern in ihrem ersten Alter eine sehr wässerichte und leichte Milch bestimmt, die aber dicker wird, nachdem die Kräfte des Kindes zunehmen, und die endlich zu schwach für dasselbe wird. Daher muß man ihm alsdann festere und schwerere Nahrungsmittel reichen: denn selbst die Schwere oder das Gewicht der Nahrungsmittel trägt etwas zu einer guten Verdauung bey, indem es der Wirkung des Magens einen gewissen proportionirten Widerstand entgegen setzt. Wenn die Milch, wie man gemeiniglich sagt, ein schon fertiger Milchsafft wäre, warum würde sie sich denn, wenn sie lange in den Brüsten einer Amme verweilet, nicht in Blut ver-



verwandeln, anstatt darinn sauer zu werden und zu verderben? Wie oft wiederfährt nicht eben dieses der Milch auch im Magen? Welche Hülfe kann man bey lymphatischen Geschwulsten und bey Verstopfungen, von welchen doch die meisten langwierigen Krankheiten entstehen, von der Milch hoffen? Daher kommt es, daß man sie mit magenstärkenden, schweißtreibenden und dergleichen Arzneyen vermischt. Wenn sie alsdann einige gute Wirkung thut, so scheint dieses vielmehr von dem wirksamen Mittel, das man dazu gethan hat, als von der Milch selbst herzurühren. Endlich merkt Herr de Borden auch an, wenn man bey alten Geschwüren oder Fontanellen Milch verordnet, daß davon der Ausfluß der Materie oder der Säfte vermehret, und das Fleisch blaß und schwammigt wird, ja endlich dergestalt erschlaffet, daß kaum die Wunde zuheilen kann. Es gehört sich, etwas wirksames zu verordnen, das die flüssigen Theile unsers Leibes bis in die letzten Haarröhrchen hinein treibt, damit sie die unterdrückten Ausführungen wieder ersetzen: allein dieses kann man von einem so schlappen Liqueur, als die Milch ist, gar nicht erwarten. Herr Borden wendet dieses alles auf die Geschwüre in der Lunge an, die er mit Willisio für Arten von Fontanellen hält. Er bemerkt, daß die Haut der meisten schwindstichtigen dürr und trocken ist, und daß die Ausdünstung gleichsam durch die Wunde der Lunge fortgeht. Daher, meynet er, sollte der Arzt auf die Wiederherstellung dieser Ausdünstung am meisten seine Gedanken richten, und bedenken, daß sich das Geschwür selbst zuheilen würde, wenn diese Menge von Feuchtigkeiten,

die

die es hindurch lassen muß, sich nicht mehr dahin ziehen könnte, und daß eben um deswillen die größten Aerzte solchen Kranken öfters das Reuten und andere leichte Leibesübungen anpriesen \*. Diesen Betrachtungen zu Folge findet Herr de Borden, daß die Milch den Auswurf nur vermehre, daß die Lunge öfters damit ganz überladen werde, der Magen in Unord-

- \* Wie glücklich würden wir in der Praxi seyn, wenn zur Cur der Schwindsucht dieses, als die Hauptsache, erfordert würde, daß man die Ausdünstung wieder herstellte! Herr de Borden giebt aber hier ohne Zweifel der Vergleichung der Lungengeschwüre mit den Fontanellen zu viel nach: denn es ist falsch, 1) daß alle Schwindfüchtige keine freye Ausdünstung haben sollten, vielmehr ist das langsame Fieber der Schwindfüchtigen eben so, wie das, bey andern Verlegungen der Eingeweide, mit häufigen Schweißen verbunden. 2) Es wird umsonst angenommen, daß die Natur die Materie der Ausdünstung durch das Loch in der Lunge führe. Die Natur der Sache bringt es schon mit sich, daß ein Geschwür Materie von sich giebt, wenn auch gleich alle Ausführungen vollkommen gut von statten gehen. 3) Es ist falsch, daß ein Lungengeschwür durch die wieder hergestellte Ausdünstung sollte geheilet werden können. Es gehöret nicht allein die Reinigung, sondern auch das Zusammenwachsen der Wunde dazu; und da dieses letzte die beständige Bewegung der Lunge hindert: so kann die Ausdünstung so viel als nichts zur Beförderung der Heilung beitragen. 4) Ich weiß eben nicht, ob es ein guter Rath wäre, Reuten, deren Lunge ein Geschwür hätte, das Reuten zur Leibesübung zu empfehlen, noch weniger ist zu glauben, daß dadurch große Dinge gethan worden wären. Man muß also diesen Ausspruch des Herrn de Borden mit vieler Einschränkung annehmen. Anm. des Uebers.

Unordnung gerathe, die Verdauung schlecht von stat-  
ten gehe, und der Kranke nach und nach schwach  
werde. Alle diese Zufälle zeigen sich besonders un-  
ter dem Gebrauche der Milch, wenn das Fieber nur  
ein wenig lebhaft ist. Es folgt also, daß, wenn es  
ja Fälle giebt, wo die Milch gute Dienste thut, doch  
auch viele statt finden, wo sie sehr schädlich ist, daher  
also wenigstens der Mißbrauch derselben von Rechts-  
wegen vermieden werden sollte.

Man sieht wohl, daß alle diese Betrachtungen  
darauf abzielen, die guten Wirkungen der bearni-  
schen Wasser in der Schwindsucht auf eine siegrei-  
che Art zu erheben, wie denn auch verschiedene hieher  
gehörige Beobachtungen bengebracht worden sind.  
Herr de Borden will damit eine angehende Lungen-  
sucht, Zehrungen nach Blutspenen, Lungengeschwüre,  
die mit Verstopfungen der Eingeweide verbunden  
gewesen, ja endlich auch Schwindsuchten im höchsten  
Grade, woben die Beine geschwollen, die Haare aus-  
gegangen, und alle die schrecklichsten Zufälle vorhan-  
den gewesen, glücklich curiret haben. Die Wasser  
haben in allen diesen Fällen auf die Art zu wirken  
geschienen, daß sie die verlohrnen Ausführungen, ent-  
weder der Ausdünstung, oder der Galle, oder des  
Urins, oder des natürlichen Geblüts, wieder herge-  
stellt, am öftersten aber, daß sie den Magen in bes-  
sern Stand gesetzt, und einen so starken Appetit er-  
regt haben, daß es gefährlich gewesen seyn würde,  
demselben völlig genug zu thun. Da aber diese  
Krankheiten sich von Zeit zu Zeit wieder einstellen,  
so muß man auch den Gebrauch dieser Wasser zu  
verschiedenen Zeiten wiederholen, ja Herr de Bor-  
den

den ist selbst so gütig, zu gestehen, daß es Schwind-  
süchtige gebe, denen die Wasser nicht helfen wollen;  
und daß also sein Mittel nicht allgemein sey. Ohne  
dieses Geständniß würde es auch in der That schwer  
fallen, den Herrn de Borden zu vertheidigen, wenn  
seine Leser mit einem *Credat Judaeus Apella!* das  
Buch zuschlagen.

#### IV. Ursachen der heutigen schlechten Handlung auf Minorca.

Jedermann weiß, wie schlecht die Handlung auf  
dieser Insel getrieben wird. Herr Armstrong\* hat  
uns die vornehmsten Ursachen hiervon mitgetheilet;  
er sagt, wie folget: Die Kupfermünzen, welche bey den  
Einwohnern dieser Insel im Gange sind, sind ihnen  
nicht wenig nachtheilig; allein sie haben diese Ungele-  
genheit bloß ihrer eigenen Unentschlußigkeit zuzuschrei-  
ben. Die einzigen Waaren, so sie verhandeln, sind  
eine gewisse Art Käse, welche die Italiener sehr lieben,  
ferner Wolle, Wein, Honig, Wachs und Salz. Herr  
Armstrong schätzt die ganze Summe dieser verschie-  
denen Stücke auf 18100 Pf. Sterling. Dahingegen  
müssen die Einwohner der Insel alle ihre vornehmsten  
Nothwendigkeiten von auswärtigen Orten herkommen  
lassen. Getreide, Rindvieh, Branntwein, Taback,  
Leinwand, Stoffe, Bücher, Reliquien, Agnus Dei, und  
eine Menge von *Etcætera* kommen von andern Orten  
her.

- \* In einer 1752 zu London in Octav herausgekommenen  
Schrift, welche den Titel führet: *The History of the  
Island of Minorca, by John Armstrong, Esqu. Engineer  
in ordinary to His Majesty; nebst einer Charte von der  
Insel, und zwei Kupfertafeln.*

her. Herr Armstrong rechnet das, was ihnen jährlich diese Waaren kosten, auf 71200 Pf. Sterling, wovon, wenn die erste Summe abgezogen wird, 53100 Pf. Sterl. übrig bleiben. Sie müßten also nothwendig banquerout machen, wenn sie nicht das, was die Engländer bei ihnen verthun, schadlos hielte. Inzwischen erhellet doch hieraus, daß sie sich unmöglich bereichern können, da sie besonders so viele Taxen zu bezahlen haben, und die Geistlichen ihnen so viel Auflagen abfordern. Sie müßten, um sich aus diesem Elende zu erretten, mehr Fleiß und Geschäftigkeit, weniger Unwissenheit, Prozesse und Feste der Heiligen haben. Sie vermehren jährlich ihre Weinstöcke; allein die ihnen den Wein abkaufen, lehren sie, ihn eben so gern, als sie, zu trinken. Sie könnten sich sonst auf verschiedene Art eine vortheilhafte Handlung zuwege bringen. Der Baumwollenbaum, der den Maltthesern so vortheilhaft ist, könnte zu Minorca eben so gut fortkommen. Es könnten Maulbeerbäume daselbst wachsen. Die Olivenbäume sind häufig; allein sie werden vernachlässiget. Der Hanf, der Lein, die Röhre, die Schiefer, der Thunfisch an ihren Küsten, dessen die Einwohner in Languedoc und Provence so viel verschicken, alles dieses biethet ihnen umsonst Reichthümer dar. Man hatte eine ergiebige Bleigrube auf der Insel entdeckt; allein ihre Trägheit hat sie vernachlässiget. Der Felsstein könnte vielleicht wohl werth seyn, wenigstens für Ballast nach England übergeschiffet zu werden, und die Marmor, die an Schönheit und Mannigfaltigkeit die aus andern Ländern übertreffen, würden gewiß daselbst sehr gesucht werden. Die Insulaner könnten mehr Taback ziehen,

oder

oder doch wenigstens so viel, als sie selbst verthun. Der Mastix, die Datteln, besonders aber das Wachs, der Honig und das Salz, würden in andern Häfen sehr beträchtliche Sachen seyn. Die Einwohner von Majorca zeugen ihren Safran selbst; hingegen die von Minorca, die ihn eben so, wie sie, in ihren Ragouts brauchen, wollen diese Pflanze nicht anbauen. Was kann man endlich wohl von Leuten hoffen, die, wenn man ihnen was vom Pfropsen sagt, antworten, daß niemand besser wisse, als Gott, wie ein Baum wachsen soll.

## Inhalt

des ersten Stücks im dreyzehnten Bande.

- 1) Ein ächter Brief von einem italienischen Herrn, über den Biß der Tarantul 3
- 2) Theodor Thorkelsohn Wibalins Abhandlung von den isländischen Eisbergen 9
- 3) Schreiben von der Zubereitung der wilden Castanien zur Viehmast 28
- 4) Physikalische Abhandlung von denen im Blute vorhandenen Eisentheilen, durch gewisse chymische Versuche dargeihan, und nebst einem beygefügtten Versuche mit dem Eisen in der blauen Farbe 31
- 5) Schmersahls Abhandlung von der Tuberoze 46
- 6) Untersuchung des Lebens und der Schriften des Homerus, aus dem Englischen übersezt von C. W. Agricola 57
- 7) Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten 98





Hamburgisches  
**SS** agazin,  
oder  
gesammlete Schriften,  
Aus der  
Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes zweytes Stück.

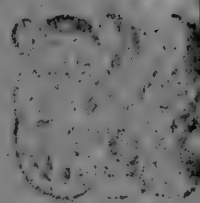
---

Mit Königl. Pöblnt. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

---

Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christ. Grund und Adam Heintr. Holle.  
1754.

சென்னை நகராட்சி



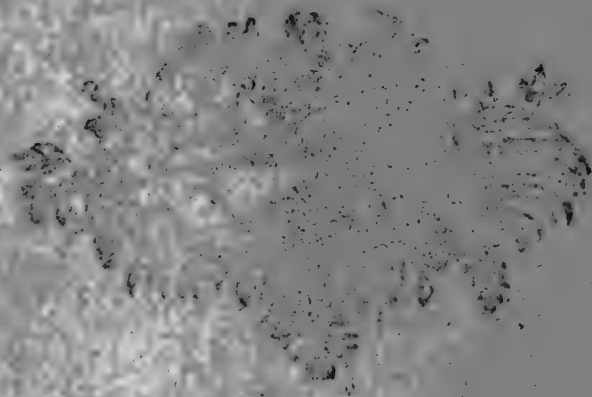
சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி



சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி

சென்னை நகராட்சி



I.

Fortsetzung

der

microscopischen und physikalischen

Beobachtungen,

des Hn. D. Hills.

Siebenter Versuch.

(C. des 12 B. 4 St. p. 377.)



on einer besondern und noch nicht beschriebenen schwammartigen Pflanze, die auf den Oberflächen von Pflanzeninfusionen erscheint.

Ich habe in dem vorigen Versuche bemerkt, daß wir die Infusionen, die wir untersucht

ten, gedoppelt gehabt. Die eine Art derselben ließen wir offen, und dem freyen Zugange der Luft bloß gestellt, die andere aber ward so gut, als möglich, bedeckt, und mit einer naßgemachten Blase zugebunden. Wir funden, daß so wohl die offenen als auch die bedeckten Gefäße mit lebendigen Einwohnern gleich stark bevölkert waren. Wir hatten verschiedene Tage mit der Untersuchung dieser sonderbaren Creaturen zugebracht. Der Topf, welchen wir geöffnet hatten, ward, so bald sich die lebendigen Creaturen in den offenen Töpfen zeigten, wieder zugebunden, und blieb eine Zeitlang ganz stille bestehen. Die Einwohner unsers offenen Gefäßes behielten alle ihre Lebhaftigkeit; und wir waren nunmehr begierig zu sehen, ob es denen, die sich in dem vermachten Gefäße befunden, eben so gut ergangen wäre.

Als wir dasselbe öffneten, geriethen wir in eine angenehme Verwunderung über eine neu hervorgebrachte Sache, die ihre Schönheit über die ganze Oberfläche der Infusion verbreitet hatte. Der Leser wird zum Lachen bereit seyn, wenn er höret, daß die ganze Schönheit darinn bestanden, daß die Infusion schimmlicht geworden. Allein was ein unachtsames Auge wie ein Nichts übersieht, oder mit tausend andern Begriffen unter dem Namen einer Fäulung vermischt, das untersucht ein philosophischer Bemerkter bis auf den Grund, und es schlägt ihm gar selten fehl, für die Mühe seiner Untersuchung durch die Entdeckung einer Schönheit oder Seltenheit belohnet zu werden.

Dasjenige, was Leute, denen die Werke der Natur nicht sonderlich bekannt sind, würden oben abge-

nommen,

nommen, und weggegossen haben, schien uns eben der schätzbarste Theil zu seyn. Die Einwohner dieser Flüssigkeit hatten wir vorhin schon zur Gnüge betrachtet, und funden also hier ein neues Feld voll Wunder vor uns. Wir suchten uns nur bloß zu überzeugen, daß die Creaturen in der Infusion noch lebten, und darauf fiengen wir an, den neu hervorgebrachten Gegenstand zu untersuchen.

Gleichwie die vorigen Creaturen zum Thierreiche gehörten; so gehörte diese neue Sache augenscheinlich zum Pflanzenreiche. Was man mit dem bloßen Auge daran sehen konnte, war eine dünne und glatte Rinde von einer grünlichten Farbe, die wie ein Stück feines Leder aussah, so ganz eben über die Oberfläche der Materie ausgebreitet war, woraus eine Menge kleiner Stengel hervorragete, welche kleine runde Köpfe trugen. Diese schienen bey dem ersten Anblicke sehr kleinen Nadeln ähnlich zu seyn, die in die Haut, so die Infusion bedeckete, hineingeschlagen wären.

Da mir Bemerkungen von dieser Art gar nicht ungewohnt waren, so mußte ich gar wohl, daß dasjenige, was wir hier sahen, einer fernern Untersuchung nicht unwürdig wäre; allein es befand sich in einem Zustande, der zu einer solchen Untersuchung nicht zum besten geschikt war. Ich war überzeugt, daß die Rinde aus einem Haufen von Pflanzen bestünde, wovon eine die Gestalt der andern verderben mußte, weil sie gar zu dicht an einander stunden. Der geschwinde Wachsthum dieser kleinen Pflanzen war mir bekannt, und ich versprach daher meinem edlen Freunde, dasjenige, was wir wünschten, den folgenden Tag vollkommen und in eigentlicher Gestalt zu sehen. Wir

schnitten etwa den dritten Theil der Rinde ab, ließen also so viel von der Oberfläche der Infusion bloß, und bedeckten das Gefäß wiederum, wie vorhin.

Der Fortgang der Natur in ihren Pflanzenwerken ist gewissermaßen der Größe derselben gemäß. Da die Eiche, wie die Naturforscher uns sagen, hundert Jahre wächst, hundert in ihrer Vollkommenheit bleibt, und eine eben so lange Zeit zu ihrem Verfall hat; so gerathen diese kleinen zarten Dinger, ungefähr in sieben Stunden, aus dem Zustande des Saamens zu ihrem vollkommenen Wachsthum, bleiben etwa eine oder zwei Stunden in ihrer Vollkommenheit, und alsdenn verwelfen sie, und machen ihren Nachkömmlingen Platz, und es bleibt nichts als die Schale oder Rinde unten am Boden übrig, die der jungen Saat zum Grunde dienet. Ich hatte bemerkt, daß ein jeder runder Kopf, den wir auf der gemeinschaftlichen Rinde sahen, mit reisendem Saamen beladen war, welcher gar bald würde abgesondert werden, und daß zwar einige von den Saamentörngen unmittelbar auf die Rinde fallen, und sich folglich mit den übrigen Pflänzgen vermischen, andere aber ohne Zweifel auf die entblößte Oberfläche der Infusion fallen, und uns daselbst die Pflänzgen in einem solchen Zustande darstellen würden, darinn sie deutlich könnten bemerkt werden.

Wie ich mir es vorher vorstellte, so gieng es auch. Als wir den folgenden Morgen unser Gefäß eröffneten; war der Theil der Oberfläche der Infusion, die wir bloß gelassen hatten, gleichsam mit weißen Flecken bedeckt, und es war nicht schwer, einzusehen, daß ein jeder von diesen Flecken eine von den Pflanzen wäre, die



die wir untersuchen wollten. Dem bloßen Auge schienen sie weiter nichts, als schlechte Klumpen von einer weißen Farbe zu seyn, die nicht einmal so groß, als der dritte Theil des Durchmessers des kleinsten Nadelkopfes waren; als wir sie aber vermittelst eines mäßigen Vergrößerungsglases betrachteten, konnten wir deutlich sehen, daß ein jeder Klumpen eine runde, oder bennähe runde Kinde wäre, worauf sich eine Menge kleiner Spitzen in die Höhe richtete. Die Pflanzen waren noch sehr frühzeitig, sie hatten den gehörigen Umfang ihres Grundes noch nicht erreicht, auch stunden die Köpfe noch nicht auf den Stengeln, welche bey den andern eine so artige Figur machten. Alles, was wir iho entdecken konnten, bestund darinn, daß die Ecken dieser Rinden rundlicht eingekerbet, und ihre Oberflächen zwischen den Stengeln, die eben erst hervorgeschossen, einigermaßen körnigt waren.

Leute, die mit Vergrößerungsgläsern noch nicht recht umzugehen wissen, werden aus der Handhabung der verschiedenen Dinge, deren in diesen Versuchen erwähnt wird, lernen, die verschiedenen Arten derselben auf das vortheilhafteste anzuwenden. Es ist allezeit am besten, bey der Untersuchung eines Gegenstandes, der vieles verspricht, mit einem Glase von einer geringen Vergrößerungskraft den Anfang zu machen, und so ferner stufenweise zu dem Gebrauche der größten zu schreiten. Auch ist es am besten, die Dinge zuerst, wenn es angehen will, in ihrem natürlichen Zustande zu besehen, und sie nachgehends stufenweise in andern Gestalten und Stellungen zu betrachten. Durch dieses Mittel vermeiden wir die Irrthümer,

thümer, welche den Werken dererjenigen ihren Werth benehmen, die sonst eine Zierde dieser Wissenschaft würden gewesen seyn; denn diese untersuchen Theile, ehe sie das Ganze betrachtet haben, und sehen die Gegenstände in den willkührlichen Verdrehungen derselben an, ehe sie sich ihren natürlichen und ordentlichen Zustand bekannt gemacht haben, verfallen daher in Irrthümer, die wir uns schämen zu sehen, und verfehlen solcher Wahrheiten, die sie bey einem ordentlichen Verfahren nothwendig hätten entdecken müssen, wenn sie auch nur halb so sorgfältig dabey gewesen wären.

Nachdem wir alles gesehen hatten, was sich dem Gesichte darstellte, so wie die Pflanzen auf der Flüssigkeit schwammen, in welcher sie gewachsen waren; so brachten wir in dem Wasser eines der hohlen Gläser an, welche dazu gemacht sind, Dinge, die im Wasser vorkommen, mit dem Wasser um sie herum unter dem foco des doppelten Vergrößerungsglases zu halten. Wir thaten dieses an solchen Stellen, wo zwei oder drey von diesen Pflanzen ganz nahe an einander stunden, und hatten das Glück, sie alle ganz und unverletzt mit dem Wasser wegzunehmen, welches sich in dem hohlen Glase um sie gesammelt hatte. Diese setzten wir auf die Platte des Microscopii in dem Glase, und als wir nur ein kleines Vergrößerungsglas anbrachten, so konnten wir erkennen, daß dasjenige, was auf der Rinde das Ansehen von Körnern gehabt hatte, in der That eine Art von hohlen blätterichten Erhebungen war, die aber mit der Rinde einerley Farbe und Einrichtung hatten, und

und in allem, ausgenommen in der Figur, schwammicht waren.

Die becherförmigen Schwämme, verschiedene von den Lichenibus, und einige andere von den unvollkommenen Pflanzen, wie sie mit Unrecht von den Schriftstellern genannt werden, deren Werkzeuge des Fruchtbringens auf Stengeln sitzen, haben eine blätterichte und rindenartige Materie zu ihrem Grunde. Die gemeinen Lichenoides von so vielen Arten, die an den Mauern und alten Bretern sitzen, haben dieselbe, und in vielen von ihnen ist sie diesem Schwammie, beides ihrer Natur und ihrem Ursprunge nach, vollkommen ähnlich. Sie ist gemeiniglich geründet, an den Enden eingekerbt, und auf der Oberfläche körnigt, oder, wenn man es deutlicher sieht, blättericht. Es ist in der That eine Aehnlichkeit zwischen diesen Schwämmen, und die meisten von den gewöhnlichen Arten zeigen sich anfänglich in der Gestalt eines gelben oder grauen Fleckes an der Oberfläche des Steines oder Holzes, woran sie wachsen, eben so als die Schwämme auf der Oberfläche des Wassers; sie verbreiten in beiden Fällen ihren Diameter, und bringen nachgehends die Stengel hervor, worauf die Werkzeuge des Fruchtbringens sitzen.

Da das Herumschwimmen dieser kleiner Pflanzen uns Gelegenheit gab, sie in verschiedenen Stellungen nach einander zu sehen, so stellten sie sich uns ein oder zweymal auf eine solche Art dar, vermittlest welcher wir gar deutlich sehen konnten, daß Wurzeln zur Unterhaltung der Rinde in das Wasser hinab giengen. Diese kleinen Schwämme sind in diesem Stücke von den Seepflanzen unterschieden, die sich

alle von einer flachen Rinde erheben, die auf einem Steine, oder einem andern dichten Körper verbreitet ist, ohne daß sich die geringsten Wurzeln dabey zeigen, die sie mit Nahrung versorgen könnten. Bey den Seepflanzen wird die Nahrung durch die kleinen Löcher genenommen, die in allen Theilen ihrer Oberfläche offen sind; hier aber wird die Rinde durch ordentliche Wurzeln, wie die gemeinen Pflanzen, oder um noch eine genauere Vergleichung zu machen, wie die Wasserlinsen, die kleinen Nymphae, der Wassersoldate, oder die andern Pflanzen ernähret, die häufig oben auf dem Wasser schwimmen, und wiewohl sie durch die Wurzeln ernähret werden, so lassen sie doch diese Wurzeln nicht in den Schlamm hinab, sondern sie empfangen ihre Nahrung unmittelbar von dem Wasser. Da wir Gelegenheit hatten, dieses zufälliger und unvollkommener Weise zu sehen, so machte uns solches eifrig, die ganze Sache, so genau, als möglich, zu entdecken. Es kostete uns einige Mühe, ehe wir Gelegenheit bekamen, unsern Endzweck nach Wunsch zu erreichen; doch vermittelst eines Pferdehaares, davon wir das eine Ende an der Seite des hohlen Glases fest klebten, das andere aber an eine der Pflanzen befestigten, fanden wir ein Mittel, sie in eine solche Stellung zu bringen, in welcher wir die Einrichtung der untersten Theile vollkommen betrachten konnten. Die äußerste Fläche des Untertheiles war viel glätter, als die Oberfläche, und war einigermaßen der äußersten Fläche eines dicken Pergaments ähnlich. Aus verschiedenen Theilen derselben giengen in kleinen Entfernungen die Wurzeln heraus. Es waren solches weiße, schöne und

und durchsichtige Fäsergen. Sie waren sehr kurz und zart, doch an den äußersten Enden mit einer Art von Futteralen versehen, in welche sie, wie Degen in die Scheide, gesteckt wurden. Es kamen allezeit ihrer dreyn von einem Flecke heraus, und giengen nicht perpendicular ins Wasser hinab, sondern wurden vom Mittelpuncte bis zu den äußersten Enden verbreitet.

Wir hatten während dieser Betrachtung, wie denn solches denenjenigen, die die Einrichtung der Dinge in der Welt bemerken, niemals fehlen kann, eine vortreffliche Gelegenheit, die Vorsorge der Natur für alle ihre Werke zu bewundern. Wir hatten von Zeit zu Zeit Mengen von den thierischen Einwohnern des Wassers, so wie wir es damals einsahen, um die Pflanze, die wir betrachteten, herumspielen sehen, wodurch uns denn öfters das Gesicht war benommen worden. Wir hatten bemerkt, daß dem Gerummel dieser Creaturen um sie herum die Bewegung zuzuschreiben wäre, die sie langsam nach verschiedenen Theilen des Wassers herumtrieb. Kaum hatten wir aber diese Pflanzen in so weit kennen gelernt, als ihr gegenwärtiger unvollkommener Zustand es uns erlaubete, so entdeckten wir, bey Untersuchung der lebendigen Einwohner des Wassers, daß dasjenige, was wir für einen Zeitvertreib und ein Spiel gehalten hatten, eine weit wichtigere Beschäftigung gewesen war, indem diese Thierchen auf die gedachte Art von den Pflänzchen ihre Nahrung suchten. Wir sahen nunmehr, daß sie Stücken von allen Seiten der Pflanzen abrissen, und sie mit eben der Begierde verzehrten, die wir an ihnen bemerkt hatten,

hatten, als sie die Stücken von dem Saamen verzehrten, von welchem sie ihren Ursprung zu haben schienen. Es ist eine Sache, die sich noch nicht bestimmen läßt, wie diese Thiere oder diese Pflanzen, die ihnen Nahrung verschaffen, in das Wasser kommen. Wir sehen, daß die eine Art in gleicher Anzahl sowohl in dem vermachten, als in dem offen stehenden, die andern aber allein in dem vermachten Wasser hervorkommen, daß also ihr Ursprung von Eiern oder Saamen, deren erstere von alten Thieren hinein gelegt worden, der andere aber in der Luft geschwommen, auf keine Weise anzunehmen ist. Sie mögen indessen hinein kommen, wie sie wollen, so sehen wir doch, daß die Natur dafür sorget, daß sie von solchen Arten seyn mögen, die einander nutzen können, indem die Pflanzen sehr geschwinde hervorkommen, und die Thiere mit Nahrung versorgen.

Die Natur brachte die Theile dieser Rinden zum wenigsten eben so geschwinde wieder hervor, als die zahlreichen, wiewohl nur kleinen Verderber, sie verzehren konnten; und da die allgemeine wachsendmachende Kraft beständig fortwährte, so nahmen sie von Stunde zu Stunde an Größe zu, bis sie den bestimmten Grad derselben erreicht hatten, und so groß, als der Kopf einer mittelmäßigen Nadel waren. Diese ganze Zeit zeigte sich nichts, so zum Zubehör des Fruchttragens dienen konnte, als die Stengel, worauf solches stehen sollte. Diese fiengen wir nunmehr an, mit einer sorgfältigen Aufmerksamkeit zu betrachten, und funden, daß sie allmählig größer wurden. Als sie ihre bestimmte Höhe erreicht hat.



hatten, und nicht eher, konnten wir die erste Erscheinung der runden Köpfe bemerken, die in den reifen Pflanzen zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Es war leicht zu sehen, daß sie keine dichte Körper, und auch nicht vollkommen glatt auf der äußersten Fläche waren. Sie schienen schwammigt und rauh, und wir sahen mit der äußersten Verwunderung, daß sie von dem Augenblicke an, da sie zuerst erschienen, in einer kurzen Zeit mehr, als dreymal so groß wurden, als sie zuerst gewesen waren. Nun konnten wir deutlich sehen, daß sie aus einer Menge dünner Körper zusammengesetzt waren, die wie Strahlen aus einem Mittelpuncte ausschossen, in einer ziemlichen Entfernung von einander standen, und weil sie alle von einer Länge waren, die Figur rund machten.

Das gedoppelte Microscopium war nicht so bequem zu dieser Untersuchung, als ein stark vergrößerndes einfaches Glas. Wir brachten an dem zur Untersuchung undurchsichtiger Körper gewöhnlichen Zubehör ein sehr starkes Vergrößerungsglas an, und einen noch unreifen Kopf dieser Pflanze in den Focus desselben. Der Stengel, worauf derselbe stand, war ein schöner glänzender flebrichter Cylinder, hohl und vollkommen durchsichtig. Die Farbe desselben war bläulichweiß, und seine äußere Fläche vollkommen eben. Der Kopf sahe nicht anders aus, als eine große Kugel von der schönen, weißen, durchsichtigen und flebrichten Materie, die, wiewohl in nicht so großer Menge, die Seiten des Stengels bedeckte, so daß wir nur einige sehr kleine runde Erhebungen an einigen Theilen davon, wie kleine Klumpen entdecken  
 konn-

konnten. Während der Zeit, daß wir unsre Augen darauf gerichtet hatten, konnten wir diese Klumpen oder Püchelchen sich auf der kleinen Kugel immer höher erheben sehen, und es folgten denselben immer andere kugelförmigte Körperchen. Als nun dieselben an Höhe zunahmen, so schien die ganze äußere Fläche der Kugeln, als wenn sie mit Spitzen besetzt wäre, und so, wie ihre Länge wuchs, so nahm die ursprüngliche Kugel an Größe ab, bis endlich keine Spur mehr davon übrig blieb, und die ganze Figur des vollkommenen Kopfes bestand nunmehr aus einer großen Menge dünner Fäserchen, die alle aus dem obersten Theile des Stengels hervor giengen, und in so verschiedenen Richtungen standen, daß sie die kugelförmigte Figur ausmachten, die mit dem bloßen Auge war zu sehen gewesen, recht auf die Art, wie die pflaumsfederhafte Materie an der Spitze des Stengels des gemeinen so genannten Pfaffenblatts oder Mönchskopfs, wenn es in der Saat steht, anzusehen ist, welche eine vollkommen runde Figur annimmt, ohngeachtet sie aus den von einander abstehenden pflaumsfederichten Strahlen der Saat zusammengesetzt ist. Man kann nicht leicht etwas ähnlicheres finden, wodurch diese ganze Pflanze so wie sie sich durch das Vergrößerungsglas zeigt, besser könnte beschrieben werden, als das Pfaffenblatt in diesem Zustande. Ihre Blätter verbreiten sich gemeiniglich an allen Seiten herum in eine runde Figur, an den Ecken sind sie eingezacket, und gleichen der Rinde des Bodens oder Grundes, bloß daß das Kügelchen auf dem Kopfe des Schwammes nicht so dicht

nicht ist, und daß die Strahlen desselben an den Spitzen viel weiter auseinander stehen.

Ben genauer Untersuchung funden wir, daß eine jede derselben ohngefähr vierzig runde Kügelchen ausmachte, die alle von derselben Größe, von derselben blassen, bläulichweißen Farbe, und mit der klebrichten Materie, die den Körper der Kugel ausmachte, bedeckt, und durch nichts anders als durch ihre Klebrigkeit verknüpft waren. Der Strahlen waren ungefähr 26 an der Zahl; an ihrem Grunde stunden sie etwas näher bey einander, doch nicht so, daß sie sich einander berührten, an den äußersten Enden aber waren sie sehr weit von einander entfernt.

Oben an dem Stengel zwischen diesem und rund herum auf ihrem Grunde stand auch eine große Anzahl kurzer und sehr kleiner Stengel, die gleichfalls mit einem Kopfe gekrönt waren. Diese Stengel stiegen nicht höher, als die zwey untersten Glieder der größern Strahlen, und ihre Köpfe waren von einer länglichten, eckigten Figur und stunden aufgerichtet. Die Stengel waren eben so bläulich weiß, als der allgemeine Stengel, und mit derselben durchsichtigen klebrichten Materie bedeckt; die Köpfe aber waren blaßgelbe und trocken. Wie wir unsere Beobachtung fortsetzten, borst einer von diesen Köpfen mit Gewalt auf. Der ganze Umfang des Kopfes ward nunmehr von einer Wolke eines aufsteigenden Staubes von derselben gelblichten Farbe bedeckt, so daß er nicht deutlich konnte gesehen werden. Indem wir dieses bewunderten, folgte noch ein anderes Bersten von derselben Art, wobey eine frische Quantität  
Staub

Staub erfolgte. Darauf kam noch ein anderes, und das gieng so weiter fort, so daß es in einer Zeit von zwei Minuten, oder länger, nicht möglich war, etwas von dem Kopfe zu erkennen, und man konnte weiter nichts sehen, denn daß er in einer Wolke von so feinem Staube eingewickelt war, der eher einem Rauche, als einer Materie, die aus dichten Theilchen bestünde, ähnlich sahe.

Als diese Verwirrung vorbey war, konnten wir sehen, daß alle länglichte, winklichte Köpfe, die an den kürzern Stengeln saßen, nach einander, so wie der erste, geborsten waren, und daß ein jeder derselben beym Bersten eine Quantität feines Staubes von sich gegeben hätte. Der Staub selbst war nunmehr theils herab gefallen, theils aber lag er auf den Kugeln, die an den Strahlen des Kopfes waren. Diese waren nunmehr, an statt, daß sie vorhin eine glatte Oberfläche zeigten, über und über mit diesem Staube bedeckt, und die flebrichte Materie, womit sie befeuchtet waren, machte, daß der Staub an allen Theilen ihrer Oberfläche fest sitzen blieb. Diese Kugeln sahen nunmehr auch gelb aus. Die kleinen winklichten Körper an den kurzen Stengeln hatten nunmehr ihre Gestalt gänzlich verändert. Sie waren bis an den Grund an den Fugen ihrer verschiedenen Ecken geborsten, und machten nunmehr ein jeder die Figur eines regelmäßigen Sternes von acht Spizen aus.

Aus diesem Berichte erhellet deutlich, daß dieser kleine Schwamm zu der Anzahl derer Pflanzen gehöre, die männliche und weibliche Werkzeuge des Fruchttragens, oder wie man gemeiniglich zu reden pflegt,

männ-

männliche und weibliche Blumen haben, die an dieser einzelnen Pflanze ganz unterschiedlich zu bemerken sind. Die Köpfe, welche auf den kurzen Stengeln stunden, waren augenscheinlich die Antherae, oder Apices, und die Stengel die Stamina. Diese machten also die ganze männliche Blume aus; denn hier ist kein Kelch, noch Krone, oder des etwas zu sehen. Als diese nun aufbrachen, ward ihr fruchtbar machendes Mehl, in der Gestalt des feinen Staubes, der einer Wolke von Rauch ähnlich war, herausgelassen, und hatte sich auf die Kügelchen der längern Strahlen festgesetzt, um das Werk der Schwängerung dadurch zu vollziehen. In so fern kam alles mit der Natur und dem Endzwecke des Mehles in den größern Pflanzen überein, allein daß die Antherae in eine so regelmäßige Figur eines Sternes mit acht Ecken aufbrachen, war eine sonderbare Schönheit, die sich bey keiner Art der größern Pflanzen findet. Denn in den schönsten Blumen brechen die Antherae auf eine unbestimmte Weise, und geben ihr Mehl in einem eben so wölkichten Staube von sich; sie nehmen aber nachgehends keine besondere Figur an. Diese aber werden, wenn sie das gethan haben, wozu sie bestimmt sind, die schönsten und ansehnlichsten Theile der Pflanze, und ein jeder, der sie in ihrer ersten Gestalt nicht gesehen hätte, würde sie natürlicher Weise für ordentliche Blumen gehalten haben, die aus acht gelblichten Blättern bestünden.

Die männlichen Fortpflanzungstheile dieser kleinen Pflanze waren nunmehr zur Genüge betrachtet worden, und es blieb noch übrig, auch die Beschaffenheit der weiblichen zu untersuchen. Diese behielten noch

immer ihre ursprüngliche kugelförmige Gestalt, sie wurden aber durch den Staub, der aus den männlichen Blumen auf sie gefallen war, und sie über und über bedeckte, ganz rauh. Wir brachten das allerstärkste Vergrößerungsglas dabey an, und zwar ein weit stärkeres, als gemeinlich bey diesem Vergrößerungsgeräthe verkauft wird. Es war in der That von der ersten Größe der wilsonischen Gläser, und kurz, das stärkste einfache Vergrößerungswerkzeug, das die menschliche Kunst nur fähig gewesen ist, zuwege zu bringen. Die Area, die dieses Glas einnimmt, ist so klein, und die gehörige Entfernung seines Foci ist so schwer zu treffen, daß es sich eben nicht mit großer Bequemlichkeit gebrauchen läßt; doch einer accuraten und geübten Hand fällt nichts so schwer, oder so unmöglich, als einer solchen, die in dergleichen Dingen nicht so geübt ist; und wiewohl das Gesicht dadurch ziemlich beschwerlich ist; so ersetzt doch die Stärke und Deutlichkeit alle Beschwerlichkeiten. Es vergrößert ganz erstaunlich, und zeigt alles mit einer solchen Richtigkeit, als wir noch niemals unter dem gedoppelten Vergrößerungsglase angetroffen haben, wo das Bild durch drey Gläser gehen muß, ehe es zu dem Auge gelangt, und folglich niemals so accurat oder rein ist, weil es durch die Unvollkommenheit aller dieser Gläser nicht gänzlich richtig vorgestellt wird.

So viel habe ich für nöthig gehalten, von dem Nutzen der einfachen starken Vergrößerungsgläser bey den allergenauesten Untersuchungen zu sagen; denn ich weiß, daß die Beschwerlichkeit, die mit dem Gebrauche derselben verknüpft ist, verursacht hat, daß sie unverdienter Weise in eine schlechte Achtung gerathen sind,



sind, welche Hintansehung aber allen künftigen Untersuchungen sehr nachtheilig seyn wird. Das Leewenhoekische Microscopium, und die Microscopia aller andern Autoren, die die kleinsten Dinge der Natur so erstaunlich genau gesehen, und der Welt eine Begierde zur Untersuchung derselben eingefloßet haben, sind, wie wir vernommen, einfache Gläser von dieser Art gewesen. Fast alle große Entdeckungen, dadurch dieses Instrument berühmt geworden, sind vermittlest einfacher Gläser gemacht. Diese sind die einzigen, durch deren Hülfe man den genauen Wegen der Natur in ihren kleinsten Werken nachspüren kann. Es müssen sich auch diejenigen, denen bloß der Gebrauch des Spielzeuges des gedoppelten Microscopit bekannt ist, nicht wundern, daß sie den Entdeckungen solcher Männer nicht folgen können, die sich der einfachen Gläser bedienet haben; auch müssen sie Leute keines Betrugs oder einer Ausschweifung der Einbildungskraft beschuldigen, die bey ihren Untersuchungen ein Werkzeug gebraucht, welches dasjenige, wodurch sie sich vergeblicher Weise bemühen, ihren Fußstapfen zu folgen, am wirklichen Werthe so sehr übertrifft. Das doppelte Microscopium ist ein Instrument für diejenigen, die sich an den Vergrößerungskräften belustigen wollen; dieses aber müssen diejenigen kennen und gebrauchen, die wirkliche Entdeckungen zu machen willens sind. Die Verschiedenheit des Lichts, so bey dem Gebrauche der gedoppelten Vergrößerungsgläser auf die Objecte fällt, giebt den Dingen oft ein so verschiedenes Ansehen, daß dasselbe Ding kaum dasselbe zu seyn scheint. Bey dem einfachen Vergrößerungsglase ist das Gesicht zwar dunkel, doch

gewiß; es ist allezeit dasselbe, und wiewohl ein Auge, das nicht dazu gewöhnet ist, kaum weiß, was es aus einem Objecte machen soll, so fehlet es doch einem geübten Bemerkter niemals, alles mit einer zureichenden Deutlichkeit, und so richtig und accurat zu sehen, daß es ihn vergnügen muß. Ich hoffe, die Bemerkungen, die in diesen verschiedenen Versuchen bekannt gemacht sind, werden von vielen wiederholet werden. Ich selbst habe sie so oft wiederholet, daß ich fest überzeuge bin, daß ein jeder Theil derselben ganz genau und richtig sey; und ich wollte gern ein Werkzeug anpreisen, welches ich zwar wenig gebrauchet wird, das doch aber, weil ich so vieles damit entdeckt habe, muß gebrauchet werden, wenn man mir mit einiger Hoffnung eines glücklichen Ausganges folgen will.

Die Wahrheit dieser Anmerkung von dem verschiedenen Nutzen des einfachen und gedoppelten Vergrößerungsglases kann sich nicht deutlicher zeigen, als bey der gegenwärtigen Untersuchung. Als das gedoppelte Vergrößerungsglas mit allen seinen Vortheilen und mit allen seinen Kräften gebrauchet ward, konnte es doch von den weiblichen Fortpflanzungswerkzeugen dieses kleinen Schwammes nichts mehr zeigen, als daß die verschiedenen Strahlen Reihen von Kügelchen wären, die durch keinen Stengel, oder durch keine Haut mit einander verknüpft wurden, sondern bloß vermittelt einer flebrichten Materie, womit sie bedeckt waren, an einander hiengen. Bey der genauesten Betrachtung, die vermittelt dieses Instruments geschah, zeigte sich auf ihrer Oberfläche, so lange sie bloß war, weiter nichts, als eine einförmige Bedeckung von einer gelblicht scheinenden Materie, und

und als sie mit dem Staube des Mehles bedeckt war, sah man nichts mehr, als eine unbeschreibliche Menge ovaler Körper, oder Körnchen dieses Mehles, die eine solche Figur haben, welche über jeden Theil der Oberfläche ohne Ordnung ausgestreuet waren.

Als hingegen ein Kügelchen von einem der Strahlen eines andern Kopfes durch das einfache Vergrößerungsglas betrachtet ward, so entdeckte sich ein neuer Schauplatz der Verwunderung. Dieses Kügelchen war von einer der Pflanzen genommen, deren Antherae noch nicht geborsten waren, und es war folglich noch in seinem ursprünglichen Zustande, und mit dem Staube dieser Körperchen noch nicht bedeckt. Die Oberfläche, die bey allen vorigen Bemerkungen glatt und einförmig geschienen hatte, zeigte nunmehr eine große Anzahl unordentlicher Erhöhungen. Als diese genau untersucht wurden, so schien eine jede davon von einer drehwinklichten Figur zu seyn. Sie waren nur sehr wenig über die Oberfläche erhaben, und waren von der flebrichten Materie, die die ganze Fläche umgab, auf eine solche Art bedeckt, daß es unmöglich war, wenn sie nicht so genau, als von uns geschah, beobachtet wurden, gewahr zu werden, daß sie über die übrige Fläche hervorrageten.

In der Mitte einer jeden von diesen winklichten Erhöhungen stand ein Körper, der die Figur eines Segments von einer Kugel hatte, und wovon ich bemerken konnte, daß in der äußern Fläche desselben eine große Menge Löcher waren. Dieß war alles, was sich in dem gegenwärtigen Zustande des Objects zeigte. Da wir aber gewiß überzeugt waren, daß diese Kügelchen der weibliche Fortpflanzungstheil dieses

Gewächses waren; so war es gar nicht schwer, zu entdecken, daß diese Oeffnungen zu den Zellen des Körpers leiteten, worinn der Saamen seinen Aufenthalt hatte, und daß diese kleinen dreneckichten Erhöhungen, nebst den Körpern, die sie in ihren Höhlungen enthielten, eben das wären, was die Stigmata in den vollkommenern Pflanzen.

Als wir eines von diesen Kügelchen so, wie es vor der Schwängerung beschaffen war, zur Genüge untersucht hatten, so wählten wir ein sehr schönes von denen, die mit dem Mehle von den geborstenen Antheris eines andern Kopses bedeckt war. Bey der Betrachtung desselben durch unser Vergrößerungsglas fanden wir, daß das Mehl, so klein die Theilchen desselben auch waren, aus kleinen Körnchen bestund, die eine vollkommene ovale Figur hatten. Ihre Farbe war braun, und fiel einigermaßen ins Gelbe, und die Oberfläche derselben war runzlicht, oder gewissermaßen netzförmig. Wiewohl diese Körnchen über jeden Theil der Oberfläche des Kügelchens zerstreuet lagen, so konnten wir doch sehen, daß sie an einigen Orten dicker waren, als an andern. An einigen Stellen lagen sie in der That wie eine Art von kleinen Hügeln, und als wir es genauer untersuchten, so fanden wir, daß solches allezeit über einer von diesen dreneckichten Erhöhungen war, oder um mich anders auszudrücken, daß die Stigmata der Frucht allezeit unter einem Haufen von diesem Mehle verborgen lagen.

Was für einer Kraft es zuzuschreiben war, daß die Kügelchen von dieser feinen Materie sich eben an der Stelle so sehr gehäufet hatten, die für ihre Wirkung eigentlich bestimmt war, solches scheint eben nicht so

so leicht zu bestimmen zu seyn; die Sache selbst aber zeigte sich ganz deutlich, und der Endzweck war eben so augenscheinlich. Die Absicht der Natur war, daß diese schwängerende Materie, oder vielleicht eine noch feinere Substanz, die aus diesen berstenden Kügelchen herausgieng, einen Weg zu den Höhlungen finden sollte, wo der Saame lag, und diese Kügelchen waren in großer Menge über den Oeffnungen gehäufet, die dahin föhreten.

Die Imprägnation der ersten Anfänge des Embryo in den weiblichen Geschöpfen, beydes unter den Thieren und Pflanzen, scheint zu der Zahl derjenigen Geheimnisse der Natur zu gehören, die uns ganz unerforschlich sind, und durch Substanzen ausgerichtet zu werden, die gar zu fein sind, und sich unserer Nachforschung gänzlich entziehen. Es hat sehr lange gewähret, ehe die Welt die Theile der Blumen, die zu diesem Endzwecke dienen, hat kennen gelernt. Das Pistillum, welches das weibliche, und die Stamina und Antherae, so die männlichen Werkzeuge sind, welche beyde sich an den meisten Blumen ganz deutlich zeigen, wurden für bloße Ueberflüssigkeiten der Natur, und für Auswachsungen gehalten, die keinen andern Nutzen hätten, als die überflüssige Nahrung zu empfangen, die zu der Blume hinangeht. Man hat nur erst vor wenig Jahren ausfündig gemacht, daß dieses die verschiedenen Werkzeuge der Fortpflanzung sind, und daß die ganze Blume, nebst allen ihren bunten Blättern und Farben, bloß zu einer Unterstützung und Vertheidigung derselben bestimmt sey.

Es war nicht so bald entdeckt, daß diese verschiedenen Theile mit den Zeugungswerkzeugen der Thiere übereinstimmten: so ward auch schon, (wie denn Leute von einer lebhaften Einbildungskraft bey dem ersten Anfange einer Entdeckung schon etwas ganz vollkommenes zu haben glauben,) behauptet, daß die vorhin beschriebenen Löcherchen bestimmt wären, die kleinen Kügelchen des Mehls einzunehmen, und daß diese Kügelchen die eigentliche schwängerbde Materie wären, welche zu dem inwendigen Saamen gebracht würde. Die Entdeckung, daß die Antherae hohle Körper waren, und daß sie zu gehörigen Zeiten aufbrachen und dieses Mehl heraus ließen, ward für einen hinlänglichen Beweis davon gehalten. Allein die Freude über diese Entdeckung schien vergeblich zu seyn; denn so subtil auch die Theilchen des Mehls selbst von den größten Pflanzen dem bloßen Auge zu seyn scheinen, so zeigt sich doch, wenn sie durch das Vergrößerungsglas untersucht, und mit den Löcherchen, wodurch sie gehen sollen, verglichen werden, daß sie viel zu groß für dieselben sind, wie denn auch die Oeffnungen einiger dieser weiblichen Werkzeuge nicht anders, als durch das Vergrößerungsglas können gesehen werden.

Man hat gefunden, daß eben diese Theilchen des Mehls, so klein als sie auch scheinen, nichts anders als Capseln sind, die eine noch unendlich feinere Materie enthalten, so in Gestalt eines Dampfes aus den Oeffnungen derselben heraus geht, wenn sie ins Wasser gelegt werden, als worinn sie bersten. Die Materie, die aus diesen Theilchen einiger und wahrscheintlicher Weise aller Pflanzen herausgeht, ist so sehr



sehr fein, daß keine Gläser stark genug gewesen sind, die besondern Theilchen, woraus sie bestehen, zu entdecken. Diese Materie kann nun frenlich fein genug seyn, in die kleinsten Oeffnungen zu dringen, die eben so unmerklich sind, als die subtilen Theilchen dieser Materie selbst, und solchergestalt den inwendigen Saamen schwängern. Dieß scheint ein vernünftiges System der Schwängerung zu seyn, so weit als es geht, und nach demselben kann die dichtscheinende Beschaffenheit der Stigmata einiger Pflanzen keinesweges zum Einwurfe dienen.

In dem gegenwärtigen Falle waren die Oeffnungen, ob sie gleich durch die starken Vergrößerungsgläser zu sehen waren, doch kaum den vierzigsten Theil so groß, als die Kügelchen des Mehls, die in Haufen darüber lagen. Es ist äußerst ungereimt, anzunehmen, daß eine Saugungskraft, wovon man hat vorgeben wollen, daß dadurch diese Sache ausgerichtet würde, oder daß eine andere mechanische wirkende Ursache die Kraft haben sollte, zu machen, daß so große Körper in so kleine Höhlungen hinein kommen könnten. Nimmt man aber an, daß die Kügelchen, wovon hier die Rede ist, mit den Kügelchen des Mehls der größern Pflanzen einerley Beschaffenheit haben, und daß sie selbst nur bloße Behältnisse einer subtilen Materie sind, so ist der Proceß in so fern deutlich, daß, da sie haufenweise über die Stigmata der weiblichen Werkzeuge, und alle um die Oeffnungen derselben herum liegen, die subtile Materie, womit sie angefüllet sind, wenn sie bersten und dieselbe heraus lassen, in die Oeffnungen fallen müsse, die dazu dienen, diese Materie zu dem noch unbeschwängerten

Saamen zu führen, da sie denn ohne wunderthätige Kraft zu dem Orte hingebracht werden, wo sie dasjenige ausrichten, wozu sie bestimmt sind.

So stelle ich mir überhaupt den Lauf der Natur bei der Fruchtbarmachung dieser kleinen Pflanze vor. Die Frucht, oder die Capsel, welche den Saamen enthält, steht nur in einer kleinen Entfernung von den Antheris oder Capseln, welche das schwängernde Mehl enthalten. Es finden sich Oeffnungen, welche die inwendigen Theilchen der Mehlfügelchen zu dem noch ungeschwängerten Saamen hinab führen, und die flebrichte Materie, welche einen jeden Theil des weiblichen Kugelhens, insonderheit aber die Stigmata bedeckt, dienet die Mehlfügelchen, die, wenn die Antherae bersten, heraus kommen, so lange fest zu halten, bis sie selbst gleichfalls bersten, und ihre innerlichen Theilchen recht über die Mündungen ausschütten, welche die Theilchen zu dem inwendigen Saamen zu führen bestimmt sind.

Hier findet sich ein eben so vollkommenes und zierliches Zubehör, als irgend in einer größern Pflanze, und wir haben nur Werkzeuge nöthig, es zu sehen, um Ehrerbiethung dafür zu haben, und es zu bewundern. Das Vergrößerungsglas thut in der That in Ansehung unserer Begriffe nichts geringers, denn daß es neue Welten hervorbringt, und unserer Betrachtung neue Reihen von Wesen darlegt.

Als wir in so ferne der Natur in Ansehung der Einrichtung der Theile dieser Pflanze und des Gebrauches derselben zu ihrer Fortpflanzung nachgespühret hatten, so widmeten wir der Betrachtung der

Wir-

Wirkung alles dieses schönen und ordentlichen Zubehörs auch noch einige Stunden. Zu diesem Endzwecke bedienten wir uns des Vergrößerungsglases, an welchem ein bewegliches Gelenk angebracht war, durch dessen Hülfe wir die Pflanze zuerst betrachteten hatten, und wodurch wir nunmehr vermittelt eines stärkeren Vergrößerungsglases der Frucht von der Schwängerung an bis zur Hervorbringung der neuen Pflanze nachzuspüren entschlossen waren. Ein solches Unternehmen würde bey der gemeinen Art von Pflanzen, deren Wachsthum viel langsamer von staten geht, und deren erstes Hervorbrechen unter der Erde geschieht, so wohl schwer, als auch höchst langweilig gewesen seyn; hier aber hatten wir Gelegenheit, solches an einer Pflanze zu thun, deren ganze Zeit ihres Daseyns von dem Embryone in dem Saamen an, bis zu der abfallenden Pflanze, die ihre Wirkung gethan hatte, nur einige wenige Stunden währte, und deren erstes Hervorschießen in freyer Luft, und auf der Fläche einer flüssigen Materie geschähe.

Die letzte Untersuchung, die wir mit einem einzelnen Kügelchen oder einer Capsel vornahmen, die von einem der reisenden Strahlen genommen war, zeigte uns, daß die Stigmata derselben vier und zwanzig an der Zahl waren, und in gleichen Entfernungen von einander standen; ingleichen, daß die Capsel, da sie gebrochen war, eben so viele Behältnisse oder besondere Zellen für den Saamen hätte, wiewohl sich dieses kaum mit einigem Grade der Gewißheit bestimmen ließ. Von dieser letzten abgesonderten Bemerkung wandten wir unsere Untersuchung auf eine sehr  
gut

gut blühende Pflanze in ihrem vollkommenen Zustande auf der Oberfläche des Wassers. Ihre Antherae waren bereits eine Zeitlang geborsten gewesen, und die Kugeln, woraus die verschiedenen Strahlen bestanden, waren folglich mit dem Pulver bedeckt, so aus diesen Körpern herausgelassen war. Es währte nicht lange, so sahen wir das äußerste Kugeln eines der Strahlen, ohne einige äußerliche Gewalt, oder andere sichtbare Veranlassung abfallen, und auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Das äußerste Kugeln eines andern Strahls fiel auch gar bald ab, wie der erste, und da auch die übrigen diesem Exempel folgten, so ward der ganze Kopf ordentlicher Weise in einen kleinern Umfang eingeschränket. Nach einigen Augenblicken, worinn fast nichts weiter vorgieng, fiel eine andere Reihe von Kugeln, eben so, wie die erste ab, und endlich fielen sie alle auf dieselbe regelmäßige Weise, nach eintigen Zwischenzeiten ab, der Kopf ward also je länger, je kleiner, bis endlich nichts mehr an demselben übrig blieb, als die geöffneten Antherae, ohne ihrem Mehle an der Spitze des Stengels.

Da indessen die Pflanze in diesem Zustande für eine ganz verschiedene Art hätte mögen angesehen werden, schwommen die Kugeln, die allmählich von den Strahlen des Haupts abgefallen waren, in Menge auf der Fläche des Wassers. Der größte Theil derselben fügte sich zu den Seiten der Rinde, oder des Ruchens von Pflanzen von derselben Art. Einige von den andern borsten vor unsern Augen, und gaben ihren Saamen hervor. Die trübe Beschaffenheit des darunter befindlichen Wassers hinder-

berte uns, die Wirkung der Natur so genau zu sehen, als wir es wünschten, wir nahmen unsere Zuflucht daher wiederum zu dem gedoppelten Microscopio und dem concaven Glase, worinn wir vorhin die wachsende Pflanze gesehen hatten.

Dieses füllten wir mit dem klaresten Wasser, und schüttelten eine Quantität reifer Köpfe der Pflanzen aus unserm Topfe darüber, da wir denn die Oberfläche des Wassers mit Kügelchen bedeckt funden. Wir hielten beständig die Augen darüber, bis sie anfangen zu bersten. Hier funden wir, daß die gar zu gehäufte Anzahl nur Verwirrung verursachen würde, wir sonderten daher den größten Theil davon ab, thaten wieder frisches Wasser hinzu, und behielten zulezt einige wenige in einem guten Zustande, die von andern nicht gehindert wurden, und mit Bequemlichkeit konnten bemerkt werden. Hier gelangten wir zu derjenigen Entdeckung, die uns den ganzen Fortgang der Vegetation vollkommen deutlich machte. Wir hatten derselben von ihrer ersten Erscheinung in der Gestalt einer schlechten Rinde, bis zu dem Reifwerden des Saamens nachgespühret. Es blieb also nur noch übrig, die Lücke zwischen dem Zustande des reifen Saamens und der Erscheinung dieser Rinde auszufüllen, und dieses zu thun hatten wir nunmehr erwünschte und vollkommene Gelegenheit.

Es vorst gar bald ein Kügelchen vor unsern Augen, und wir sahen einige wenige Saamentörner aus demselben heraus kommen. Nach einigen Augenblicken fielen immer mehr und mehr heraus, bis in kurzer Zeit die ganze Fläche des Wassers damit bedeckt

deckt war. Sie waren vollkommen rund, und von einer weißen Farbe. Die Anzahl derselben war so groß, daß es unbegreiflich schien, warum sich diese Pflanze nicht auf eine erstaunliche Weise vermehrte. So kam es uns zwar vor, die wir diese Kügelchen in dem Zustande, worinn wir sie gesetzt hatten, und in welchen sie sich außerhalb des gewöhnlichen Weges der Natur befunden, betrachteten; allein da diese vorsichtige Haushälterinn für alle ihre Werke auf das beste, bequemste und vollkommenste forget, so ist kein Zweifel, daß nicht auch dieser sehr große Ueberfluß von Saamen in ihrer allgemeinen Haushaltung seinen Nutzen haben müsse; und da sie das Wasser schon vorher mit Millionen gefräßiger Thiere bevölkert hat, so ist es wahrscheinlich, daß dieser Saamen denselben zur Nahrung bestimmt sey. In diesem unnatürlichen Zustande war die Oberfläche eines in Vergleichung mit der Frucht ziemlich geräumten Umfangs von Wasser von diesem einzigen Kügelchen vermaßen mit Saamenkörnern bedeckt, daß wir uns genöthiget sahen, uns zu desto besserer Betrachtung mehreren Platz zu machen. Wir gossen etwas von dem Wasser weg, und thaten frisches an dessen Stelle, bis von der ursprünglichen Zahl der Saamenkörner nicht mehr denn ungefähr zwölf übrig blieben.

Wir brachten wohl eine Stunde mit der Betrachtung dieser Körner zu, allein es fiel während dieser Zeit nichts veränderliches damit vor. Sie schwammen in dem Wasser so aufs gerathe wohl herum, oder setzten sich an die Seiten des Glases. Wir wurden durch einen Zufall etwa eine Stunde lang

von



von unsrer Betrachtung abgehalten, als wir aber nach Verlauf derselben wieder kamen, funden wir eine sehr merkwürdige Veränderung. Zwey oder drey von den Körnchen hatten angefangen zu schiefen, und die übrigen, die vorhin keine Veränderung gelitten hatten, waren nunmehr zweymal so groß aufgeschwollen, als sie vorhin gewesen. Es währte nicht lange, so sahen wir das Hervorschießen an verschiedenen von ihnen wiederholen, es geschähe solches auf eine simple und bey allen auf eine vollkommen gleiche Weise.

Das Saamenkorn brach an einer Seite, in einer mit der Oberfläche des Wassers gleichen Höhe auf, allwo sich eine länglichte Erhöhung zeigte. Diese verbreitete sich, ohne ihre Gestalt zu verändern, bis sie ungefähr viermal so groß war, als das Saamenkorn, und da fieng sie allmählich an, sich vollends zu verbreiten und zu entwickeln. Dieses Hervorgeschossene nahm nunmehr einen solchen Raum ein, daß der Körper des Saamenkorns dagegen ganz geringe war, und weil die Verbreitung in einer zirkelförmigen Figur geschähe, so ward das Saamenkorn dadurch ganz eingeschlossen, und dem Gesichte entzogen, wiewohl es endlich gar genau den Mittelpunct des ganzen Körpers muß eingenommen haben.

Wir sahen verschiedene andere von den Saamenkörnern auf gleiche Weise hervorschießen, und sich in eine eben so runde Figur verbreiten. Solchergestalt ward die flache Rinde gebildet, die wir zuerst bey der Grundlage der Pflanze auf der Fläche der ursprünglichen

lichen Flüssigkeit bemerkt hatten, und solchergestalt hatten wir der Vegetation durch ihren ganzen Lauf nachgespühret. Es ist sonderbar, daß die Grundlage der Stengel, welche die Köpfe in dem vollkommenen Zustande der Pflanze tragen, schon in der *Plantula seminali* da zu seyn scheint, und so gar, wenn sie noch in dem Körper des Saamenkörnchens ist. Wir spürten denenselben, so weit als möglich, nach, und es fehlte uns niemals, sie ganz deutlich, und zwar in einiger Erhöhung über die Oberfläche, selbst bey der ersten Entwicklung des Hervorschießens, zu sehen.

Solchergestalt findet sich und lebet eine Pflanze, die, so viel wir noch wissen, bloß auf der Oberfläche einer besondern Flüssigkeit hervorgebracht wird, welche letztere aus einer künstlichen Infusion des Saamens einer Pflanze entstanden ist. Sie wandert also, gleich dem *Ephemeron*, unter den Thieren, den ganzen Lauf ihres Lebens in einem Tage herdurch, und bringt junge Pflanzen hervor, die ihr selbst ähnlich sind, und die zum Theil einem Insekte zur Nahrung dienen, das, wenn es auch noch viele hundertmale größer wäre, als es wirklich ist, dennoch von dem bloßen Auge nicht würde können gesehen werden. Und solchergestalt zeigt das *Microscopium* in dieser Pflanze eine solche Ordnung der Werkzeuge, welche der Ordnung der allervollkommensten Pflanzen, wie wir sie nennen, völlig gleich, und in den kleinen Thierchen einen solchen Gliederbau und solche Werkzeuge zur Bewegung und zur Genießung der Nahrung, dergleichen unter allen größern Werken der Natur kaum zu finden ist.

## Der achte Versuch.

Von einem Insekte, das auf den vom Mehlt-  
thau beschädigten Zweigen von Frucht-  
bäumen gefunden worden.

Die Gesundheit einer mir sehr werthen Person nöthigte mich, viele Jahre nach einander, mich in dem angehenden Frühlinge außerhalb des Dampfes von London aufzuhalten. Ich wohnte bei dieser Gelegenheit in einem Theile von Chelsea, wo ein kleiner Garten hinter dem Hause war, in welchem viele Bäume standen, die aber selten Frucht brachten. Die allgemeine Krankheit dieser Bäume war das, was man Mehltthau nennet, und dieser Strich entgieng der gedachten Beschwerde nur sehr selten. Wenn andere Gegenden nur einigermaßen litten, so waren diese Bäume ganz und gar unfruchtbar, und bei vortheilhafterern Jahreszeiten trugen sie doch nur sehr wenig.

Die Gelegenheit, die ich allhier hatte, tägliche Bemerkungen anzustellen, bewegte mich, der Beschaffenheit dieser Baumkrankheit nachzuforschen, und die Bemerkungen, welche ich über die Bäume in dem Striche, wo ich mich eigentlich aufhielt, anstellete, leitete mich auch zur Untersuchung derer, die in glücklichen Gegenden lagen. Ich bin durch die Folge dieser Bemerkungen dahin gebracht worden, von dieser Sache ganz anders zu denken, als sonst gemeinlich geschieht; meine besondere Meynung hat aber nicht bloß meine Bemerkung, sondern die Vernunft selbst zur Unterstützung. Die fast durchgehends an-

genommene Meinung von diesem Unglücke ist, daß sie von gewissen Insekten herrühre, wovon man glaubet, daß sie durch besondere Winde zu den Bäumen gebracht werden; allein dieß ist nicht nur eine unnatürliche Bestimmung, die von Bemerkungen und Versuchen nicht unterstützt wird, sondern wir werden auch von einer Untersuchung dadurch abgehalten, die die ganze Sache nach dem System einer weit bessern Philosophie, und durch die Unterstützung einer Ähnlichkeit mit allem übrigen gewöhnlichen Verfahren der Natur hätte erklären können.

Es ist gar wohl bekannt, daß sowohl thierische Substanzen, als auch Pflanzen, wenn sie sich ihrem Verfall nähern, auf einmal ein Nest und eine Vorrathskammer für Insekten mancherley Art werden, die, da sie noch in ihrem gesunden Zustande waren, weder Wohnung noch Unterhalt in ihnen finden konnten. Wir sehen auch, daß keine von diesen, so frey sie auch während ihres gesunden Zustandes von Insekten seyn mögen, niemals, weder zufälliger Weise, noch auch durch unsere eigene Beförderung in den Zustand gerathen, der zur Unterhaltung solcher Insekten geschickt ist; sondern die Natur selbst bevölkert sie augenblicklich mit Tausenden derselben, wiewohl es uns unmöglich ist, zu vermuthen, woher sie kommen. Man lege nur ein Stücklein einer thierischen Substanz der Luft bloß, man zerstoße nur einen Theil von einer Pflanze, oder lasse solchen auf andere Weise in Fäulung gerathen, man tauche nur ein Saamenkorn in Wasser, oder lege ein Blatt dem Thau bloß, so verschaffet der veränderte Zustand dieser Dinge einer oder der andern Art von kleinern Thieren soaleich Nahrung.

Nahrung; auch sind sie nicht so bald in einen solchen Zustand gelanget, da sich schon Thiere in Menge darauf finden, die nur bloß davon ihren Unterhalt haben können. So lange das Fleisch noch auf dem Körper des Thieres geblieben war, so lange das Blatt, der Stengel oder der Saame noch mit der Pflanze verknüpft war, und entweder Nahrung von der Wurzel oder dem Umlaufe der Säfte erhielt, konnte keine Creatur von einer solchen schmarogerischen Art Zutritt zu ihnen bekommen.

Wir können aber die Aehnlichkeit fortsetzen; denn es ist keine bessere Art zu urtheilen, wenn die unmittelbaren Ursachen und Mittel vor uns verborgen sind; gleichwie sich in dem Fleische eines Thieres, so noch mit demselben vereinigt, das aber durch einen Zufall in Fäulung gerathen ist, eben so gewiß Insekten finden werden, als wenn es von dem Thiere abgesondert wäre, eben so haben wir auch keine Ursache zu zweifeln, daß nicht ein veränderter Zustand der Flüssigkeiten, entweder eine Fäulung, oder etwas so der Fäulung nahe kommt, eines Zweiges, der an einem Baume bleibt, eben so wohl Insekten zu einem Aufenthalte und zur Nahrung dienen könne, als eines solchen Zweiges, der von dem Baume abgesondert ist.

Dieses sind die Grundsätze, worauf ich das neue System von dem, was wir den Mehlthau an unsern Fruchtbäumen nennen, zu gründen willens bin. Ich halte dafür, daß man die Ursache davon übersehen, und die Wirkung mit derselben vermischet, oder für dieselbe angenommen habe. Die Menge der Insekten, die auf den Blättern und Zweigen der von Mehlthau beschädigten Bäume gefunden werden, hält man gemeinlich für die

Ursache, daß die Zweige zu gewissen Zeiten in Verfall gerathen, und daß die Früchte verderben. Ich bin hingegen durch wiederholte Versuche überzeugt, daß die Erscheinung dieser Insekten auf die Beschädigung der Bäume erst erfolge.

Ich habe bemerkt, daß die Säfte der Thiere und Pflanzen, so lange sie in ihrem gesunden Zustande sind, und in ihren gehörigen Canälen herumlaufen, für eine Menge Insekten keinesweges zur Nahrung dienlich sind, denen sie doch, so bald sich ihr Zustand verändert, höchstangenehm geworden, ungeachtet sie dieselben vorhin niemals gesucht. Eine Stockung, beides in den thierischen und Pflanzenfeuchtigkeiten, ist der erste Grad zur Fäulung, und dasjenige, was die erste verursacht, führet die Gefahr der andern mit sich. Ich habe gleichfalls bemerkt, daß nicht schlechterdings eine Fäulung erforderlich sey, diese Säfte zu einer Nahrung für Insekten zu machen; eine Näherung zur Fäulung, das ist, eine Stockung kann solches schon ausrichten. Es wird nicht mehr als eine zufällige Ursache, sie mag natürlich oder künstlich seyn, erfordert, eine Stockung in den Säften eines ganzen Baumes oder in einem besondern Zweige desselben zu verursachen, und alsdenn kann man sehen, daß er im Stande sey, eine Menge von Thieren zu nähren, die ihren Unterhalt vorhin nicht auf demselben finden konnten. Und wir haben vorhin an zahlreichen Exempeln gesehen, daß ein Baum nicht so bald in den Zustand gesetzt sey, diese Creaturen solchergestalt zu unterhalten, da sich schon Tausende auf demselben zeigen, ob wir gleich nicht wissen, wie, warum und woher?

Daß



Daß viele, sowohl natürliche als künstliche Zufälle sind, welche dem ordentlichen und freyen Flusse der Säfte in den Pflanzen Einhalt thun können, ist augenscheinlich; und eben so augenscheinlich ist es, daß dasjenige, was nur in gewissen Theilen und zu gewisser Zeit eine Stockung von dieser Art verursacht, die Säfte in einen Zustand setzt, worinn sie besondern Insekten zur Nahrung dienen können. Wir finden, daß die schwächsten Bäume, und die, so an feinen vortheilhaften Orten stehen, dem Mehlthau am häufigsten unterworfen sind. Es kommt auch gar nicht von Insekten her, die ein Ostwind herzu wehet, daß Bäume, die in einer solchen Gegend stehen, vom Mehlthau angegriffen werden, oder die Beschwerde desselben am ersten fühlen, wenn das Unglück allgemein ist; sondern daher, weil ihre Lage am nachtheiligsten ist, und weil diese Bäume, die in andern Stücken mit den übrigen Bäumen in gleichen Umständen stehen, die schwächlichsten darunter sind.

Ein Winter, der härter als gewöhnlich ist, wird allemal viele von unsern Fruchtbäumen tödten, und diejenigen, die darunter leiden, sind allezeit die schwächsten. Wenn an einem Baume einige Zweige schwächer sind, als die übrigen, so leiden diese, da indessen die andern davon kommen. Was ein ganzer Winter an vielen oder an ganzen Bäumen thut, das kann ein wenig unzeitiger Frost an wenigen Bäumen, oder an den schwächern Theilen derselben thun. Die Art, wodurch ein Frost einen Baum verleset, besteht darin, daß er seine Säfte stockend macht; und es ist daher kein Wunder, daß ein nicht gar zu starker Frost einen solchen Schaden im Frühlinge zu einer Zeit er-

regen kann, wenn die Säfte flüßig sind, welches doch im Winter nicht geschehen kann, da der Umlauf matter, und die Säfte weder so häufig, noch auch an und für sich so flüchtig gewesen.

Dieses sind die Anmerkungen und Gründe, vermittelt deren wir hoffen können, zu einer wahren Erkenntniß dieses Phaenomeni zu gelangen, welches die Neubegierigen so lange in Verwirrung gesetzt und verleitet hat. Ein Frost, der sich zu einer Zeit zu trägt, wenn die Säfte im Flusse sind, wird eine Stockung derselben verursachen, die sich entweder durchgängig, oder nur an gewissen Theilen äußert, die entweder beständig, oder auch nur eine Zeitlang währet. Ist der Frost nicht sonderlich stark, so überwindet die Kraft des Baumes denselben unter dem Einflusse des ersten Sonnenscheins. Ist er heftiger, so schadet er mehr oder weniger, nachdem der Baum stark oder schwach ist. Ist der Baum schwächlich, so kann er ganz und gar vergehen, oder wenigstens in so ferne durch und durch beschädiget werden, daß er in dem Jahre gar keine Frucht trägt. Ist er nur zum Theile schwächlich, so wird der Zufall solchen schwachen Theil rühren. Wo eine Verletzung geschieht, da findet sich eine fortgesetzte Stockung der Säfte, das ist, da findet sich eine Näherung zu ihrer Fäulung, und sie werden durch diese Veränderung in einen Zustand gebracht, in welchem sie Thieren Nahrung geben können, denen es sonst unmöglich würde gewesen seyn, auf ihnen zu leben. Die Natur bringt in ihrem gewöhnlichen unveränderten Laufe die Thiere zu dem Baume, die dazu gebildet sind, von dessen veränderten Säften zu essen. Der verletzte oder franke Zustand

des Baumes, und die Insekten, die sich dessen zu Nuzze machen, werden zugleich entdeckt, und Leute, die nicht weiter zurück denken, halten die Creaturen, die durch ein solches Unglück genähret werden, für die Ursache desselben.

Wenn diese Insekten, die allezeit auf solchen beschädigten Bäumen gefunden werden, die wirkliche Ursache des Mehlthaues wären, so würde es den Menschen unmöglich seyn, solchen durch die Kunst hervorzubringen. So aber ist es möglich, einen solchen Mehlthau, wenn man will, zu verursachen, dadurch, daß man den Bäumen, oder einigen Theilen derselben, entweder ihre gehörige Verpflegung entzieht, oder sie auch sonst verlezet, zumal wenn die Jahreszeit dazu beförderlich ist. Die gedachten Insekten werden sich auf den durch die Kunst verletzten Bäumen eben so häufig, als auf denen einfinden, die zufälliger Weise sind verlezet worden. Ich habe durch wiederholte Versuche gefunden, daß, gleichwie von zween Bäumen, wovon der eine stark, der andere aber schwach von Natur ist, der schwache vom Mehlthau beschädiget wird, wenn der starke davon kömmt; also auch von zween Bäumen, deren einer mit Fleiß schwach gemacht, der andere aber in seinem natürlichen bessern Zustande gelassen worden, der schwache beschädiget werde, wenn der andere gut bleibt, und daß sich Tausende von Insekten auf dem einen finden, da sich auf dem andern nicht ein einziges zeigt. Wenn ein großer Theil der Erde von der Wurzel eines Baumes, der in einer ganzen Reihe anderer steht, weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zustande bleiben, so wird dieser eine, wenn die Wit-

terung nur etwas unfreundlich ist, verletzet werden, da hingegen alle andere frey durchgehen. Auch habe ich es möglich gefunden, eben dasselbe durch Binden an einem einzigen Zweige eines Baumes zu thun, der sonst gesund war. Auf diese Art habe ich Millionen von diesen Insekten auf einen einzigen Zweig eines Apricosenbaumes zu Chelsea gebracht, da hingegen alle übrigen Zweige davon befrehet waren. Ich habe dieses vor den Augen verschiedener sehr geschickter Leute gethan, die ich ersuchte, Zeugen eines jeden Theils der Operation zu seyn.

Es erhellet also aus allem diesem, daß die Wirkung des Frostes dahin gehe, die Säfte in den Fruchtbäumen stockend zu machen, und den Umlauf derselben zu hindern; daß diese Wirkung nach der Stärke und Schwäche des Baumes, gleichfalls stärker oder schwächer sey; und daß ein Baum, der durch die Kunst geschwächet worden, oder ein Theil eines Baumes, der durch Binden verletzet ist, dadurch beschädiget wird, wenn ein starker Baum oder die unverlezt gelassenen Theile eines Baums nichts leiden. Es erhellet gleichfalls, daß der Schaden, den der Baum leidet, in der Hemmung des Umlaufs seiner Säfte bestehe, so daß dieselben erstarren, oder gerinnen; daß diese Gerinnung und Hemmung der Bewegung ihn in einen Zustand setze, der der Fäulung nahe kommt, und daß er in diesem Zustande Insekten Nahrung geben könne, die niemals erman- geln, gegenwärtig zu seyn, wenn sich eine solche Nahrung für sie findet. Solchergestalt zeigt sich, daß diese Insekten den Mehltbau nicht verursachen, ob sie sich dessen gleich zu Nuzge machen, und daß man ihnen

ihnen eben so wenig die Ursache der Fäulung der Säfte in diesem Falle, als bey andern Thieren und Pflanzen, in deren Fäulung sie oder andere gefunden werden, bemessen könne.

Nachdem ich in so ferne dem ungebähnten Wege dieser Untersuchung nachgegangen bin, und mich bemühet habe, durch Schlüsse, die durch Erfahrungen bestärket worden, zu beweisen, was die Verletzung an Fruchtbäumen, so ein Mehltbau genennet wird, nicht sey, und was sie wirklich sey; so werde ich zu dem unmittelbaren Endzwecke dieses Versuchs, nämlich dem Insekte geführet, welches auf Bäumen, die solchergestalt verletzet worden, gefunden und der Verursachung des Schadens beschuldiget wird. Die verschiedenen Bäume, die in verschiedenen Jahren verletzt werden, und selbst die verschiedenen Bäume desselben Jahres, und dieselben Bäume in verschiedenen Jahren zeigen besondere Arten von Insekten. Diesem zu Folge sollte es das Ansehen haben, als wenn verschiedene Insekten von der Natur fähig gemacht wären, einen Mehltbau zu verursachen, oder daß fast alle Insekten in gehöriger Anzahl eine solche Fähigkeit hätten. Allein eine bessere und vernünftigerz Auflösung dieser Erscheinung ist diese, daß, wenn die Säfte der Bäume durch diesen Zufall verletzt werden, oder durch einen Frost gerinnen, dessen Kraft zu schaden stärker ist, als die Kraft des Baumes den Schaden zu überwinden, sie alsdenn eine Nahrung verschiedener Insekten werden; und gleichwie die verschiedenen Arten von Bäumen und Pflanzen in ihrem natürlichen Zustande ihre eigene besondere Rau-  
pen, und zwar einige davon zwey oder drey Arten

## 154 Fortsetzung der microscopischen

nähren, so verschaffen sie auch, wenn sie solchergestalt durch einen Zufall verändert sind, einigen besondern kleinern Insekten, und einige davon verschiedenen Arten derselben Nahrung.

Wenn wir die Blätter verschiedener Pflanzen zerstoßen, und sie in ihren eigenen Säften, ohne einigen Zusatz, faulen lassen, so werden wir finden, daß die gährende Materie ganz lebendig wird, und daß sich Thierchen von allerley Art darinn zeigen, wenn sie nur bloß im Sommer in die freye Luft gestellet wird. Der Solanum bringet in diesem Falle einen haarigten Wurm, der Hünerdarm einen glatten, der Holzlunder eine große und das Johanniskraut eine kleine Art hervor. Diese können nun freylich von Fliegen, deren verschiedener Arten entstehen, die so gar vor unsern Augen dahin geleyet werden, und wenn wir die Insekten die gehörige Zeit über behalten, so können wir dem ganzen Fortgange derselben, bis sie wieder zu Fliegen werden, nachspühren. Auf gleiche Weise sehen wir, wiewohl die Mittel nicht so sehr in die Augen fallen, wenn die verschiedenen Bäume in einem Obstgarten vom Mehlthau gerührt gefunden werden, das ist, wenn die Säfte zum Stocken und wenigstens der Fäulung nahe gebracht sind, daß sie eben so, wie die vorhin gedachte zerstoßene Materie, mit lebendigen Creaturen bedeckt sind, und wir entdecken auf dem Apfelbaum ein Insekt, auf dem Kirschbaum ein anderes, auf dem Pflaumenbaum ein drittes, und so weiter, wiewohl mit eben so wenig Regelmäßigkeit und Gewißheit, als in dem andern Falle, da sich zwar ein allgemeiner Unterschied an den Insekten in Ansehung der Materie zeigt, wobey aber doch die  
selbe



selbe Materie bisweilen 200 Arten, und 200 verschiedene so zerstoßene Pflanzen dieselbe Art hervorbringt.

Ich hatte unterschiedliche Arten in dem Umfange des Gartens, wo ich meinen Versuch anstellte, bemerkt, allein die Creatur, welche die Materie zu diesem Versuch abgegeben hat, und eine von den sonderbarsten und schönsten derselben ist, war auf einem Zweige eines Baums hervorgebracht, wovon der übrige Theil in einem blühenden Zustande war; die Verletzung dieses Theils aber von dem künstlichen Mittel des Bindens herrührte, wozu noch ein mäßiger Frost gekommen war. Der Zweig, welchen ich mir ausgesuchet hatte, war einer von den schönsten und stärksten an dem Baume. Die jungen Sprossen desselben waren das vorige Jahr ziemlich dicht abgeschnitten. Er war voll von dem, was die Gärtner Trageholz nennen, und versprach eine ziemliche Menge von Früchten. Als ich den Zweig an zu binden fieng, und über dieses noch allerley andere Mittel, die mir einfielen, um die gerinnende Wirkung des Frostes zu befördern, anwendete, so schrumpften die Blätter zusammen, und der ganze Zweig gewann ganz ordentlich und natürlich das Ansehen eines solchen, der von dem, was man Mehlthau nennet, beschädiget worden, da indessen alle andere Theile des Baumes vollkommen gesund waren. Die Wirkung dieses Mittels zeigte sich erst nach zween oder drey Tagen. Anfänglich schien es, als wenn es dem Zweige vortheilhaft wäre, und er schien viel stärker zu werden, als alle andere Theile des Baumes; allein den vierten Morgen senkten sich die Blätter, von der Zeit  
an

an wurden sie je länger je welker, und der Zweig bekam immer ein fränklicheres Ansehen. Am Morgen des sechsten Tages, nämlich zween Tage nach dem ersten fränklichen Ansehen des Zweiges, entdeckte ich Insekten darauf, ein sehr deutlicher Beweis, daß die Insekten eine solche Krankheit nicht verursachen. Es zeigten sich jedoch an diesem Morgen nicht etwa einige wenige hie und da, sondern der ganze Zweig war mit ihnen bedeckt. Sie krochen allenthalben auf der Rinde, häuften sich um die Knospen, und die Blätter waren damit bedeckt, kurz, ein solches Heer von Verderbern kann man sich nicht leicht vorstellen. Es war keine junge Brut, die aus Eiern hervorgekommen, oder von Würmern herrührte, die aus Eiern ihrer Alten gehecket worden, so dieselben an diesem Theile der Pflanze hingelegt hatten. Es ist unmöglich, daß die allgemeine Ordnung der Natur alten Insekten eben einen Zweig hätte anweisen sollen, welchen nicht natürliche Ursachen, sondern bloß mein Versuch zu ihrer Nahrung tüchtig gemacht hatte. Sie waren in ihrem völligen Wachstume, als sie sich zu erst zeigten, daß sie also nicht erst damals aus Eiern konnten hervorgekommen seyn; und wenn sie auch, nach der gewöhnlichen Art der Veränderung der fliegenden Insekten, von Würmern entstanden waren, so konnte solches doch nicht auf dem Flecke geschehen seyn, weil zu dem Fortgange einer solchen stufenweise geschehenden Veränderung keine Zeit gewesen war; auch waren die Würmer vorhin gar nicht auf dem Zweige gesehen worden, welches doch nothwendig hätte geschehen müssen, da ihrer eine so große Menge war.

Woher sie gekommen, das scheint sehr schwer zu sagen; dieses wird aber die Art, wie sie gekommen, einigermaßen begreiflich machen, daß sie nämlich alle geflügelt waren, wiewohl ich niemals nachher gesehen habe, daß sie sich ihrer Flügel bedienet; auch konnte ich bey der genauesten Durchsuchung aller Bäume in den benachbarten Gärten und Feldern nirgends etwas entdecken, das ihnen ähnlich gewesen wäre. Es wäre natürlich genug gewesen, zu vermuthen, daß sie gleichsam als eine Colonie von irgend einer größern Gemeinschaft hergeschickt worden, allein das Mittel, welches sie zu diesem einzigen Zweige geführt, war nicht die einzige Schwierigkeit bey dieser Meinung, indem nirgends eine solche Gemeinschaft von ihnen zu finden war.

Ob gleich diese Creaturen dem klaren Augenscheine nach, nicht die Ursache der Beschädigung waren, so hatten sie doch, wie ich nunmehr fand, an dem Ansehen, welches der beschädigte Zweig nachgehends annahm, einen beträchtlichen Antheil. Die Rinde, die anfänglich nur los zu seyn schien, ward nunmehr voller Runzeln, und die Blätter, die anfänglich nur gehangen, und matt und welk zu seyn geschienen hatten, waren nunmehr um die Körper der Creaturen herum aufgewickelt. Man konnte gar leicht sehen, daß dieses von den Wunden herrührte, so die Insekten ihnen durch ihr Fressen verursachten. Und in so ferne, allein nicht weiter, verursachen die Einwohner der vom Mehlschäue beschädigten Zweige oder Bäume, dasjenige, was wir auf ihnen sehen. Die besondere Gestalt der Blätter und der Oberfläche der Zweige

Zweige rühret von dem durch die Verwundung veränderten Laufe der Säfte her, allein die Kränkung dieser Säfte selbst hat ganz andere Ursachen.

Es war an den Bewegungen dieser Creaturen leicht zu sehen, womit sie sich beschäftigten, und sie waren so zahlreich, daß es eben so leicht war, Gelegenheit zu finden, alle ihre Verrichtungen auf einem oder dem andern Theile des Zweiges zu gleicher Zeit zu sehen. An einigen Stellen sahe man Haufen von ihnen gleichsam spielend hinter einander anlaufen; an einer andern waren sie so gehäufet, daß sie einander auf den Rücken kletterten; an einer dritten schwangen sie ihre Flügel, und an den meisten Stellen waren sie ganz stille, hatten nicht den geringsten Schein von Bewegung, oder gar vom Leben, und fraßen, wiewohl die Art ihres Fressens bey einer so allgemeinen Beschauung nicht so leicht zu sehen war.

Ich nahm verschiedene von ihnen einzeln von dem Zweige herab, und als ich eines davon ausgesucht hatte, das groß, gesund und ganz war, so stellte ich es vor einem kleinen Vergrößerungsglase, in einem solchen Gestelle, das gemeiniglich zur Untersuchung undurchsichtiger Körper gebraucht wird. Ehe ich etwas davon erwähne, was es durch dieses Glas für ein Ansehen gehabt, wird nicht undienlich seyn zu sagen, daß es dem bloßen Auge so groß, als ein kleiner Floh zu seyn, und eine dunkle schwarzgrüne Farbe zu haben schien. Außer den Flügeln konnte man gar leicht sechs Beine, und eine geschlankte Maschine entdecken, die von dem Vordertheile des Kopfs in Gestalt eines Beines, das aber kürzer, als die andern war, herab gieng. Dieß ist alles, was das bloße  
Auge

Auge an einem Insekte entdecken konnte, welches vielleicht in der That eines von den schönsten Geschöpfen ist.

Die allgemeine Gestalt, die es durch die Hülfe des Vergrößerungsglases zu haben schien, war die Gestalt eines länglichten Thieres, das am Kopfe nur schmal gegen das entgegen gesetzte Ende des Körpers aber immer stärker ward. Der Leib war dick, gerundet, und schien aufgeblasen zu seyn, und die übrigen Glieder waren nach der Größe desselben sehr dünne.

Der Kopf ist gerundet, und die Augen sind nur klein, aber sehr schön. Sie sind ganz tief, schwarz, aber sehr hell und glänzend, und stehen an den Seiten des Kopfes ziemlich weit von einander, der vordere Theil endiget sich, anstatt sich in der Gestalt eines Mundes zu öffnen, in eine länglichtrunde dünne Maschine, die dicker als die Beine ist, und beides in der allgemeinen Figur, und gewissermaßen im Gebrauche mit dem Elephantenrüssel übereinstimmt. Der Unterschied zwischen beiden ist, daß diese Maschine am Ende spizig, und das einzige Werkzeug ist, wodurch die Nahrung in den Leib des Thieres gebracht wird. Diese Maschine ist sehr schön eingerichtet; da wo sie am Kopfe fest sitzt, ist sie am weitesten, und wird von da bis zu der Spitze allmählig enger. Ihre Farbe ist ein helles und glänzendes Grün, und ziemlichermäßen durchsichtig. Sie bestehet aus nicht weniger, denn acht Gelenken, welche wie die Gelenke unserer neuern Ferngläser in einander laufen, und kann folglich durch die Kraft, die das Thier hat, sie nach Gefallen hervor zu stoßen und zurück

rück zu ziehen, nachdem es die Gelegenheit erfordert, verlängert und verkürzet werden. Ihre Spitze ist hart und sehr scharf. Nicht weit von dem äußersten Ende hat sie zwei länglichte Oeffnungen, an jeder Seite eine. Auch zeigt sich eine zirkelförmige Mündung; um die Säfte der Pflanze in diese Maschine hinein zu bringen, welche Mündung aus dem äußersten Ende des untersten Gelenkes hervorgestoßen wird, und die vielmehr ein Anhang dieser Maschine, als ein Theil derselben zu seyn scheint. Dieses äußerste Ende des Rüssels kommt nicht anders zu sehen, als wenn diese Creatur gezwungen wird, es hervor zu stoßen, wenn der obere Theil derselben zwischen die Zange geklemmet wird, die einen Theil des Vergrößerungszubehörs ausmachet. Wenn es solchergestalt hervorgestoßen ist, so zeigt es sich deutlich, auf was für Art die Creatur frist. Diese Spitze findet ihren Weg in die Rinde des Zweiges, oder in das Blatt, und führet das erste Glied des Rüssels mit sich hinein. Die Wunde, die es machet, bringt einige von den Säften aus ihren Gefäßen heraus, und die saugende Kraft, welche alle Rüssel der Insekten zu haben scheinen, zieht mehr davon heraus, welches alles in die Oeffnungen an den Seiten dieser Spitze eingenommen wird, die allenthalben hohl zu seyn scheint, außer unmittelbar an dem äußersten Ende, und an der zirkelförmigen Oeffnung zwischen dem Umfange des Theiles, wo der Rüssel befestiget ist, und dem Ringe, den das Ende des Rüssels machet. Alle Säfte werden durch die saugende Kraft längst der ganzen Höhlung des Rüssels zu dem Körper des Thieres hinauf geführt, und daselbst in einen Magen gebracht,



bracht, der gegen die durchgängige Größe der Creatur für sehr groß zu halten ist, und der die ungemeine Ausdehnung des Körpers verursacht.

Recht an der Stirne des Kopfes, zwischen den Augen, aber etwas höher hinauf, stehen ein Paar Antennae oder Hörner, wie sie gemeiniglich genennet werden. Diese sind von einer besondern Einrichtung und von höchster Schönheit. Sie sind dünner, als der feinste Faden, und etwas länger, als der ganze Körper. Sie kommen dem bloßen Auge als schlechte Fäserchen von einer schwärzlichten Farbe vor; bey einer genauern Betrachtung aber zeigt sich, daß sie von einer sehr künstlichen Einrichtung sind. Eine jede ist aus ungefähr 14 Gelenken zusammengesetzt, und diese alle haben dieselbe regelmäßige kugelförmige Figur, sie sind aber eins ums andere von einer tiefen Purpur- und einer glänzenden schwarzen Farbe. Die Gelenke sind unten am größten, und werden bis zur Spitze allmählich kleiner, wo sie unbeschreiblich klein sind. Unten sind sie an einem länglichten oder elliptischen Körper befestiget, der nicht sowohl eines von den Gelenken, als vielmehr eine Art von Unterstüzung des Ganzen ist. Dieser ist in dem Kopfe befestiget, und machet bey der Zusammensüzung mit dem eigentlichen untersten Gelenke der Antenna eine Art von Krümmung oder eines Knies. Die abwechselnde purpurrothe und schwarze Farbe der Gelenke sind beyde sehr glänzend und schön. Die Gelenke selbst sind vollkommen rund, so daß sie sich nur in einem so kleinen Punkte berühren, daß man sich wundern muß, wie sie an einander befestiget seyn können; und überhaupt haben sie vollkommen das Ansehen einer

Halsschnur, auf welche eins ums andere schwarze und purpurfarbene Knöpfe gezogen sind. Der Bau der Hörner dieses Insekts ist nicht alles, was merkwürdig an demselben ist; sie werden auch in einer ganz andern Richtung, als bey den meisten andern Creaturen, die dergleichen haben, getragen; denn gleichwie solche gemeiniglich entweder rückwärts gebogen sind, oder mehrentheils aufgerichtet stehen, so werden diese unmittelbar vorwärts gestoßen.

Der Kopf zeigt weiter nichts merkwürdiges, außer daß der hintere Theil desselben, zumal gegen die Zusammenfügung mit der Brust zu, eine so glatt polirte Oberfläche hat, die dem hellsten Glanze ausgearbeiteter Edelgesteine den Vorzug streitig machet.

Der ganze Körper ist von einer dunkelgrünen Farbe, die etwas metallähnliches an sich hat. Die Brust ist kurz und dick, oben aber flach. Sie hat ein tieferes Grün, als der Kopf, und in der That einen Ansaß vom Schwarzen, und der gelblichte oder metallähnliche Glanz, der gewissermaßen an dem Kopfe wahrgenommen wird, ist an diesem Theile kaum zu spüren. Die ganze Oberfläche ist vollkommen glatt und glänzend, sie hat aber an jeder Seite ungefähr in der Mitte zwischen den Ecken und dem Mittelpunkte einen schönen Zierrath. Dieß ist eine breite gerade Linie von einer tiefen und schönen Purpurfarbe, von eben der Art, wie die purpurfarbenen Glieder der Hörner, nur daß sie noch schöner und glühender ist.

Der Leib ist von einer mehrentheils ovalen Figur, und so dick, daß er aufgeblasen zu seyn scheint. Seine Farbe ist ein schönes Dunkelgrün, mit einigem Ansaße vom

vom Schwärzlichen, hat aber auch einen schönen Glanz von einem metallähnlichen Gelben. Längst den beyden Seiten laufen zwey Reihen Flecken von eben derselben schönen Purpurfarbe, als die Linien auf der Brust. Sie machen an jeder Seite des Leibes zwey Linien aus, die mit der einzelnen Linie an jeder Seite übereinstimmen. Diese Purpurfarbe wird von dem bloßen Auge gar nicht gesehen, und es ist ganz sonderbar, daß wir keine einzige von den wirklichen und ächten Farben des Insekts, weder die Purpurfarbe, noch das Grüne, noch das Gelbe, noch das Schwarze, sondern eine vermischte Farbe sehen, die eher einem bräunlichen Schwarz, oder einem dunkeln Eisengrau, mit einer Mischung von Braunem, als irgend einer andern Farbe gleich sieht.

Die ganze Oberfläche des Leibes ist eben so zierlich poliret, als der Hintertheil des Kopfes und die Brust. An dem hintersten Theile stehen gleichsam ein Paar Hörner, die gewissermaßen den Antennis des Kopfes ähnlich scheinen, wenn sie mit dem bloßen Auge gesehen werden; sieht man sie aber durch das Vergrößerungsglas, so befindet man sie ganz anders. Sie sind nicht halb so lang als die Antennae, sie sind nur schlechtweg eingerichtet, unten weit, und laufen gegen die Höhe immer spiziger zu. Sie haben keine Gelenke, auch keine so schöne Abwechselung von Farben, sondern sind bleichgrün. Sie erheben sich von den beyden Seiten des Hintertheils des Leibes, nicht weit von dem äußersten Ende desselben, und ihre Richtung geht rückwärts, so wie die Antennae gerade vorwärts gerichtet sind. Der Gebrauch dieser Hörner läßt sich

mit keiner Gewißheit zeigen, sie geben indessen der Creatur ein sehr seltsames Ansehen.

Dies Thierchen hat sechs Füße, die alle durchgehends von einer schönen bleichgrünen Farbe sind, ausgenommen an den Gelenken, wo sich eine braune Farbe zeigt, und wenn sie in ihrer gewöhnlichen Stellung im Stande der Ruhe sind, so steht das Knie, wo das mittellste Gelenke so mag genennet werden, höher, als der Rücken. Sie sind schlechtweg eingerichtet, ausgenommen an dem letzten oder untersten Gelenke, wo sie verschiedene Einschnitte oder querdurchgehende Linien haben, welche diesem Gelenke das Ansehen geben, als wenn es aus verschiedenen andern Gelenken zusammengesetzt wäre. An dem äußersten Ende dieses Gelenkes, und zwar an jedem Beine, stehen drey scharfe Klauen oder Zehen, von einer knochenhaften Substanz und schwarzen Farbe, welche bestimmt zu seyn scheinen, etwas recht fest zu halten, und womit sie sich selbst auch fest setzen können.

Sie haben vier Flügel; diese sind, gegen das ganze Thier zu rechnen, von mittelmäßiger Größe. Die beyden äußersten sind größer und von einer viel stärkern Beschaffenheit, als das innere Paar; sie werden aber alle viere gemeiniglich aufgerichtet getragen. Ihre Hauptfarbe ist ein blaßes Braun, mit einem Anfaze von einer hellen Silberfarbe. Das äußerste Paar ist dunkler, und hat am wenigsten von der letzten Farbe, das innere ist blässer, und die unterste Fläche insonderheit ist am silberfarbigsten. Der auswändige Rand eines jeden Flügels des obersten Paares ist mit einer Art von breitem Bande, oder mit einer Rippe eingefast, so viel dicker ist, als der übrige Theil  
des

des Flügels, und eine tiefe Chocoladenfarbe hat. Der innwendige Rand hat eine sehr schmale und dünne Einfassung von derselben Farbe, wiewohl etwas blasfer, und es laufen zwischen diesen Einfassungen drey Reihen Flecken von derselben tiefen Farbe, die äußerste Reihe davon ist die größte, die innerste aber ist nur sehr klein.

Die untern Flügel haben gar keine Einfassung, die durch eine besondere Farbe unterschieden wäre, auch keine ordentliche Reihen oder Linien von Flecken, sondern wenn sie genau untersucht werden, so findet man, daß sie über und über mit kleinen Flecken von derselben Art besprenget sind.

So wunderbar ist der Bau dieses so wenig geachteten und so unbeträchtlichen Thieres, das durch die Unwissenheit derer, die es zu sehen bekommen, mit einer Menge von andern Thierchen vermischt wird, die doch gar sehr davon unterschieden sind, und das selbst unter diesem Haufen bloß als der Urheber eines Schadens bekannt ist, dessen es sich zwar zu Nutzen machet, aber doch in der That kein Vermögen hat, denselben zu verursachen.



\*\*\*\*\*

## II.

Joh. Gottfr. Zinns,

außerordentlichen Mitgliedes der königl. Gesellsch.  
der Wissenschaften zu Göttingen,

# Beobachtungen an kranken Körpern.

Aus dem II B. der Comment. Soc. R. Sc. Gotting.  
364. S.

## I. Beobachtung.

Eine wäßrichte Geschwulst (Oedema)  
am Fuße, welche von einer Pressung der  
Schenkelblutader entstanden.

**B**ey einer Wöchnerinn, von bey nahe dreßsig Jahren, kam nach einem sehr schweren Gebähren, weil sie wenig für ihren Körper besorgt war, die Geburtsreinigung (Lochia) gänzlich ins Stocken. Kurze Zeit darauf entstand an dem ganzen rechten Fuße, von der Weiche an bis an die Ferse, eine ödematische Geschwulst, welche die rechte Schamlefze mit einnahm, und woben die Frau zugleich den Appetit verlor. Diese Geschwulst nun zu vertreiben, wurden alle Hülfsmittel, die nur die Arzneykunst gewähren kann, wiewohl ohne Erfolg, gebraucht. Es wollten weder diaphoretische noch



harntreibende, noch purgierende Mittel helfen; und der Dunst geistiger Sachen, und das Reiben, machte der Patientinn sehr große Schmerzen. Man machte eine Incision in die Haut des Schenkels, um das Wasser durch ein Fontanell auszuleeren; allein es flossen nur wenige Tropfen heraus: denn das Serum war in dem zellichten Gewebe, nachdem es allen flüssigen Theil in sich gezogen, fast zu einer zitternden Gallerte geworden. In einem halben Jahre endlich starb diese Frau in einer Engbrüstigkeit. Bey angestellter Section fand man, daß gewisse um die Schenkelader herum liegende Weichdrüsen, welche verhärtet und sehr vergrößert waren, die innere Weite der Ader sehr vermindert hatten.

## II. Beobachtung.

### Ein an der Gebärmutter hangendes Fleischgewächs.

Eine Frau von sechzig Jahren kam in das Krankenhaus, um sich die eine Brust, welche mit dem von einer innern Ursache entstandenen offenen Krebse behaftet war, ablösen zu lassen. Außerdem aber klagte sie über Schmerzen in der Gegend des Heiligbeins, oder, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt, im Kreuze. Die Brust wurde von dem sehr erfahrenen Wundarzte, Herrn Pallas, abgesetzt: und die Frau war hierbey überaus standhaft, obgleich die verhärtete Geschwulst mit einem Theile an dem Brustmuskel hieng. Als nach einigen Tagen ein wenig weiter unten sich einige Härte zeigte, wurde diese auch ausgeschnitten.

geschnitten, und die Wunde ließ sich so an, daß man sich die stärkste Hoffnung auf eine gute Heilung machen konnte. Bey diesem allen aber hörten zwar die Schmerzen im Kreuze auf; allein die arme Frau fieng sich zu brechen an. Dieses Brechen konnte durch keine Kunst gestillet werden, und es wurde so gleich alles unverdauet, auch so gar die stillenden Ärztenen selbst, wieder weggebrochen: wodurch die Frau nach und nach so geschwächt wurde, daß man einige Tage vor ihrem Tode kaum den Puls fühlen konnte. Das Brechen hörte zwar von sich selbst auf; es folgte aber so gleich darauf ein Zerfließungsdurchfall, (*Diarrhoea colliquativa*) der ihr in zweenen Tagen das Garaus machte. Als man den Leichnam öffnete, fand man in dem Unterleibe alles gesund, außer daß die Gallenblase, wegen des langen Fastens, auf eine wunderbare Art ausgedehnt, und der Magen so zusammen gezogen war, daß er fast nicht weiter als der Darm war. In dem Becken aber fand man eine erstaunliche Geschwulst, welche dasselbe bey nahe ganz ausfüllte, und fast zwei Fäuste groß war: ihre Substanz war härthicht, faßericht, zähe, so, daß sie den Namen eines Fleischgewächses zu verdienen schien. Diese fleischichte Masse kam aus dem Halse der Gebärmutter heraus, an welchem sie so angewachsen war, daß sie nicht abgesondert werden konnte, und lag zwischen der Gebärmutter und der Blase. In dessen habe ich nicht gehöret, daß sie jemals über eine Beschwerlichkeit bey Laßung des Urins geklaget.

Kamen nicht die Schmerzen im Kreuze aus einer Pressung der benachbarten Theile her? Was war aber die Ursache des stetswährenden Brechens? Scheint es nicht,

nicht, der Geschwulst zugeschrieben werden zu können? Warum wurde die Patientinn aber nicht vor der Operation mit Brechen beschweret, da doch die Geschwulst schon da war?

### III. Beobachtung.

**Nähte der Hirnschalenknochen, welche**  
bey einem Mädchen von eils Jahren meistens verwachsen gewesen.

Ein Mädchen von eils Jahren verlor durch eine allgemeine Lähmung fast alle Bewegung solcher Gestalt, daß außer den Bewegungen, welche nicht von dem Willen abhängen, den Bewegungen der Gesichtsmuskeln, und derer, die zur Stimme und zum Schlucken dienen, in allen übrigen Theilen, die Bewegung und Empfindung unterdrückt war. An den Verrichtungen der Seele aber und den sinnlichen Werkzeugen mangelte nichts. Als nach ihrem Tode der Kopf geöffnet wurde, fand man die Knochen der Hirnschale so mit einander verbunden, daß sich weder einige Spur von der Kranznaht, noch von der Pfeilnaht zeigte. Die Schläffknochen waren mit den Knochen des Hinterhaupts, wie auch die Knochen des Keilbeins mit den Schläffknochen, an vielen Orten zusammen geflossen. Kann man die Ursache der Lähmung nicht von der Zusammenwachsung der Hirnschalenknochen herleiten? Ich habe dieses Gerippe selbst gesehen.

## IV. Beobachtung.

## Eine Portion der zottichten Haut

(Membrana villosa) des Mastdarmes, welche durch den Stuhl weggegangen.

Von einem Manne von ungefähr funfzig Jahren, welcher außer einer convulsivischen Engbrüstigkeit mit den schleimigten Hämorrhoiden behaftet war, gieng, als er zu Stuhle saß, eine weiche schwammichte, dicke, ausgehöhlte Haut durch den Hintern; sie war sehr stinkend und fast wie eine halbe Hand groß. Hierauf wurde viele Tage lang eine eiterichte Materie häufig ausgeführt. Als er lange Zeit darauf wegen der convulsivischen Engbrüstigkeit wenige Grane Meerzwiebel (*Squilla*) einnahm, klagte er so gleich über Schmerzen in dem Mastdarne. Iso aber befindet er sich sehr wohl.

## V. Beobachtung.

Einer ledigen Weibesperson von drenßig Jahren, welche schwere Arbeiten zu thun pflegte, übrigens sehr gesund war, wurde die eine mit dem offenen Krebse behaftete Brust abgesetzt. Sie hatte dieses Uebel von einer Pressung der Brustdrüse (*glandula mammaria*) bekommen, weil sie sich täglich stark mit der Brust auf den Hebel legte, vermittelst dessen die Walker den Balken, worunter die Presse liegt, herum drehen. Als sie in das Krankenhaus kam, waren schon einige Drüsen unter der Achsel (*Glandulae subaxillares*) scirrhus und verhärtet: die dadurch entstandene Geschwulst

schwulst aber verlor sich von der Vereiterung der daran befindlichen Wunde so, daß man nachmals nicht einmal den Ort, wo sie gewesen, finden konnte. Die ziemlich große Wunde aber wurde, ohne den geringsten schlimmen Zufall, sehr gut geheilet. Fürchten sich nicht fast alle für dem Absetzen einer Brust, wenn die Achseldrüsen schon verstopft sind?

\*\*\*\*\*

### III.

**Johann Lorenz Withofs,**

eines Sohnes

von Joh. Hildebr.

Doctors der Arzneykunst, und der Facultät derselben  
auf der Universität zu Duisburg vormaligen Assessors,  
nunmehrigen Professors zu Hamm,

## Anatomie des menschlichen Haares.

Aus dem II B. der Comment. Gotting.

368 Seite.

**D**aß man bisher noch keine vollständige Historie des menschlichen Haares gehabt, scheinen vornehmlich folgende zwei Ursachen verhindert zu haben: erstlich, weil die zur Physiologie des Menschen angewandte Erfahrungen bloß an den Haaren der Thiere angestellt worden; welchen man doch

doch keinen andern Nutzen zugestehen konnte, als daß sie den durch das menschliche Haar ermüdeten Beobachter durch eine angenehme Leichtigkeit erquickten. Andern Theils, weil man nicht aus etlichen tausenden, sondern aus wenigen Haaren, Schlüsse hergeleitet. Hieraus ist man alsdenn in Irrthümer und unvermeidliche Widersprüche gefallen. Denn diese Werkzeuge sitzen in der Haut an Zusammenflüssen stockender und öfters unreiner Säfte, die die reichsten Quellen nicht einerley, sondern vieler und mannigfaltiger Krankheiten sind. Diese Veränderungen aber von der natürlichen Beschaffenheit unterscheiden zu können, muß man nicht etliche hundert Haare, auch nicht von einem Menschen allein, vor das Microscop bringen. Da ich nun diese Gelegenheiten zu Irrthümern vermieden zu haben glaube, so will ich eine Beschreibung des Haares, die, ob sie gleich nicht vortrefflich, doch wenigstens gewiß ist, indessen durch diese kurze Abhandlung mittheilen: bis einmal ein größeres Werkchen, dessen ersten Theil ich vorm Jahre heraus zu geben angefangen, völlig ans Licht tritt. Man findet also hier nur den Kern der ganzen Frucht.

Die Orte, wo die Haare eine sonderliche Dicke, Länge und Dichtigkeit bekommen, sind die ganze obere und hintere Gegend des Hirnschädels; ferner der Nacken, die Schläfe, der Eingang des Gehörganges, auch die Augenbraunen, die beyden Augenlieder; bey den Mannspersonen die obere und untere Lippe, und das Kinn, weswegen auch das ganze Gesicht, indem sie bis an die Stirn hinauf steigen, mit einem haarigten Kreise umgeben ist. Weiter der Umfang um die Warzen der



der Brüste, die männliche Brust, die Achselhöhle, die Schaam, wo sie nach dem Nabel herauf eine pyramidalische Figur machen; der Hodensack, die Gesäßnaht, (perinaeum) der Hintere, die äußere Seite fast des ganzen Arms, der Handwurzel, (Carpus) der Mittelhand (Metacarpus) und die erste Gliederreihe der Finger; das ganze inwendige und auswendige Dickbein, die kahle Fläche zu oberst und äußerlich, welche eine Hand groß ist, ausgenommen; das ganze Schienbein allenthalben; endlich die obere Gegend des Mittelfußes und der ersten Gliederreihe der Zehen.

Die Haare, welche außer diesen Orten auf der Haut wachsen, sind seltener, weicher und kürzer; auch nicht bey allen beständig an einerley Orten. Zuweilen sind auch, vornehmlich bey haarichten Mannspersonen, öfters die Thränendrüschen (carunculae lacrymales) mit einigen Haaren besetzt. Daß in der flachen Hand und auf den Fußsohlen kleine Haare gefunden werden, hat, meines Wissens, einzig und allein Prater angeführt, welches aber wider den Augenschein ist. Es sind auch widernatürlicher Weise in inwendigen Orten mehr als einmal Büschel Haare, die jedoch nicht allezeit, in einer fetten Materie verwickelt gewesen, in der großen Thränendrüse, (glandula lacrymalis) über dem Ohre, in den Halsmuskeln der Ochsen, im Herzen, im Nese, in den Gedärmen, in den Harnwegen, im Eyerstocke, in der Gebärmutter, in den Hoden. Daß dergleichen in dem Magen gefunden werden, ist gewiß: daß sie aber darinn gezeugt werden, hieran habe ich noch Ursache, zu zweifeln. Von einer haarichten Zunge hat

hat Zacutus Lusitanus, welchem man aber öfters nicht viel glauben darf. Daß übrigens nicht alle nur von der Gattung der äußerlichen Haare sind, auch nicht von ungefähr auf solche Art entstehen, wie Morand meynete, machen auch diejenigen Haare genugsam glaublich, welche der Herr von Haller, wie in den englischen Transactionen, und alsdenn in dem hamburgischen Magazin, nachmals auch in der hamburgischen Bibliothek beschrieben worden, in dem weiblichen Eyerstocke gefunden hat.

Allenthalben aber, wo die Haare entweder der Natur gemäß äußerlich auf dem Körper, oder wider natürlicherweise in den innern Theilen wachsen, befindet sich eine für sie sehr geschickte ölichte Mutter, und zähe Materie. Daher sind an keinem Orte mehrere und längere Haare, als auf dem Kopfe, in der Achselhöhle, an der Schaam und Oeffnung des Mastdarms: denn diese Gegenden sind mit den meisten Fetthöhlchen versehen. Wo hingegen diese Höhlchen (folliculi) nicht vorhanden sind, da sind auch keine Haare. Daher entspringen die meisten Haare aus dem Fette; die kleine Wolle aber aus dem Körper der Haut selbst. Die Nervenwärzchen würden den dritten Sitz derselben ausmachen, wo nicht der hochverdiente Ruysch erstere Hauthöhlchen einmal für Wärzchen gehalten. Daß aber die Haare tief und fest in dem Knochen der Hirnschale gesteckt haben, wie vom Rommel, einem Arzte zu Ulm, erzählt wird, kann, wenn es ja wahr ist, nicht anders als wider natürlichlicher Weise gewesen seyn.

Auch das bloße Auge unterscheidet schon an jedwem Haare, das nicht verstümmelt ist, 1) einen langen

gen und dünnen Faden, und 2) ein meistens dickeres, allezeit aber durchsichtigeres Knötchen: jenes wird der Körper der Haare, dieses die Wurzel oder der Knollen derselben genennet. Die größern Haare auf dem Kopfe, Barte, Schaamgegend u. s. f. haben ihre ganze Wurzel und auch einen Theil ihres Körpers in einem gewissen besondern Bläschen, welches das Höhlchen der Haare ist, stecken. Die kleinen Wollhärchen stecken ohne diesen Behälter, wenigstens ist er nicht sichtbar, unmittelbar in der Haut selbst.

Das ausdehnbare Höhlchen oder Säckchen wird von einem zarten und in eine kugelförmige Gestalt laufenden Häutchen gemacht. Die Länge übertrifft die Dicke um etwas, und der Grund desselben ist allezeit kolbichter, als das obere in eine engere Röhre zulaufende Ende. Die Größe richtet sich nach der verschiedenen Größe der Wurzeln; jedoch ist es viel größer als die Wurzel, welche in diesem überlehen und ziemlich beträchtlichen Zwischenraume sehr locker steckt. Die Farbe desselben ist nicht allezeit einerley; sie ist gelb, weißgelblich, weiß, und fällt zuweilen aus dem Himmelblauen ins bleifarbene (*lividus*). Die Farbe der Säckchen läßt sich auch nicht aus der dunkeln Farbe der Haare erklären: denn es ist öfters weiß, und umgiebt gleichwohl ein schwarzes Haar. Die Quelle der Farben ist also nicht hier in dem Körper der Haare, wie Fourneau meynete, sondern anders wo zu suchen. Außer den Nerven durchlaufen dasselbe überall Blut- und Pulsadern, welche zwar überaus zart sind, bey dem allen aber das eingesprühte Wachs begierig genug in sich schlucken. Hieraus  
nun

nun dunstet ein gewisser zarter Liqueur, der sich aber doch etwas in Fäden ziehen läßt, in den überlehenen Raum; und wird sichtbar, wenn man das Säckchen mit einer Nadel, die vorher mit einem seidenen Läppchen sorgfältig abgewischt worden, hinein sticht, und es drückt: denn es schwißt alsdenn eine Feuchtigkeitheraus, die meistens weißgelblicht ist. Die Kraft der Nerven aber wird durch die Entzündung sichtbar gemacht, welche, wenn man ein einzelnes Haar allein ausraufet, und dadurch die Haut reizet, so gleich darauf entsteht: desgleichen erhellet solche auch aus der Wirkung, die das Auszupfen der Haare τὸ λυμποῖται, welches auch vom Aretäus von Cappadocien angepriesen wird, bey sinnlosen Leuten hat, da dieselben dadurch wieder zu sich selbst gebracht werden.

In diesem Säckchen nun ist die Wurzel der Haare als in einer schlaffen Kapsel eingeschlossen, und steigt fast von unten an in demselben herauf. Diese erkennet man bey Haaren, die noch im besten Wachsthume sind, an der Farbe und an dem ziemlich starken Zurückstreben. Sie ist einigermaßen weichlicht; äußert bey dem allen aber, wenn sie leicht gepreßt wird, einige Elasticität: braucht man aber stärkere Gewalt, so wird der ganze Knollen leicht zusammengedrückt und platt. Jedoch ist er allezeit härter, als die flüssige Gallerte, aus welcher Fourneau ihre Wurzeln, ich weiß nicht auf was Art und Weise, zusammengesetzt findet. Man wird nicht leicht zwey Wurzeln finden, die in Ansehung der Figur nicht sehr von einander unterschieden wären. Indessen scheinen diese Gesetze der Natur aus dem ungeheuren Haufen Beobachtun-

achtungen einigermaßen klar zu seyn. Die Knollen der längsten Haare, die auf dem Kopfe, dem Kinne, der Achselhöhle, der Schaam und den daran liegenden Orten wachsen, sind entweder eiförmig oder eckicht. Die Haare der Augenlieder und Augenbraunen sind mit Wurzeln versehen, die mehr höckericht und rund oder kugelförmig sind. Die kleinern Haare auf dem Dickbeine, Schienbeine, Arme und übrigen Körper, welche man die Wolle nennt, haben mehr länglichte, dünnere, die nicht so deutlich von dem übrigen Körper der Haare unterschieden sind. Von den Nasenhaaren sind gar zu wenig Erfahrungen vorhanden, als daß man eine allgemeine Wahrheit daraus ziehen könnte. Die Wurzeln aber werden an dem Ausgange der Haare fast alle etwas dünner; einige viel, andere wenig. Sie sind auch in Ansehung der Figur und Größe überaus mannigfaltig: vergleicht man aber die Größe derselben mit der Länge, oder Höhe und Dicke, so ist sie fast allezeit der Größe der Haare selbst proportionirt. Jedoch haben die Haare, welche durch die Länge der Zeit grau geworden, meistens die kleinsten Wurzeln, ob es gleich die längsten sind.

Wenn das Licht zwischen die Knollen und das Vergrößerungsglas fällt, so sieht alles weiß und glänzend, wie ein gereinigter Salpeter: dieser Glanz aber verschwindet geschwind, wenn der Knollen mit einem seidenen Lappchen gelind abgewischt wird. Wird aber der Knollen so zwischen das Licht und das Microscop gestellt, daß das erstere durchfällt, so wird ein dahinter ausgespannter kupferner D a h ziemlich deutlich durchzusehen seyn. Daß aber nicht der ganze Knollen gleich

durchsichtig ist, machen die unzähligen sehr kleinen und allenthalben befindlichen Winden, (Spirulae) welche dunkeler als die andere Substanz sind.

Der Knollen besteht aus einer zweyfachen Substanz; einer äußern und einer innern. Die äußere ist ein aus vielen Plättchen, die sich durch Schaben leicht von einander sondern lassen, bestehendes Häutchen. Die von einander gesonderten Plättchen sind fast durchsichtig, außer daß viele ganz weiße Punkte darinnen sind, die ganz und gar kein Licht durch sich lassen. Bey einem frischen Haare springen diese Plättchen, wenn sie gespannt werden, geschwind wieder zurück; bey einem alten und welken aber geschieht solches nicht. Es laufen sehr viele Aeste von Nerven, Puls- und Blutadern hinein, und verbreiten sich allenthalben darinnen. Vielleicht entstehen die ganz weißen Punkte durch das Zerschneiden. Die Fäserchen aber, welche nach dem Chirac, bey den Thieren aus der Haut entspringen und unten in den Knollen hinein gehen, sind bey dem Menschen nicht vorhanden. Dieses Häutchen macht das Bläschen der Wurzel. Schneidet man dieses auf, so kommt die zwote Substanz zum Vorscheine, welches ein Saft ist, der zum Theil zähe, und öfters mit flüssigen und luftigen Tröpfchen vermischt ist; theils auch aus Fasern besteht, die sich, wenn der Knollen zerschnitten wird, zusammen krausen. Einige von diesen Fasern gehen bis an die obere Gegend des Knollens, woselbst sie augenscheinlich enger zusammen gehen. Ist besagter Saft befindet sich in den Zwischenräumen ihres Gewebes, indem sie auf mancherley Art durch einander gewirkt sind. Beyderley Substanz der

Wurzel



Wurzel ist ein Mark, welches der vortreffliche Herr von Haller nach der gewöhnlichen Analogie ein zelllichtes Gewebe nennt. Liegt übrigens gedachter Saft etwas lange an der Luft, so entstehen darinnen glänzende Höhlchen und lichte Hügelchen. Vermuthlich hat dieser wegduftende Saft dem Chirac, als er solches gesehen, Gelegenheit gegeben, hier ein gewisses drüsenhaftes Häutchen zu behaupten. Eben dieser Saft macht es auch, daß der gepreßte Knollen platt bleibt, und sich nicht wieder in seine erstere Erhöhung begiebt.

Auswendig sind an dem obern und untern Theile der Wurzel fünf, sehr selten sechs Anhänge, die in Ansehung des Knollens, sehr zart, durchsichtig, weiß, sehr zähe, und öfters noch einmal so lang als der Knollen sind. Die kleinsten derselben sind gerade, die längern aber auf mancherley Art geschlängelt: und diese haben sehr oft an dem äußern Ende, welches nicht an dem Knollen hängt, ein dichtes Kügelchen, das fest angewachsen, durchsichtig und ebenfalls weiß ist; es zerschmelzt auch nicht, wenn man es nahe an eine Flamme bringt. Außer diesen Anhängen giebt es noch andere kleine Hocker in großer Menge: welche aber nach Art der Zähigkeiten bey der Wärme leicht zerfließen, und wenn man nur mit dem Griffel darauf kommt, sich leicht wegstreichen lassen.

Aus dem untersten Grunde der Wurzel entsteht der Körper der Haare mit einem rundlichten und sehr weichen Köpschen, welches ich bey fünf Haaren durchbohrt gesehen habe. Aber auch der ganze Körper der Haare selbst ist, so weit als er sich unter dem

Oberhäutchen (Epidermis) befindet, allezeit weicher, als der übrige über das Oberhäutchen hervor ragende Theil der Haare. In dem Körper der Haare aber selbst kommt, was die Structur anbetrifft, folgendes dreyes zu bemerken vor: 1) der äußerliche Ueberzug; 2) die innere Röhre; 3) das innerste Mark. Und nunmehr soll von jedweden besonders gehandelt werden.

Die Haare ist, gleich wo sie aus dem Knollen heraus kommt, mit dem Häutchen des Knollens, welches hier meistens ein sehr kurzes Röhrchen macht, genau umgeben. Mit dieser Röhre ist sie ungefähr eine Linie lang offenbar umgeben, und durchbohrt bey weiterm Fortgange entweder bloß die Haut, oder ein Nervenwärtchen, oder aber ein Schleimdrüsen, (vesicula sebacea) oder endlich bloß das Oberhäutchen. Das von dem vortrefflichen Boerhaave so genannte Scheidchen, welches von der Haut hinzu kommt, zeigt sich nicht. Daß sie aber von dem Oberhäutchen ein Futteral bekömmt, ist augenscheinlich; jedoch ist es nicht über zwey Linien lang, und macht die bey ihrem ersten Anfange weichere Haare fest durch seine Trockenheit. Die übrige Schale des ganzen Stammes ist von ihrer Art, durchsichtig, am meisten in der Spitze, denn anderwärts sind unglaublich kleine und dunklere Winden: ferner scheint auch ein sehr schöner Gang durch, wovon hernach geredet werden soll. Die grauen Haare, welche jedoch aber nicht fleckicht oder gelb sind, werden, wenn man sie in Wasser einweicht, so durchsichtig als die hellen Haare, welche fast alle Kinder haben. Bey Haaren von Kindern ist die Schale weich; bey erwach-

wachsenen Leuten hingegen so hart, daß es recht schnappt, wenn man sie zerschneidet. Sie ist sehr elastisch, und wenn sie abgeschabt wird, so rollen sich nicht nur die Stücken derselben sehr geschwind zusammen; sondern sie löset sich auch, wenn eine Haare quer durchgeschnitten wird, von der neuern Substanz etwas ab, und zieht sich zurück, so, daß diese Substanz hervorraget. Bey den längern Haaren aus der Nase ist die Härte und Elasticität am größten; nach diesen kommen die Haare an der Scham; hierauf die Haare im Barte, die Haare unter den Achseln, die Kopshaare u. s. f. Diese fast hornichte Schale bleibet, auch unter freyem Himmel, über hundert Jahre ganz. Ja bey demjenigen Körper, der im sechszehnten Jahrhunderte auf der appischen Straße ausgegraben worden, sind die Haare über tausend fünfshundert Jahre unverdorben geblieben: entweder dieses sind die Ueberbleibsel des Leichnames der Tulliola des Cicero Tochter, oder der Priscilla, deren Statius mit Lobe gedacht, gewesen. Die Schweißlöcherchen aber, welche, wie Pozzio von den Sauborsten sagt, diese Schale wie ein Sieb machen, parallel laufen, und sich mit der Höhe vermindern, sind bey der menschlichen Haare nicht vorhanden. Es ist auch kein faserichtes Gewebe da, welches die Schale umgäbe, und dessen Löcherchen genau auf besagte Schweißlöcherchen trafe, wie Pozzio von den Sauborsten rühmet. Denn die an der menschlichen Haare, vornehmlich von dem Kopfe, sich zeigenden eingedrückten Linien, oder Furchen, welche der Herr Baron von Wolf gesehen, sind nur leichte Eindrücke, die von den dünnern Haaren, wenn

sie auf den größern gelegen, in die Feuchtigkeit, womit die Schale überschmiert wird, gemacht worden. Die Löcherchen aber, welche man öfters sieht, werden offenbar von diesem ausdünstenden Saft, wovon auch zuweilen leere Gruben entstehen, gemacht. Daher werden auch die ästichten Fäserchen, welche, wie Verheyen, Blancard und andere anführen, wie Bäumchen durch die Schale laufen, vergebens gesucht. Die Farbe der Schale selbst ist weiß; auch so gar bey dunkelbraunen Haaren: Bey sehr schwarzen Haaren sieht man darinnen schwarze Streifen. Also steckt die eigentliche Farbe der Haare nicht in dieser Schale.

Zunächst unter der Schale laufen nach der ganzen Länge der Haare hin sehr zarte und elastische Röhrchen, die nicht so durchsichtig als die Schale sind. Sie sind an Farbe ein wenig dunkler als die Farbe der ganzen Haare ist; jedoch etwas heller, als die Farbe der innern Substanz. Sie zeigen sich, wenn man die Haare zerschneidet, niemals hohl, sondern allezeit dicht und ausgefüllt. Sie sind, so viel als die abnehmende Dicke der Haare erlaubt, parallel an einander gefügt. Zuweilen habe ich bey einer Kopfhare sechs, bey einer Haare aber von der Schaam, und bey einer von den großen Nasenhaaren fünf zählen können. Allein außer dem Raume, welcher zum Marke gehört, ist noch einer übrig, darinnen sich nicht alles völlig unterscheiden läßt: und man kann ohne Furcht einen Irrthum zu begehen, sagen, daß die ganze Haare aus zehn Röhrchen bestehe. Ob diese Röhrchen aber in einem einzigen Kreise, oder in zweyen concentrischen Kreisen herumstehen, läßt sich, da

da man nicht alle zugleich und auf einmal übersehen kann, nicht gewiß sagen.

Diese Röhrchen sind unter sich, und mit der Schale, die sie gemeinschaftlich umgiebt, durch sehr viele überaus zarte Quersfäden verbunden, die elastisch, dunkel, einigermaßen durchsichtig sind, und nicht immer in gleicher Weite von einander abstehen. Wenn die Spitze der Haare gespalten ist, so sind diese Fäden zerrissen. Von dem Ursprunge derselben soll gleich hernach geredet werden.

Die obgedachten Röhren, welche vermittelt dieser Fäden mit einander verbunden sind, formiren in der Mitte, längst der ganzen Haare hin, die Spitze ausgenommen, einen ausgehöhlten Gang. Diesen Gang kann man nicht bey allen Haaren in einem Stücke sehen, sondern er wird in vielen Haaren durch öfters darzwischen kommende Knoten oftmals unterbrochen, und so verdunkelt, daß man ihn von dem übrigen Körper der Haare nicht unterscheiden kann. Bey krausen und gedrehten Haaren macht er bald die mittelfte Achse der Haare aus, bald berührt er, indem er zu wiederholten malen von der Mittellinie abweicht, die Schale. Der Durchschnitt desselben ist viel kleiner, als der Durchschnitt der ganzen Haare. Der erstere ist allezeit zum wenigsten achtmal kleiner, als der letztere.

Uebrigens ist er ganz voll: folglich sind die Haare zwar hohl, aber nicht leer. Er ist aber mit zweyerley Materie erfüllt; mit einer flüssigen, und mit einer festen, welche zusammen das Mark ausmachen.

Die erste flüssige Materie ist etwas zähe, und läßt sich oftmals zu Fäden ziehen; jedoch sind viele kleine

Kügelchen, oder lustige und glänzende Tröpfchen, die meistens, nachdem man sie zu Gesichte bekommen, zerspringen, damit vermischt. Dieses ist der wahre Sitz der Farbe in der Haare. In schwarzen Haaren ist sie sehr schwarz, und in helle schwarzen nicht so schwarz. Die andere feste Substanz ist ein Gewebe von sehr subtilen und glänzenden Fäserchen, die aus dem Körper des Knollens selbst entspringen. Sie laufen kreuzweis über einander hin, und formiren ein Netz: daher macht das feuchte Tröpfchen, welches zuweilen in einem solchen Löchelchen hängt, eine Art eines Plättchens oder Häutchens. Uebrigens werden die horizontalen Plättchen, welche die Haare eines Igels erfüllen, bey dem Menschen nicht gefunden. Bendorley Substanz füllet eigentlich den mittelsten Gang aus: jedoch nicht einzig und allein; sondern sie wird vielmehr von den Röhren selbst unterbrochen, und formiret die Fäden, wodurch die Röhren mit einander verbunden sind. Wenn also diese Substanz vertrocknet, so spaltet die Spitze auf: daher sperret sich dieselbe bey der Wolle, bey den Augenlidern, Augenbraunen und Nasenhaaren sehr selten, bey den Haaren auf der Schaam und unter den Achseln nicht so selten, oft aber bey den Haupthaaren, welches die längsten sind, von einander.

Da also das Mark von Natur feuchte ist, da es weicher als die Haare ist, und den unter dem Oberhäutchen hervorbrechenden saftigen Theil enthält; da end ich sich dasselbe schon in dem Knollen zeigt: so hielt Leeuwenhoek fälschlich dafür, daß es nur eine Art von Marke sey, und von der Vertrocknung entstehe.



Die äußere Fläche der meisten Haare wird durch viele überragende Theilchen, deren zuweilen bey einer Portion von einer Haare, die nicht über zwey und eine rheinländische Linie lang ist, acht und zwanzig gezählet werden, uneben gemacht. Ein Theil derselben, der mancherley Figur hat, ist so helle wie ein Glas, und bleibt von dem mehlichten Staube in den Haupthaaren zurück. Den von den kleinen Schuppen des Oberhäutchens übrig gebliebenen Theil, bekommt man öfters bey der Wolle zu sehen. Die dritte Gattung ist zähe und kugelförmig, zerfließt bey den Kopshaaren, wenn man sie an die Flamme eines Lichtes bringt, und scheint bey den Haaren unter den Achseln sehr dicke. Die vierte Gattung begreift verschiedene ungleichartige Unreinigkeiten, Fasern, Plättchen, Flecken, die aus der Luft drauf gefallen sind, unter sich.

Wenn man dieses alles abwischt, so ist die Oberfläche der Haare glatt und rund: außer daß bey den Haaren unter den Achseln und auf der Schaam viele derselben auf mancherley Weise gekrümmet und gedrehet sind, bald Hohlkehlen, bald Schneiden haben, und folglich gestreift oder eckicht aussehen. So sind ohne Zweifel diejenigen gewesen, welche Bartholin, Spiegel und Barberte viereckicht genennet haben. Sie laufen bey der Spitze so dünne zu, daß die kleinnern an den Augenbraunen, in der Nase, u. s. f. fast kegelförmig sind. Zuweilen befinden sich bey einer gespaltenen Haare, außer vorbesagten Unreinigkeiten, einige abgerissene Stücke, welche von denen, die nicht aufmerksam genug gewesen, für eine Art von Nesten gehalten worden: bringt man aber mehrere derselben vermittelst einer Zange zuwege, so verschwinden so-

gleich die Einbildungen von den Nesten. Unter vielen tausend Haaren, die ich vor das Microscop gebracht, habe ich nur viere, wo ich mich recht erinnere, so sind es gewiß nicht mehr gewesen, knoticht gesehen. Die Knoten sind also nicht unter die natürlichen Beschaffenheiten der Haare zu rechnen; sondern wie unser berühmter Herr von Haller ganz recht gesagt hat, entweder Fehler des Beobachters, oder Krankheiten.

Die Kräuselung der Haare ist dreyerley: entweder sie laufen in einen Ring zusammen, oder aber sie machen Schneckenlinien, oder aber sie sind geschlängelt. Die Haare unter den Achseln und auf der Schaam sind auch bey denen, welche kein krauses Haar auf dem Kopfe haben, meistens lockicht. Die größern Haupthaare sind nur zuweilen am Ende kraus, weil die Länge und Schwere derselben der Beugung widersteht. Die kleinste Wolle aber bewahret die Kraft, welche die Säfte nach geraden Linien treibt, und in einer geringen Länge nicht viel gebrochen wird, vor der Zusammenkrümmung. Die vornehmsten natürlichen Ursachen der starken Kräuselung sind die Wärme, das Temperament, und eine Hinderniß, die der Haare, welche aus der Haut heraus gehen will, entgegen steht. Die Kräuselung nimmt nach Proportion ab oder zu, als die Haare naß oder trocken werden: die Haare sind also gewisse natürliche Instrumente, welche die Feuchtigkeit der Luft anzeigen, und sind auch zu Hygrometern nicht ungeeignet. Spiegel hat beobachtet, daß die Haare der Schaam bey den Weibern krauser, als bey den Jungfern sind: und wenn dieses gewiß ist, so scheint solches

solches von dem Alter der meisten verheiratheten Weibspersonen, und von dergleichen das Temperament ändernden Ursachen, herzuleiten zu sehn.

Mit der Länge der Haare verhält sichs in diesen und den benachbarten Ländern nach folgender Ordnung: die ersten sind die Haupthaare, hierauf folgen der Bart, die Schaam mit den daran liegenden Theilen, die Haare unter den Achseln, die Haare um die Warzen der Brüste herum und auf der Brust der Mannspersonen, an den Füßen, an den Armen; hierauf die Augenbraunen, der Augensieder, die Haare in der Nase; alsdenn die übrige Wolle. Das Haupthaar, welches bey den Weibspersonen länger, als bey den Mannspersonen, ist in diesen Ländern selten über eine Elle lang. Denn das Haar, welches ein gewisser Mann von adelichem Stande und Amte in dem Fürstenthume Minden hatte, und welches zwey Brabanter Ellen lang war, ist etwas sehr sonderbares und außerordentliches. Die Haupthaare wachsen jährlich ungefähr auf vier rheinländische Zoll. Das größte Gewicht derselben beläuft sich, wenn sie nicht mit Pomade eingeschrimeret worden, auf ungefähr zehn gemeine Unzen: ein ganzes Pfund aber hat Herr Wideburg. Die größte Länge des Bartes ist eine und ein Viertel Brabanter Elle. Die größte Länge der Haare an der Schaam einer Weibsperson war so groß, daß ihr dieselben bis unter die Knie herunter hiengen. Die Haare unter den Achseln waren bey einem Bauer aus dem Bisthume Münster drey rheinländische Zolle lang.

Die Menge der Haare ist in verschiedenen Theilen auch sehr mancherley. Ich habe daher so viel gezäh-

gezählet, als auf einem Raume der Haut Stunden, welcher ein Viertel eines rheinländischen Zolles war, und die Verschiedenheit der Zahl verhält sich, wie folgende Tabelle anzeigt. Auf

der Scheitel	—	—	293
dem Hinterhaupte	—	—	225
dem Vorderhaupte	—	—	211
dem Rinne	—	—	39
der Schaam	—	—	34
dem Vorderarme	—	—	23
dem Knochen der Wurzel des kleinen Fingers	—	—	19
der vordern Fläche des Dickbeins			13

Die größte Menge der Haare war also bey diesem erwachsenen Menschen, der nur mittelmäßig haaricht war, auf der Scheitel. Nimmt man nun die kleinste Zahl, welche 211 ist, in die Rechnung, so kann man, wenn man die mit Haaren bewachsene Fläche des Kopfes ausmißt, ungefähr wissen, wie viel Haare auf der ganzen hintern und obern Gegend des Kopfes zum wenigsten seyn müssen. Viel zahlreicher aber muß nothwendig das Haar gewesen seyn, womit ein gewisser Tartarus so bewaffnet war, daß er sich nicht nur vor aller üblen Witterung; sondern auch vor den Pfeilen beschützen können, wie Busbec, ein Mann, dessen Andenken zu verehren ist, glaublich macht. So wie aber ihre Länge nicht einerley ist, so ist auch die Menge derselben nicht allezeit gleich, sondern wird durch mancherley Zufälle bald vermehrt, bald vermindert: denn man sieht nicht selten Weibespersonen, bey welchen der unterdrückte

drückte Monatsfluß durch keine andern Ausführungen ersetzt wird, mit Bärten; wovon schon Hippocrates Exempel an der Pherusa, des Pytheus Gemahlinn, und der Namysia, des Gorgippus Frau, anführet.

Der Durchschnitt der Haare ist nach der Verschiedenheit des Ortes und der Farbe auch verschieden. Auf einer Fläche, die ich den vierten Theil eines Zolles gleich machte, zählte ich Haare, die neben einander standen, und fand

von den ganz schwarzen	—	147
von den braunen	—	162
von den weißgelben	—	182

folglich ist diesen Erfahrungen der Durchschnitt der Kopfhaare nicht größer als  $\frac{1}{4}$  des vierten Theils eines rheinländischen Zolls. Der Durchschnitt desjenigen Ganges, welcher mitten durch die Haare nach der Länge hinläuft, ist zum wenigsten achtmal kleiner als der Durchschnitt der ganzen Haare: folglich hat der Durchschnitt dieses Ganges höchstens  $\frac{1}{176}$  des vierten Theils eines Zolls zu seinem Maße. Uebrigens ist auch der Durchmesser der Haare nach der Verschiedenheit des Ortes, worauf sie sich befinden, verschieden. Die dicksten sind auf der Schaam, alsdenn kommen der Bart und die Haare unter den Achseln; hierauf die längern Haare in der Nase und die Kopfhaare; nachgehends die Augenlieder und Augenbraunen bey erwachsenen Personen. Allein bey diesen habe ich mich des erstern Maßes nicht bedienet. Endlich so hat auch jedwede Haare nicht allenthalben gleiche Dicke.

Von der Härte ist schon etwas gesagt worden. Sie rührt hauptsächlich von der Schale her, und ist in verschiedenen Orten auch mancherley. Die längern Nasenhaare sind unter allen am härtesten; die schwarzen sind härter als die lichten; eine größere Härte ist bey den Haaren erwachsener Personen, als bey den Haaren der Kinder; bey Männern ist sie größer als bey Weibespersonen. Jedoch habe ich Kopfschaare von einem Bauermägdchen gesehen, welche schon vor einigen Monaten vom Kopfe abgeschnitten waren, und bey dem allen, als man sie in Bündelchen zusammen gebunden, wenn man damit rieb, wie Schweinsborsten rauscheren. Die Alten hielten diejenigen, welche ein hartes Haar haben, für grausam.

*Hispida membra quidem et durae per brachia  
Setae*

*Promittunt atrocem animum; sed etc.*  
*Juuenal.*

Die Stärke und Festigkeit der Haare, oder das Zusammenhängen ihrer Theilchen zeigen folgende an den Kopfschaaren angestellte Versuche in etwas an. Das hierbey angezeigte Gewichte sind gemeine Lothe.

Eine Kopfschaare von 5 Zoll in der Länge zog, ehe sie zerriß,	—	—	5 $\frac{5}{16}$ Loth.
—	8	—	4 $\frac{9}{16}$
—	11	—	4 $\frac{3}{4}$
—	12	—	4 $\frac{1}{4}$
—	14	—	4 $\frac{1}{4}$

folg.



folglich kann jedwede Haare leicht vier Loth tragen. Wenn man sich nun die Anzahl der Haare auf dem Kopfe vorstellt, so wird man sich in der That über die erstaunliche Stärke der Kopfhaare eines Menschen, dessen Bartholin gedenket, und welcher einen eisernen Ambos von vier hundert Pfunden mit den Haaren seines Hinterhaupts fort bewegte, nicht so gar sehr verwundern. Daher haben die Alten die Kopfhaare der Weiber zuweilen anstatt der Seile zu den Steinschleudern und andern dergleichen Kriegsinstrumenten, zuweilen auch eine Flöße damit fortzuziehen, gebraucht.

In der Kindheit ist die Farbe der Haare lichte und glänzend; in dem männlichen Alter wird sie dunkler; im hohen Alter verschwindet sie gänzlich, und es bleibt der festen Substanz die Weiße des Schnees übrig. Die zarte Wolle wird langsamer als die übrigen Haare, die Haare der Schaam aber geschwinder als die Kopfhaare dunkel. Die Bewohner kalter Himmelsstriche bekommen lichte, die aber unter warmen Himmelsstrichen wohnen, bekommen schwarze Kopfhaare. Die abgerissenen Stücken der Schale von einer ganz schwarzen Haare zeigen sich offenbar mit schwarzen Streifen: woraus abermals erhellet, daß der Saft des Markes bis zur Schale gelange. Lionel Wafer hat an den Haaren der Einwohner des americanischen Meerbusens eine Milchfarbe an den Haaren bemerkt. Grüne Haare, welche, außer ben denen, die in Kupfer arbeiten, rar sind, haben Borell, Bartholin und Lanneus gesehen. Ich habe  
einen

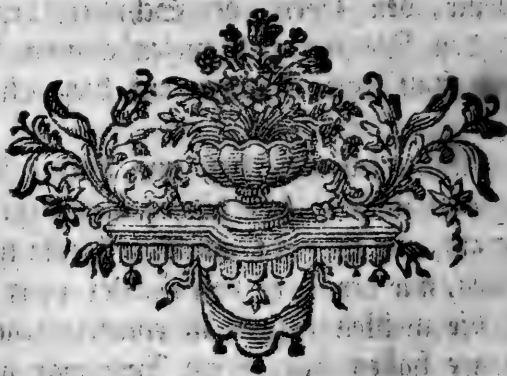
einen jungen Menschen gesehen, dessen Kopfs Haare am rechten Schläfe gelb, am linken grau, und an den übrigen Theilen des Kopfs dunkelbraun waren: er hatte dergleichen Haare schon von seinem neunten Jahre an gehabt. Daß die Haare, vornehmlich die Kopfs Haare, öfters in wenig Stunden sich aus einer jeden andern Farbe ins Graue verändern, lehren Exempel. Ordentlicherweise kommt das Graue meistens an den Schläfen, alsdenn an dem übrigen Kopfs Haare, nachmals an den Augenbraunen, weiter bey den Augenliedern und Nasenhaaren, zum Vorscheine; und zuletzt kommt es an den Bart, die Schaam und an die Haare unter die Achseln. Krause Kopfs Haare werden später grau als die geraden. Bey jungen Leuten sind zwar oftmals Büschelchen Haare, vornehmlich auf dem Kopfe grau; ein völlig graues Haar aber ist bey ihnen sehr rar: jedoch wird es zuweilen gefunden. Ein Exempel hiervon ist Ludwig der neunte König in Ungarn, welcher achtzehn Jahre alt gewesen, da er ein ganz graues Haar gehabt: es ist aber bey ihm auch alles frühzeitiger, auch der Tod selbst, denn er ist nicht alt geworden, gekommen. Es ist nicht nicht alles Graue so fest, daß es nicht wieder abgienge; denn außer dem, daß viele Thiere im Winter grau werden, ihre natürliche Farbe aber den Sommer über wieder bekommen, so gedenkt auch Donat eines gewissen Rathsverwandten, dessen Haar vom Alter grau geworden, jedoch zuletzt eine grün-gelbliche Farbe von sich selbst wieder an sich genommen. Eines andern Mannes von fünf und fünfzig Jahren, der den Krebs gehabt, und dessen graues Haar, nachdem der Krebs ausgeschnitten und wohl geheil-

geheilet worden, wiederum schwarz geworden, führt der Herr Graf von Garaye an.

Einige Haare werden, weil sie der Mensch mit auf die Welt bringt, *συγγεveis* genennet, und sind die Kopshaare, die Augenbraunen, die Augenlieder und viele allenthalben befindliche sehr zarte Wolle, die nachmals ausfällt, aber zur Zeit der Mannbarkeit wieder wächst; jedoch wegen dieses Ausfallens vom Verheyen mit Unrecht für unvollkommen gehalten wird: weil sie gleichwohl in Ansehung ihres Baues von andern nicht unterschieden ist. Andere, die erst nach der Geburt bey dem Menschen wachsen, werden *ὕσσογγεveis* genennet, und sind die Haare in der Nase, im Gesichte, in den Ohren, unter den Achseln, auf der Brust, um die Warzen der Brüste herum, auf der Schaam, auf der Gesäßnaht dem Hodensacke, dem Hintern, dem Dickbein, dem Schienbeine, den Zehen, der Schulter, dem Ellenbogen, den Fingern und vielen andern Theilen. Manget schilt mit Unrechte auf diese Unterscheidung.

Es ist nichts seltenes, daß zwei Haare in einem Schweißloche stecken; von dreyen aber sieht man es fast niemals, wo es nicht auf dem Kopfe ist. Jedoch stecken, wie der Herr von Haller ganz recht erinnert, die meisten einzeln in einem eigenen Loche. Die Haare haben bey ihrem Ausgange aus dem Oberhäutchen nicht nur alle eine schräge Richtung, sondern sind auch an verschiedenen Dertern, nachdem es ein gewisser Endzweck erfordert, bald nach dieser, bald nach einer andern Gegend gerichtet.

Dieses ist nun die anatomische Historie der Haare; jedoch ist es nur eigentlich der Kern davon; und hierauf habe ich, nachdem ich sie endlich durch viele Geduld zur Gewißheit gebracht, meine Physiologie der Haare gebauet, welche bereits seit einiger Zeit zum Drucke fertig ist. Allein ich lege sie hier nicht vor, weil sie sich schwerlich in einen engern Raum bringen läßt. Was aber die Ursache ist, daß bey dem männlichen Geschlechte der Bart und bey beyderley Geschlechte die Haare unter den Achseln und auf der Schaam erstlich zur Zeit der Mannbarkeit hervorkommen, habe ich in der Abhandlung von den Verschnittenen, die nunmehr dem Drucke übergeben werden soll, bereits aus hierzu nöthigen Gründen zu beweisen und ins Licht zu setzen gesucht.



\*\*\*\*\*

## IV.

Johann Gottfried Zinns

Beobachtungen

von

# Verhärtungen des kleinen und großen Gehirnes.

Aus dem II B. der Comment. Gotting. 431 S.

**S**ch habe nunmehr zum andernmale eine Verhärtung des kleinen Gehirns bey Kindern, bey denen die kugelförmigen Drüsen (glandulae conglobatae) verstopft gewesen, gesehen. Die erste habe ich vor drey Jahren bey einem solchen Kinde von der Größe einer Haselnuß gesehen: hiervon aber ist keine genaue Beschreibung vorhanden. Die andere Beobachtung ist diese.

Auf der linken Seite war eine Portion des kleinen Gehirns, die zum wenigsten zwey Unzen schwer gewesen, zu fünf verhärteten Geschwülsten von verschiedener Größe geworden. Diese Geschwülste hiengen unter sich zusammen, waren etwas hart, gelb, und verhärteten kugelförmigen Drüsen sehr ähnlich. In einigen Orten war noch eine Spur von den Zirkelfreisen der äußern Substanz des Gehirns übrig, die an andern Orten gänzlich verschwunden waren, so daß die Masse einförmig und nicht mehr organisch

N 2

war.

## 196 Von Verhärtung des Gehirns.

war. Das dünne Hirnhäutchen, welches von der verhärteten Substanz sehr leicht abgelöst worden, schwimmt in der Flüssigkeit, worinnen es aufbehalten wird, frey; in der Mitte aber hieng eine sehr dicke Verhärtung solchergestalt an der harten Hirnhaut, daß sie kaum ohne eine Zerreißung weggenommen werden konnte. Die daran liegenden Gefäße des dünnen Hirnhäutchens waren stark mit Blute erfüllt. Alle zusammen gesetzte Drüsen des Körpers waren, so viel ich mich gewiß erinnern kann, sehr gesund.

Diesen waren andere drey Verhärtungen nicht unähnlich, die ich bey einer erwachsenen Weibsperson in der äußern Substanz des Gehirns unter dem einen Seitentknochen (Os bregmatis) beobachtet habe, und deren jede fast die Größe einer Muscatennuß hatte. Die verhärteten Theile waren mit der harten Hirnhaut, die daselbst viel dicker war, so zusammen gewachsen, daß sie nicht davon abgesondert werden konnten. Der Seitentknochen war an diesem Orte so dünne, wie ein Papier geworden, und so nach ihrer Form ausgehöhlt, daß sie darinnen als in einer Grube (Sinus) lagen.





## V.

## Fortsetzung der Abhandlung

von den

## isländischen Eisbergen.

## §. 4.

Wir wollen denn zuvörderst die Art und Weise betrachten, wie sich das Eis durch die Kunst hervorbringen lasse; um zu sehen, ob wir dadurch nicht etwan auf die Spuren geleitet werden, die uns zeigen müssen, wie die Natur selbst hierinne zu Werke gehe: da diese sich nicht selten einerley Mittel zu bedienen pflegt, um einerley Absichten zu erreichen. Es ist bekannt, daß der unermüdete Fleiß der Naturforscher unter einander entdeckt hat, daß das Wasser in einem Glase, wenn es gleich in einer warmen Stube ist, durch Schnee, Salpeter und gemeines Küchensalz könne in Eis verwandelt werden. Wir wollen die Worte des Latinus Tancredus von dieser Erfahrung selbst anführen \*: „Wenn man Salpeter und Schnee mit einander vermischt, N 3 „und

\* Lib. 3. de fam. et sit. Quaest. 27. At vero si nitrum niuemque una miscueris, mox phialam cum sale nitro et niue permixtis agitaueris: iam aqua in phiala contenta non solum frigidissima euadet, sed etiam dura glacies fiet.

„und schüttelt darnach das Glas mit dem Schnee und dem Salze; so wird das Wasser im Glase nicht nur sehr kalt, sondern gar zu hartem Eise werden. „ Wolfgang Hildebrand Lib. 4. Magiae Nat. bedient sich bey diesem Versuche eines Stück Eises, welches auf der einen Seite dergestalt glatt gemacht ist, daß es bequem auf einen Tisch gelegt werden kann, auf welchem er zuvor ein wenig Salz gestreuet; und alsdenn versichert er, daß solches Stück Eis dergestalt fest an den Tisch friere, daß es sich kaum mit großer Mühe wieder davon weggreiffen lasse. Ich will nur noch anstatt aller überflüssigen Beweise den Ausspruch eines Thomas Bartholin hier anführen: „Wenn man den auf dem Tische zerschmolzenen Schnee mit gemeinem Küchensalze vermischt, so wird er so fest an den Tisch frieren, daß er nicht ohne große Mühe davon weggebracht, oder wieder aufgelöst werden kann „ \*. Eben dieser berühmte Mann erzählt, daß der Herzog von Mantua vor einigen Jahren ein geheimes Pulver, welches das Wasser auch mitten im Sommer in sehr kurzer Zeit in Eis verwandelt, besessen habe; und er glaubet, daß dasselbe aus Salz und Salpeter müsse gemacht gewesen seyn. Einen gleichen Versuch sieht man auch bey dem Cabeus, Lib. 1. S. 46. 2. 3. welchen Bartholin auch ohne alle Beweise für glaubwürdig hält. Und also haben wir gesehen, wie dieser Versuch von den gelehrtesten Männern angestellt worden.

Hier

\* De usu Niuis cap. 6. Niuem in mensa dissolutam si tali communi iunxeris, tam arcte inter se et mensam compingitur, vt sine ingenti conatu haud separari possit aut inde dissolui.

Hier kommt aber nun die Frage, wie das Salz und der Schnee durch den Körper des Glases, dessen sich doch die Chymisten bey dem Distilliren der subtilsten Spiritus vornehmlich bedienen, in das darinne enthaltene Wasser wirken könne? doch dieses wird sich leicht beantworten lassen, wenn wir ein wenig auf die Natur des Glases Achtung geben. Ein engländischer Schriftsteller hat in seinen Anmerkungen über des Anton Neri *Artem vitriariam*, oder Kunst Glas zu machen, wo er der Möglichkeit das Glas biegsam zu machen widerspricht, unter andern folgende Stelle: „Die Theile derer Metalle, die sich mit dem Hammer ziehen lassen, müssen überaus dichte und fest an einander hangen, und dabey sehr leicht ihre Gestalt bis auf die allerkleinsten Theilchen verändern können. Keines von beyden aber findet man bey dem Glase. Denn der Sand und die Salze, als die Materien, daraus das Glas gemacht wird, haben keine solche Figur, die ihren Theilchen erlauben, einander so dichte zu berühren. Alle Salze überhaupt geben zu erkennen, daß sie besondere Figuren haben müssen, welche sie auch in dem gewaltigsten Feuer nicht fahren lassen: wie dieses durch mehr als einen Versuch leicht zu erweisen ist. Diese Figuren sind unterschiedlich, nach der unterschiedlichen Beschaffenheit der Salze. Der Salpeter und alle alkalische Salze haben etwas scharfes und heißendes bey sich; und wegen dieser Kraft zu beißen und gleichsam zu brennen, scheinen sie aus einer unendlichen Menge spiziger Theilchen zusammen gesetzt zu seyn. Was den Sand anbetrifft, so ist seine Gestalt eben so sehr, ja unendlich unterschied-

„den, welches die Vergrößerungsgläser erweisen.  
 „Wer sollte sich nun vorstellen, daß diese Verschie-  
 „denheit der Figuren des Sandes dergestalt mit den  
 „besondern und bestimmten Figuren der Salze ver-  
 „einiget werden können, daß auch die kleinsten Theil-  
 „chen derselben einander genau berühren, welches  
 „doch bey allen Metallen, die man mit dem Ham-  
 „mer ziehen kann, unumgänglich nöthig ist? Dar-  
 „aus denn klärlich erhellet, wie verschiedene Gestal-  
 „ten die Theile des Glases haben, wie wenig diesel-  
 „ben einander auf das genaueste berühren, und wie  
 „leicht also noch immer kleine Zwischenräume übrig  
 „bleiben können, die von der Materie des Glases  
 „nicht ausgefüllt worden. „ Von dem gemeinen  
 Glase gesteht Borrichius, daß es solche unmerkliche  
 Zwischenräumen habe: weil selbst eine zwey oder  
 dreytägige Flamme nicht im Stande sey, den Thei-  
 len des Sandes und des Salzes alle ihre Winkel,  
 Ecken und Spizen zu benehmen. Eben dieses be-  
 kräftiget D. Hiddens, welcher überaus dünne und  
 zarte Glaskugeln, die aber doch ganz waren, gebla-  
 sen; und als er dieselben mit gemeinem Wasser an-  
 gefüllet, wahrgenommen hat, daß das Wasser in sehr  
 kleinen Tröpfchen durch das Glas gedrungen, und  
 dieses also nach und nach ausgeleeret worden: weil  
 die Zwischenräumen, welche gerade durch das zarte  
 Glas gegangen, nicht vermögend gewesen wären, das  
 Wasser aufzuhalten. Auch erzählt Borrichius, daß  
 Gläser, die nur wenig gebrannt worden, und viel Salz  
 in sich haben, vor einfallendem Regenwetter gleich-  
 sam einen salzichten Schweiß von sich geben. Also  
 hat denn das Glas einen Ueberfluß an solchen

Schweiß.

Schweißlöchern, dadurch die feinen und spitzigen Theilchen, die der oben angeführte engländische Schriftsteller dem Salpeter und andern Salzen zueignet, in Menge dringen können.

§. 5. Nunmehr kommen wir auf die Wirkungen der Salze, davon Bartholin in dem oft angeführten Buche, de usu niuis Cap. 2. spricht, es sey wahrscheinlich, daß der Schnee durch das Salz, das er in sich hat, und durch den noch dazu kommenden Frost dichter gemacht werde. Denn wenn dasjenige Salz, welches der Schnee aus der bloßen Luft und ihren Ausdünstungen bekömmt, den Schnee schon zusammen hält: wie vielmehr muß denn nicht die weit größere Menge der in der Erde befindlichen Salze, wann sie noch von dem Froste unterstützt wird, dazu beitragen können? Von der Kraft der Salze, die Körper verb zu machen, redet Kircher in Mundo subterraneo folgendergestalt: In centro salis latet formale quoddam coagulatum, spiritus nempe salis invisibilis, qui rebus omnibus consistentiam virtute sua fixatiua confert. Huius virtute metalla et mineralia suam acquirunt corpulentiam. In salis intimo throno et centro est aliquid immutabile et omnia coagulans. Terra pura nihil aliud est, quam sal coagulatum, in cuius centro ille spiritus delitescit, qui virtute sua omnia figit, densat, animat. Virtutes omnes in hoc terreno globo a sale dependent: reliqua terra non nisi excrementum est. Wer sollte nun nicht begreifen können, wann die spitzigen Theilchen der Salze einmal durch die unzähligen Zwischenräumen des Glases zu dringen

fähig sind, daß es ihnen dann auch leicht fallen werde, das Wasser in Eis zu verwandeln, so bald die Kälte des Schnees dazu kommt, welcher selbst, nach Bartholins Meinung, voller Salz ist, und da dieses nach der Aussage und den Erfahrungen der Chymisten der erste Urheber aller Concretion in den Körpern ist. Doch wenn es noch nicht zur Gnüge bewiesen ist, daß der Schnee Salze in sich habe, so wird solches, wie wir hoffen, durch folgende Stelle des gelehrten Lucas Debes, Faëroae reseratae pag. 108. außer allen Zweifel gesetzt werden: „Die Ursache, spricht dieser, warum die Chymisten den Salpeter einen Monarchen von Norden nennen, ist diese, weil in dem Schnee aus Norden oder Nordost ordentlicher Salpeter ist. Daher brau- chet man, wann man zur Zubereitung des Salpeters oder andern dergleichen chymischen Sachen keine bequemere flüssige Materien haben kann, an deren Stelle nur solchen Regen oder Schnee, der aus dem Norden oder Nordost gekommen. „ Und was sind die Irthüme, welche sich so oft bey dem Schnee sehen lassen, wohl anders, als solche Ausdünstungen, die vom Salpeter herkommen? Denn daß der Salpeter solche Ausdünstungen von sich gebe, zeigt die Nachricht, welche man bey dem Borrichius de ortu et progressu Chemiae p. 108. findet: daß nämlich in der Werkstätte eines Chymisten aus dem Salpeter ein Körper gefahren, welcher wie ein Carunkel im Finstern gelehret habe. Sollte man nicht hierinne die Ursache suchen können, warum der vornehmste Eingang des Tempels des Vulcanus in Memphis gegen Norden gewesen, wie dieses Diodo- rus



rus Lib. 2. cap. 11. und Herodotus erzählen? Diesen Unterschied der Weltgegenden hat auch schon Petrus Lotherus wahrgenommen, welcher schreibt, daß eine Unze durch die Retorte getriebener Schwefel in Zeit von einem Monate, wenn das Wetter darnach ist, noch eine Unze geben könne. Denn wann das Wetter aus dem Mittage komme, und naß sey, gebe es mehr; wann es aber trocken sey, und komme aus Mitternacht, pflege es weniger Schwefel zu geben. Also sieht man, daß die südlichen Winde mehr Schwefel, die nördlichen aber mehr Salpeter bey sich führen. Doch wir wollen wieder zu unserer Hauptsache kommen.

§. 6.

Da es nunmehr dargethan worden, daß Salz, oder Salpeter und Schnee, insonderheit wann die Kälte noch dazu kommt, das Wasser in ein solches Eis verwandeln können, das sich sehr schwerlich auflösen läßt: so glauben wir mit gutem Grunde hieraus zu schließen, daß es auf eben diese Weise bey dem Ursprunge unserer Eisberge zugegangen. Daß diese viel Salpeter in sich haben müssen, ist daher wahrscheinlich, weil die umher liegenden Weiden von denen Ausdünstungen der Eisberge, die sie beständig befeuchten, fetter und fruchtbarer als andere Wiesen werden. Diese Kraft aber fruchtbar zu machen, ist dem Salpeter eigen: da im Gegentheile andere allzu scharfe und beißende Salze, wie diejenigen, die in den Ausdünstungen des grönländischen Eises herrschen, welches manchmal von der See auf unsere Küsten getrieben wird, die Unfruchtbarkeit mit sich bringen. Daher hat auch Abimelech die von ihm

ihm dem Erdboden gleich gemachte Stadt mit Salze bestreuet. Einen noch stärkern Beweis hiervon giebt die große Menge von Mineralien, die man in diesen Bergen antrifft, und die mehrentheils Salze zu ihren Gefährten zu haben pflegen. Man findet daselbst viele bald ganze, bald wie in dünne Täfelchen zerschnittene oder zerspaltene Steine, welche inwendig bunt sehen, und bald wie mit schönen Punctchen besprenkt sind, bald mit noch schönern Adern prangen, die wie Gold, Silber oder Messing glänzen: und ich will es denen, die sich auf Bergwerksachen verstehen, zu prüfen überlassen, ob solche Metalle nicht wirklich darinne stecken \*. Auch die Flüsse, die von diesen Bergen herunter fallen, geben die deutlichsten Spuren solcher Mineralien zu erkennen, und wann sie groß werden, führen sie oft ganze Stücken davon mit sich fort, dergleichen mir vielmals von denen in der Nachbarschaft wohnenden Leuten gezeigt worden.

Ist also in diesen Bergen Salpeter genug vorhanden, so kann derselbe hier desto stärker wirken, da er sich

\* Dieses ist vor wenigen Jahren versucht worden, da der Herr Horrebow, den Ihro königliche Majestät von Dänemark dahin geschickt hatten, einige solche Steine an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Copenhagen überschickt hat: welche so reich an Golde, Silber, und andern Metallen befunden worden, als die aus irgend einem Bergwerke in der Welt: ungeachtet man solches, wegen des kalten Landes, darinne sie erzeugt waren, gar nicht vermuthet hatte. Daher würde man es wohl der Mühe werth gehalten haben, Bergwerke in Island zu bauen, wenn es diesem Lande nur nicht am Holze mangelte, welches zu kostbar seyn würde, von andern Ländern zu bringen.

sich nicht erst durch einen andern Körper, wie bey den angeführten Versuchen durch das Glas, zu dringen brauchte. Es wirkt gerade in das Wasser, das es verwandeln soll: und Frost und Schnee lassen es an ihrem Bestande gar nicht fehlen. Die Sonne läßt ihnen auch Zeit genug, das, was sie ihnen etwan im Sommer nehmen möchte, wohl dreyfach wieder zu erstatten und einzubringen, indem sie ihnen nicht mehr als ungefähr drey Monate mit allzu warmen Strahlen beschwerlich fällt. Das Wasser, daraus dieses Eis entsteht, kommt vermuthlich, wie andere Quellen, aus unterirdischen Höhlen hervor, darein sich Wasser aus dem Meere durch verborgene Canäle ergießt, dessen Ausdünstungen darnach durch die innerliche Wärme des Erdbodens in die Höhe steigen, und wenn sie nicht weiter kommen können, sich wie die Regentropfen in den Wolken versammeln und zu Wasser werden, und alsdann weiter durch die Erde ihren Ausgang suchen: wie dieses von dem Cartesius und von den geschicktesten Naturkundigern dargethan worden. So bald es aber hervor kommt, oder nur unten bis an das Eis gelanget, wird es durch die Gewalt der obengedachten Materien demselben gleich gemacht. Und auf solche Weise hat die Erde, mit Bestande des Wassers, der Luft, und ihrer eigenen Mineralien, nach unserer Meinung, diese ungeheure Frucht hervorgebracht: welches selbst durch den göttlichen Ausspruch: Aus wessen Leibe ist das Eis gegangen? bey dem Hiob im 38 Cap. 29 B. bestätigt zu werden scheint.

Wollte uns jemand den Einwurf machen, daß das Meer in den Gränzen des Nordpols schon längst  
ganz

ganz zu Eise geworden seyn müßte, wenn das Salz eine so große Kraft hätte, als wir ihm zugeschrieben haben: so ist es ja bekannt, daß an den Küsten von Grönland, und weiter hin gegen Norden, eine unglaubliche Menge Eis ist, welches in großen Stücken wie ganze Berge auf der See schwimmt. Daß aber diese nicht ganz zusammenfrieren können, macht die beständige Bewegung des Meeres und der Wellen, welche diesen Lasten niemals Zeit lassen, sich mit einander zu vereinigen, sondern machen, daß sie oft mit einer entsetzlichen Gewalt an einander stoßen, und wenn Schiffe darunter kommen, so thun sie ihnen einen eben so großen Schaden, als die Klippen, ja wohl noch mehr, weil sie weit aus der See hervorragen \*.

S. 7.

- \* Pitton de Tournefort erzählt in seiner Relation d'un Voyage du Levant, Tome troisieme, lettre 18. daß er selbst in dem nördlichen Theile von Persien und Armenien, die zwischen dem vierzigsten und zwey und vierzigsten Grade der Breite nach Norden liegen, wie auch in der chinesischen Provinz Leaotung und in der chinesischen Tartarey, so kalte Nächte mitten im Julio und Augustmonate gehabt habe, daß sogar das Wasser zugefroren; und schreibt diese Kälte dem vielen Salpeter zu, welches diese Länder im größten Ueberflusse in sich haben. So berichten auch Bisselius im Argonautico Americano lib. 14. cap. 2, und Frezier in s. americanischen Reise, daß auf den Bergen in dem südlichen und nördlichen America, unter dem drey und zwanzigsten Grade der Breite, von dem daselbst in großer Menge befindlichen Salpeter Winde entstehen, die einen so scharfen und empfindlichen Frost bey sich führen, daß sie dadurch oft Menschen und Vieh ums Leben bringen. Wenn nun der Salpeter in Ländern, die der Mittagslinie weit näher liegen, und also weit wärmer seyn

§. 7. Etwas merkwürdiges ist es noch bey unsern Eisbergen, daß sie sich von einem Orte zum andern bewegen: und ich glaube, wenn sie den alten Griechen bekannt gewesen wären, so würden diese unfehlbar dafür gehalten haben, daß sie ein Leben oder gar eine Gottheit in sich hätten. Denn sie beobachten hierinne nicht einmal eine gewisse Zeit; sondern gehen bald im Sommer weiter hervor, im Winter aber zurück; bald ziehen sie sich im Winter hervor, und im Sommer wieder zurück. Man sieht aber, daß sie am meisten fortrücken, wenn sie die meisten Flammen und Wasser von sich geworfen haben. Das habe ich von denen in ihrer Nachbarschaft wohnenden Leuten selbst erfahren; welche fest darauf bestanden sind, ungeachtet ich mit Fleiß das Gegentheil behauptet. Und hieraus erhellet, daß das darinne eingeschlossene Wasser, von welchem einige glauben, daß sie so sehr aufschwellen und aufgeblehet werden, an dieser Bewegung keine Schuld habe. Sie rücken vor, aufs meiste ungefähr 200 Schritte, manchmal aber nur 100, 60, 20, und so weiter. Sie gehen aber weniger zurück, und brauchen mehr Zeit dazu. Doch findet man, daß sie oft über 100 Schritte zurückgehen; und daß ihre Theile oder Stücken alsdenn bald wie die steilsten Klippen, und als wenn sie abgebrochen wären, hervorra-

seyn müssen, als Island, eine so große Gewalt hat: warum sollte er denn nicht in diesen kalten nördlichen Gegenden noch vielmehr eben das im Großen thun können, was wir oben gesehen, daß er in den Versuchen im Kleinen gethan hat?

vorragen, und dazwischen unzählige tiefe Klüfte zeigen; bald aber sind sie niedrig und eben, und vertreten die Stelle einer Brücke, welcher sich die Reisenden sehr wohl bedienen können, wenn es sonst nicht möglich ist, über das auf beyden Seiten befindliche Wasser zu kommen.

Die Ursache dieser Bewegungen ist nicht schwer zu ergründen. Man vergleiche nur die Wirkungen der Kälte, die man sonst in andern Fällen spühret, mit denen, die in unsern Eisbergen vorkommen. Wann das Wasser zufriert, so nimmt es einen größern Raum ein, als zuvor: vielleicht weil der Frost seinen Theilen eine andere Gestalt giebt, und denselben nicht erlaubt, so nahe an einander zu kommen, als wann es flüssig ist. Daher muß das Gefäß, darinne das zugefrorene Wasser enthalten ist, nothwendig ausgedehnet werden, oder wie Glas, Töpfe und dergleichen, welche mehrentheils zugleich einigen Knall von sich geben, zerspringen. Eben dieses sieht man an kleinen Hügeln: wann die darinne verschlossene Feuchtigkeit dem Froste des Winters nicht mehr widerstehen kann, so springen sie nicht ohne Geräusche oft mitten von einander: wann aber der Sommer kömmt, wird dieser Schaden wider durch die Wärme geheilet. So ist es auch mit den Eisbergen. Ihre unzähligen Deffnungen und Klüfte werden im Sommer mit dem Wasser von dem zerschmelzten Eise angefüllet. Im Winter friert dieses ganz und gar zu, und dehnet sich also mehr aus, als es seine Gefäße wohl zulassen. Daher brauchet es Gewalt, und zersprenget dieselben, und schiebet sie auf die Seite, bis es Platz hat. Eine zulängliche Menge



Menge des Eises ist auch ohne Zweifel eben so wohl fähig, eine große Last zu bewegen und durch die Kräfte ihrer Elasticität von sich zu stoßen, als eine Menge Pulver, Klippen zu zersprengen. Man höret dabei in diesen Bergen, wann sie sich bewegen, ein so großes Knallen, als wenn Flinten oder Canonen darinne losgeschossen würden: und dieses kommt davon, wenn ihre Stücken entweder aus einander fallen, oder auch an einander stoßen. Wann nun das Eis durch die Wärme des Sommers aufgethaut wird; so ist es natürlich, daß die Berge wiederum zusammen fallen. Das Wasser fließt dahin, wo es am ersten Platz findet, und läßt die Klippen und den Sand ganz entbloßt zurücke, wie ein Gerippe, welches Fleisch und Haut verlassen haben: und wann diese Klippen wiederum in ihrem Grunde Eis haben, und dasselbe von der Wärme angegriffen wird, so fällt nothwendig die ganze Last über den Haufen, und wird! dem übrigen gleich gemacht. Und auf diese Weise ziehen sich die Berge wieder zurück. Weil aber in Island die Kälte weit länger anhält, als die Wärme, insonderheit auf den Bergen, wo die Sonne niemals so stark, als in den Thälern wirkt: so ist leicht zu errathen, warum diese Berge immer mehr zu- als abnehmen, und warum sie mehr vor- als rückwärts gehen: da die Sonne niemals so viel auflösen kann, als der Frost des Winters und der Salpeter zu Eise gemacht haben.

Was aber der Frost und das Eis hier für eine Kraft habe, kann man aus denen Steinen schließen, welche das Eis, das sich zurücke gezogen, hinter sich läßt, und die oft so mürbe geworden sind, daß man

sie mit der Hand reiben kann; manchmal sind sie auch wie ein Stück Brodt in kleine Scheibchen zerschnitten, doch so, daß diese Scheibchen im Grunde noch alle aneinander feste hangen: daß sie aber vorher sehr hart gewesen seyn müssen, zeigen diejenigen Theile zur Gnüge, die noch unverfehrt geblieben. Sonst trifft man auch in den Spuren dieses Eises Sand und kleine Steine an, die das Auge mit ihren verschiedenen schönen und bunten Farben ergözen. Wir wollen aber hier nicht weiter von denenselben reden: sondern da wir nunmehr, so viel es unsere Kräfte erlaubet, unser Versprechen erfüllet haben, hiermit unsere kleine Arbeit beschließen \*.

\* Wir haben ein Paar Zweifel, die uns bey einigen Stellen dieser Abhandlung vorgekommen sind, mit Fleiß bis zuletzt anzuführen gesparet, um zu versuchen, ob sie sich nicht alle auf einmal sollten auflösen lassen. Es fragt sich nämlich bey dem 6ten §. Ob denn die Ausdünstungen aus unterirdischen Höhlen zureichend sind, so viel Wasser zu geben, daß ganze Eisberge daraus entstehen können? und zum andern hat der Herr Verfasser eben daselbst zwar erwiesen, daß Wasser, Schnee, Salpeter und Frost die Ursachen dieses Eises seyn müßten; er hat aber nicht erkläret, auf was für Art und Weise dasselbe in die Höhe gestiegen und zu Bergen geworden.

Ehe wir aber weiter gehen, wollen wir ein Paar Bücher erwähnen, die uns zum Theil den Weg bahnen sollen. Das erste ist des berühmten venetianischen Abts Anton Lazaro Moro Untersuchung der Veränderungen des Erdbodens, darinn er sehr wahrscheinlich erwiesen hat, daß alle Inseln, alles festes Land, und alle Felsen und Berge, zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach aus der See durch unterirdisches Feuer entstanden seyn müssen. Das andere Buch ist Egerh. Olavii

Enarrationes historicae de natura et constitutione Islandiae formatae et transformatae per eruptiones ignis, ex antiquissimis Islandorum manuscriptis historiis annalibus relationibus conscriptae, Hafniae typ. Io. Hoepfneri, 1749. Dieses letztere ist in Copenhagen als eine akademische Streitschrift geschrieben und öffentlich vertheidiget worden, eben zu der Zeit, da man eine deutsche Uebersetzung des erstern in Leipzig zum Drucke beförderte: und der Verfasser dieser Streitschrift, welcher damals, wie mir dieses bekannt ist, noch kein Italienisch, als die Originalsprache des erstern Buches, verstund, und also vernuthlich von demselben noch nichts gewußt, oder es doch zum wenigsten noch nicht gelesen hatte, hat eben das von seinem Vaterlande ins besondere, theils aus den Geschichten desselben, theils aus den darinne überall vorkommenden deutlichen Merkmaalen vormaliger Feuersbrünste, auf eine geschickte Weise behauptet, was jener von dem ganzen bewohnten Erdboden erweislich gemacht hatte. Wir wollen den von diesen beyden ausgeführten willführlichen Satz, der, so viel uns bekannt ist, noch zur Zeit von niemanden ist widerleget worden, hier als eine Hypothese zum Grunde einiger von unsern Muthmassungen setzen, um zu sehen, wie weit er uns behülfflich seyn könne, die vorgekommenen Schwierigkeiten zu heben.

Was die erste Frage anbelanget, so können wir dieselbe hier nicht gleich entscheiden, ungeachtet wir sie lieber mit Nein, als mit Ja, beantworten wollten. Wir wollen aber nur setzen, daß das aus unterirdischen Behältnissen hervorquellende Wasser nicht einen zulänglichen Stoff zu so vielem Eise geben könnte; so könnte doch wohl anderes Wasser eben dieses thun. Damit man die Möglichkeit hiervon einsehe, so wollen wir dem Verfasser im 2ten §. zugeben, daß das von den um diese Eisberge herumliegenden andern Bergen zerschmolzte Eis und Schnee in die benachbarte niedrige und sandichte Gegend, darinne diese Eisberge

nach dem Berichte unsers Verfassers im 2ten §. und des Eg. Olavii Enarr. Hist. de Isl. §. XXXIII. p. 37. liegen, zerflossen sey; und darnach im Winter zu Eise geworden, dessen gänzliche Auflösung bey darauf folgender Wärme der Salpeter und die einmal erlangte Dicke, welche die Strahlen der Sonne nicht durchzudringen im Stande sind, verhindern. Ist es nun alle Jahre so fortgefahen, daß der Sommer jederzeit weniger aufgelöset, als der Winter dazugesetzt hat, so hat das Eis viele Lagen auf einander bekommen müssen, und diese hat es auch wirklich.

Doch, wie sind die großen Steine und Klippen §. 3. hineingekommen, die unten und oben mit dem Eise umgeben sind? Diese müssen entweder vorher im Sande gesteckt haben, oder sonst von einem andern Orte hergekommen seyn. Das Letzte könnte auf die Art geschehen seyn, wenn sie von den umliegenden und nicht gar weit entfernten Bergen, wie solches zum öftern geschieht, heruntergestürzt sind, und durch ihre eigene Schwere, durch die Höhe von der sie gefallen, und durch die Abhängigkeit (declivitas) und Glätte des zugefrorenen Erdbodens und Eises, darauf sie gefallen, in diese niedrige und mit Sande und Eise angefüllte Gegend geworfen worden. Alsdann wären sie durch die Wärme des Sommers etwas ins Eis hineingesunken, und der Winter hätte sie darauf nicht nur einfrieren lassen, sondern wenn neues Wasser von dem zerschmelzten Schnee und Eise darauf gekommen wäre, wären solche Klippen durch eine neue Lage entweder ganz, oder doch halb bedeckt worden. Wenn nun auf diese Weise vielfmals nach einander neues Eis und neue Felsen auf die alten gekommen sind, und immer neue Lagen gemacht haben: so haben diese Steine nothwendig sehr unordentlich, einige hoch, andere tief im Eise liegen, und noch andere daraus hervorragen müssen, nachdem, wie sie der blinde Zufall hineingeführet hat. Und dieses sieht man auch in der That. Daß aber solche Berge Sand und große Klippen, und zwar sehr weit und

und bis ins Meer hinaus von sich werfen, zeigt Plavius in dem angeführten Buche §. CXXX. p. 134. mit diesen Worten: Huius quadrantis (orientalis) litus in pluribus locis immutatum est Austuriöklorum (montium glacialium orientem versus iacentium) faecitia, qui egestu saxorum cinerumque litus in mare vsque operuerunt. Eben dieser Plavius sagt, daß diese Gegend im Anfange niedrig aber fruchtbar gewesen, darauf aber sey sie vom Sande oder Schutte bedeckt worden, den die umliegenden Berge ausgeworfen haben. Er spricht §. XXXIII. p. 37. Pumicium cinerumque hic immensa adest copia, quorum magna pars postea eructata fertilissima submissae terrae spatia aperuit, quae hodie *Solheima-sandur*, *Lomagnups-sandur*, et *Breidamerkur-sandur*, appellantur. Und dieser letzte ist diejenige mit Sande und Eise angefüllte Gegend, davon unser gegenwärtiges Werk handelt. Allein unser Verfasser spricht im 3ten §. es sey nicht wahrscheinlich, daß das Eis die Klippen einen so weiten Weg auf dem flachen Lande (in plano) wie ein Keil getrieben habe, da es nicht durch die Enge des Raumes dazu genöthiget worden. Er sagt also, daß das Land dafelbst flach und nicht abhängig sey; und er verdient hierinne um desto mehr Glauben, weil er es selbst gesehen hat. Doch der Widerspruch zwischen beyden hebt sich selbst dadurch auf, daß jener von dem ersten blühenden Zustande der Gegend, dieser aber von dem isigen redet, da sie von Sand und Eise ist überschüttet und dem übrigen Erdboden gleich, in weit höher gemacht worden. Gesezt aber, daß sie niemals niedriger, als das umliegende Land gewesen wären, so könnten ja die Felsen durch Erdheben, welches dafelbst nichts seltenes ist, von den benachbarten Bergen darauf seyn geworfen worden: oder auch durch unterirdisches Feuer. Daß dieses in den meisten Eisbergen vorhanden sey, beweiset folgendes Zeugniß des Plavius, in seiner obengenannten Schrift §. XXXIII. p. 37. wo er selbst von denen in diesem östlichen Viertel

Islands befindlichen Eisbergen redet: Nam e pluribus Ioklis siue. ruuosis montibus erupit ignis, quales sunt Oerefa-iökull, Solheima-iökull, Knappafells-iökull et Mirdals-iökull. Daß sie aber auch große Steine von sich werfen, erhellet aus dem X. §. p. 11. Saxa etiam vastissima, quae tam cito nequit ignis peruadere, illaesa eructat, perfusa interdum sulphuris fuligine. Doch dieses ist sonst bey den bekanntesten feuerspendenden Bergen nichts ungewöhnliches. Und wenn die Gewalt des Feuers nicht stark genug gewesen ist, die Klippen so weit weg zu bringen, hat doch wohl solches durch Erdbeben, oder durch eben die Kraft geschehen können, durch welche diese Berge sich selbst bewegen.

Will man hingegen lieber sagen, daß die Klippen schon vorher im Sande gesteckt haben, und daß vielleicht beyde zugleich von dem Feuer der benachbarten Berge ausgespien worden; so wird die Möglichkeit dieser Meynung sich eben so leicht behaupten lassen: und wir wollen zugleich unsere Muthmaßung von dem Emporsteigen dieses Eises vorbringen. Wir wünschten aber nur, daß alle unsere Leser die beyden obenangeführten Bücher, des Herrn Abts Moro und des Herrn Olavius, zuvor selbst möchten gelesen haben, damit sie daraus überzeuget würden, daß wir dem unterirdischen Feuer hier keine größere Kraft beylegen, als diese beyden gelehrten Schriftsteller aus den glaubwürdigsten Nachrichten erwiesen haben, daß es in den bekanntesten Theilen des Erdbodens, und besonders in Island, selbst an den Tag geleyet habe: denn hier würde es viel zu weitläufig fallen, alles ausführlich zu beweisen. Wir setzen also vornehmlich die Hypothese des berühmten Abts Moro bey der unsrigen zum Grunde: und schließen daraus, daß, wenn alle Berge, sowohl diejenigen, die aus lauter fruchtbarer Erde, als die aus den raubesten Klippen und Felsen bestehen, durch unterirdisches Feuer entstanden sind, welches erwähnter Abt aus den wichtigsten Gründen sehr wahrscheinlich-



scheinlich dargethan hat: so können auch wohl unsere Eisberge durch eben dieses Feuer seyn in die Höhe getrieben worden. Die Menge des Schwefels und anderer Mineralien, die in der mit ihnen vermengten Materie und in ihrem sandichten Grunde stecken, könnte wohl zureichend seyn, sie zu entzünden und zu bewegen. Man findet in ihnen und um sie herum die deutlichsten Merkmaale vormaliger Feuersbrünste, als Asche, gebrannten Kalk, Bimssteine und andere verbrannte und schwarz angelaufene Steine, die an ihrer Oberfläche gleichsam Wellen haben, dadurch sie zeigen, daß sie ehemals fließende und brennende Materien gewesen seyn müssen, die darnach, als sie die Hitze verlassen hat, zu Steine geworden. Diese Zeichen des Feuers erzählt Olaus in seinem ganzen Werke. Er zählt aber mit unter dieselben die kleinen bunten, die zer-spalteten und die mürbe gewordenen oder calcinirten Steine, derer unser Verfasser am Ende seiner Abhandlung erwähnt: und es scheint noch ungewiß zu seyn, ob sie diese Gestalten durch den übermäßigen Frost oder durch das Feuer bekommen haben. Endlich zeigen auch die ältesten und neuern Nachrichten, welche Olaus anführt, daß die meisten von solchen Eisbergen in Island ehemals zu einer oder der andern Zeit gebrannt haben. Selbst der berufene Hekla ist ein Eisberg.

Da nun dieses gewiß ist, und da das Eis nicht schwerer in die Höhe zu bringen und in Stücken zu brechen ist, als ganze große Klippen: warum sollte denn das Feuer nicht auf eben die Weise in jenes gewirkt haben, als die Erfahrung gelehret hat, daß es in diese gewirkt. Nun findet man bey dem Abt Moro die Nachricht, wie einige Inseln nicht vor langer Zeit entstanden sind; wie man anfangs im Meere eine große Bewegung und Kochen wahrgenommen; wie hernach aus demselben eine Klippe hervorgekommen und immer in die Höhe gestiegen; wie dieselbe endlich ange-

fangen hat Feuer zu speyen, und Mische, Steine, Mineralien und dergleichen auszuwerfen; und wie endlich alles dieses zu einer fruchtbaren Insel geworden, darauf die ersten Klippen und die umliegenden großen ausgeworfenen Haufen Erde die Berge ausgemacht haben. Könnten denn nicht auch hier die Klippen mit samt dem vorher nur flach gewesenem Eise seyn aufgebrochen und in die Höhe geworfen worden? Sie brauchten nur aufgebrochen zu werden, so daß die Stücken eine andere Lage kriegten, und entweder auf einer andern Seite, oder auf ihrem Rande gerade oder schief zu stehen kämen, wie Cartesius sich den Ursprung der Berge vorstellt; so würden sie schon weit höher seyn, als das flache Land. Und wenn man sonst auch nicht begreifen könnte, wie die Felsen höher als das Eis zu stehen gekommen, so wird solches hierdurch klar werden. Wenn nämlich ein solches ungeheures Stück eines Eisberges auf eine andere Seite geworfen worden, oder gar das Oberste unten gekehrt und die vorher im Grunde gewesenem Klippen mit sich losgerissen hat, welches desto leichter geschehen können, da sie in dem Sande nicht fest gestanden haben: so müssen ja die Klippen mit derjenigen Seite, welche das Eis bisher ihnen zugekehret hatte, und in welche sie eingefroren sind, einenley Schicksal haben. Kommt diese oben zu liegen: so liegen sie auch oben; liegt sie auf der Seite, anstatt daß sie vorher auf der Erde lag: so müssen sie sich auch eben das gefallen lassen: und wenn die Sonne dazu kommt und ihre Einfassung zerschmelzt, müssen sie gar herunter fallen. Bewegt sich aber ihre Wohnung: so werden sie mit beweget. Stößt ein anderes Stück Eis oder Felsen an diese Steine, oder wenn sie selbst herunter fallen: so müssen sie nothwendig ihre scharfen Ecken verlieren, wenn sie welche haben. Und also ist es kein Wunder, wenn ihre Gestalt mehrentheils etwas in die Runde fällt, §. 3. weil sie in den Eisbergen beständig von Frost und Hitze, Feuer und Wasser,

Wasser, Erde und Luft, und selbst von einander so viel auszustehen haben.

Die entsetzlichen Klüfte, derer man bald mehr bald weniger in diesen Eisbergen antrifft, können auf verschiedene Weise entstehen. Ist das Eis von dem Feuer aufgebrochen worden: so müssen ja zwischen denen Stücken, die auf den Rand gerichtet stehen, so tiefe Klüfte kommen, als die Stücken und ganzen Theile der Berge groß sind. Friert das Wasser, mit welchem der Continer die tiefen Oeffnungen der Berge angefüllet hat, ganz und gar zu: so erfordert es, wie der Verfasser im 7ten §. angemerkt hat, mehr Raum, und zerbricht sein Behältniß mit Gewalt: alsbald springt das Eis von einander, und zwischen den Stücken entsteht eine Kluft. Wird der Grund des flachen Eises entweder von der Sonne oder von dem unterirdischen Feuer an einem Orte mehr als an dem andern geschwächt und niedrig gemacht: so wird das Eis, dem der Grund entzogen worden, vermöge seiner Schwere, von dem andern abgebrochen, und durch eine Kluft geschieden. Uebrigens glauben wir, daß das Feuer in den Grund, der Frost aber und die Sonne in die Oberfläche dieser Eisberge am meisten wirke. Der Salpeter herrschet in beyden zugleich, und widersteht denen ohnedem schwachen und schiefen Strahlen, mit welchen die Sonne alle Jahre auf eine kurze Zeit sein frostiges Reich verheeret.

Diese Gedanken von dem Ursprunge und der Beschaffenheit unserer Eisberge, haben wir nicht umhin gekonnt, bey einer so erwünschten Gelegenheit gelehrtern Lesern zur Prüfung darzustellen. Wir können uns dabey ihrer Neuigkeit so wenig, als ihrer Gewisheit rühmen. Daß uns aber die angenommene Hypothese vor andern gefallen hat, hoffen wir dadurch wenigstens entschuldigen zu können, weil sie wahrscheinlich und vor andern geschickt zu seyn geschienen, die vor-

kommanden Knoten aufzulösen. Wenn wir uns verirren, so haben wir doch den Grund, darauf wir gebauet haben, nicht zuerst gelegt, noch zuerst angenommen, noch als den einzigen, wahren und festen, jemanden aufzudringen gesucht. Wir geben vielmehr unsere Muthmaßungen nur für Muthmaßungen aus. Denn es ist nicht eines jeden Anfängers Werk, von den Geheimnissen der Natur etwas gewisses und zuverlässiges zu sagen; vielweniger aber ist es demselben anständig, etwas für ganz ausgemacht auszugeben, von dessen Wahrheit er nur durch den Beyfall gelehrter und scharfsichtiger Richter versichert werden kann. Wie glücklich werden wir uns also schätzen, wenn wir diesen erhalten!



## VI.

# Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten.

Nachricht von einer Frau, deren Knochen  
weich und biegsam geworden \*.

**E**s giebt eine seltene Krankheit der Menschen, die darinn besteht, daß ihnen die Knochen bey lebendigem Leibe weich und biegsam werden, so daß die Glieder von der geringsten Ursache eine andere Figur annehmen, als ihnen natürlich ist. Man hat von dieser Krankheit verschiedene gedruckte Beobachtungen, und kann darüber des Dr. Lamberts, zu Toulouse 1700 herausgekommene Beschreibung eines solchen Kranken, ferner die Acta Hafniensia, Obs. 24. Tom. 3; den Sernelium, de abditis rerum Causis, lib. 2. cap. 9; Sollier, Obs. 7; die Sylloge des Velchius; die Consultationes des Nicolaus Fontanus; die Bibliotheque Raisonnée Tom. 37. Part. II. p. 262. Tom. 36. P. II. p. 331; oder die Philosophicaltransactionen, wie auch Scharfschmidts Sammlungen und viele andere

\* Aus dem Journal des Sçavans 1752. Decembr. Art. III. von dem parissischen Arzte, Herrn D. Morand.

andere nachlesen. Erst kürzlich hat Herr Dr. Morand zu Paris eine gleiche Beobachtung unter folgendem Titel bekannt gemacht: *Lettre adressée à Messieurs les Auteurs du Journal des Scavans, au sujet d'une Observation communiquée à la Faculté de Médecine, à l'Assemblée du prima Mensis de Septembre, 1752.* Er beschreibt darinn den Zustand der Patientinn, wie er sie selber angetroffen, mit folgenden Worten: Der erste Anblick dieser Frau, die in einem Bette auf dem Rücken lag, worinn man, so zu sagen, nur die Hälfte eines Weibes antraf, war so beschaffen, daß er sich nicht allzumohl beschreiben läßt. Inzwischen ist es doch möglich, sich einigen Begriff davon zu machen, wenn man sich ein Weib vorstellt, die weder Füße, noch Schenkel, noch Hüften hat, die, dem Ansehen nach, alle diese Theile niemals gehabt zu haben scheint, und deren ganze Taille sich bey der Schaam, oder dem untern Theile des Beckens endiget. Alle die Theile, welche die unteren Gliedmaßen ausmachen, sind von der Kraft der Muskeln, die sie bewegen, auf eine sonderbare Weise zurückgezogen worden; und weil die Knochen keine Festigkeit mehr besaßen, so konnten sie ihnen nicht den gehörigen Widerstand thun. Daher haben sich die Füße und Schenkel nach und nach gegen die Lenden und Seitentheile des Rumpfs hinauf gezogen, dergestalt, daß der linke Schenkel nicht anders aussieht, als wenn er sich unter den Rücken der Kranken schieben wollte, die also auf dieser Seite den Kopf mit leichter Mühe auf ihren Fuß stützen könnte. Die rechte unterste Extremität berührt

noch



noch nicht alle Seitentheile des Rumpfes, wie die linke: indessen nähert sie sich ihnen doch von Tage zu Tage mehr, gleichwie sich auch die Hüftbeine unnatürlich wenden und drehen, so daß sie den Raum des Beckens verändern müssen. Die Zehen sind niederwärts umgebogen. Ob nun gleich die Kranke sich weder bewegen, noch ihre Stellung verändern kann, so verrichtet sie doch die natürlichen Nothwendigkeiten ohne Mühe oder Beschwer, weil die dazu bestimmten Theile, wegen der gewaltsamen Verschiebung der Schenkel, ein wenig erhaben sind. An einigen Orten ist die Brust auf die Lunge niedergesunken, wovon die Kranke ein beschwerliches Athemholen und Blutauswerfen bekommen hat, das ihr den Garaus machen wird. Der obere und vordere Theil des Brustknochens scheint frummgebogen und aufgelaufen zu seyn; dahingegen der untere hineinwärts zu gehen scheint. Der Theil der Schlüsselbeine, der mit den Brustknochen zusammenhängt, steht unnatürlich weit heraus. Vermuthlich wird es mit dem Rückgrade nicht anders beschaffen seyn: doch hat man keine Untersuchung daselbst anstellen können. Die Arme und Hände stellen wieder eine ganz andre Aussicht dar. Sie liegen auf verschiedenen kleinen Polstern ausgestreckt, die man überall untergelegt hat, wo die Knochen sich gebogen haben, und die man auch beständig wieder anders legt, nachdem es nöthig scheint, diese oder jene Gegend zu unterstützen, damit der Schmerz, den sie von Zeit zu Zeit empfindet, dadurch gemäßiget werde. Das Achselbein (humerus) ist in der Mitte von innen

innen nach außen gebogen, gleichwie der Cubitus und Radius links und rechts, dergestalt, daß der Ellenbogen, oder bey nahe die Mitte des rechten Arms, von dem Malleolo interno des Fusses, und der mittlere Theil des linken Arms von dem obern Theile des Schienbeins unter der Kniescheibe unterstützt wird. Indessen hat man doch, vermittelst eines dazwischen liegenden kleinen Polsters, verhindert, daß sich diese Theile einander nicht berühren. Alle diese verschiedene Beugungen des Arms und Ellenbogens geben ihnen das Ansehen, als ob sie zerbrochen wären. Die Kranke kann ihre Glieder ganz und gar nicht gebrauchen; außer daß sie den Arm im obersten Gelenke bewegen, und die Finger ein wenig aus einander beugen kann, ohne sie doch zu krümmen. Die ganze rechte Hand ist geschwunden. Das Gelenke der Hand ist an der Seite des Daumens wie zerknirscht; die Finger und das Gelenke selbst sind auswärts gebogen. Die linke Hand ist nicht geschwunden, sondern dick, und scheint übrigens nicht verändert zu seyn. Am Kopfe ist nichts außerordentliches zu sehen. Die Zähne sind schwarz, und das Zahnfleisch ist angelauten und blutig. Das Gesicht ist nicht entstellt, und scheint einem gesunden Menschen zuzugehören. Bey dem allen befindet sich die Patientinn wohl, und alle natürliche Verrichtungen gehen gut bey ihr von statten. Auch ihre Reinigung kömmt zu gesetzter Zeit: nur daß sie ein langsames Fieber hat, welches sich durch eine starke Hitze verschlimmert, wenn ihr eins oder das andere Glied zu schmerzen anfängt. In solchem Zustande  
sind

sind ihre Gliedmaßen so schmerzhaft, daß sie nur bloß mit ein paar Tüchern bedeckt werden darf; und dieser allgemeine Schmerz verhindert auch, daß man durchs Anfühlen nicht genau erforschen kann, wie weich ihre Knochen sind, und ob sie sich, wie in andern Beobachtungen gemeldet wird, wie ein Wachs hin und her beugen lassen. Dieses Beispiel lehret, wie weit das Elend in unsern Körper einreißen, und wie entsetzlich er zugerichtet werden könne, ehe der Tod vom Schicksale hinzugelassen wird, eines solchen Jammers ein Ende zu machen.



# Inhalt

des zweyten Stückes im dreyzehnten Bande.

- 1) Fortsetzung der microscopischen und physikalischen  
Beobachtungen des Herrn D. Hills 115
- 2) Joh. Gottfr. Zinns verschiedene Beobachtungen an  
franken Körpern 166
- 3) Withofs Anatomie des menschlichen Haares 171
- 4) Joh. Gottfried Zinns Beobachtungen von Verhär-  
tungen des kleinen und großen Gehirnes 195
- 5) Fortsetzung der Abhandlung von isländischen Eis-  
bergen 197
- 6) Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdig-  
keiten 219



# Hamburgisches Magazin,

oder

## gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



Des dreizehnten Bandes drittes Stück.

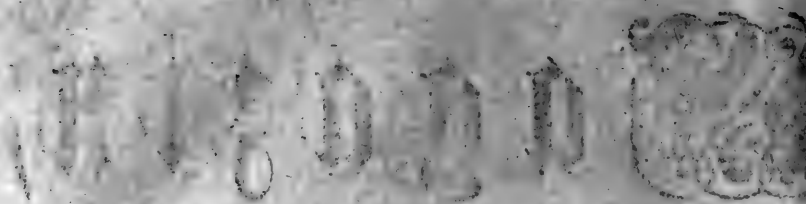
---

Mit Königl. Pohn. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

---

Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christ. Grund und Adam Heincr. Holle.  
1754.

Samuel Johnson



Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson

Samuel Johnson





I.

Albrecht von Haller,

von den

empfindlichen und reizbaren Theilen

des

menschlichen Körpers.

den 22 April 1752 in der Kön. Ges. der W. zu Göttingen  
vorgelesen.

Aus dem II Bande der Comm. Soc. Reg. Sc.  
Gotting. S. 114.



Vor einigen Monaten, hochgeehrteste  
Mitglieder, trat hier in Göttingen die  
Inauguraldisputation de Irritabilitate  
von meinem guten Freunde, ehemali-  
gem Schüler und Hausgenossen, Herrn  
D. Johann George Zimmermannen, ans Licht.  
Die zu dieser Sache gehörige Versuche hat er theils  
in meiner Gegenwart selbst gemacht, und ich werde

sie auf eben diese Art anführen, wie ich sie mir aufgezeichnet habe, theils hat er andere eigene. Was ich hiervon nicht selbst gesehen, werde ich aus dessen Dissertation beybringen. Ich habe auch viele andere Versuche seit dem Jahre 1746 in Gegenwart dieses guten Freundes selbst angestellt, und vom Anfange des 1751 Jahres an, auf hundert und neunzig lebendige Thiere auf mancherley Weise untersucht. Ich habe in der That hierbey mir selbst verhaßte Grausamkeiten ausgeübet, welche aber doch der Nutzen für das menschliche Geschlecht und die Nothwendigkeit entschuldigen werden; da sich doch gleichwohl der mitleidigste Mensch des Fleisches der Thiere ohne Vorwurf, und ohne sich ein Gewissen drüber zu machen, zu seiner Speise bedienet. Uebrigens würde das vollständige Tagebuch von Versuchen, welches ich bey mir liegen habe, wegen der großen Menge der Versuche hier her zu setzen zu weitläufig werden. Ich habe das allgemeine und beständige aus den Erfolgen gezogen, und werde Ihnen solches vortragen.

Es ist aus diesen Erfahrungen eine Probe einer neuen Eintheilung der Theile des menschlichen Körpers entsprungen, wobey ich mich keiner andern Benennungen bediene, als daß ich die Theile des Körpers in reizbare und empfindliche unterscheide, und sie von denen absondere, welche weder reizbar noch empfindlich sind. Eine Theorie aber, warum beyderley Eigenschaft in diesen Theilen nicht ist, in andern Theilchen des menschlichen Körpers hingegen statt findet, eine solche Theorie, sage ich, kann ich nicht versprechen; denn ich bin überzeugt, daß die Quelle dieser beyderley Kraft in dem innersten Baue verborgen

borgen liegt; und daß sie viel zu subtil ist, als daß man sie mit Hülfe des anatomischen Messers, oder des Vergrößerungsglases, entdecken könnte. Von dem aber, was sich nicht mit dem Messer oder dem Microscop entdecken läßt, mag ich nicht viel muthmaßen, sondern mich ganz gern enthalten, dasjenige zu lehren, was ich selbst nicht weiß. Es ist eine stolze Art der Unwissenheit, andere da führen wollen, wo man selbst nichts sieht.

Um so vielmehr aber habe ich mir vorgenommen, die Materie meiner Abhandlung selbst auszuführen, weil diejenigen Veränderungen, welche aus meinen neuen Versuchen folgen, von einem weitläufigen Umfange sind, und einen Einfluß in die ganze Physiologie, Pathologie und Chirurgie haben; und weil dasjenige, was ich durch Versuche gefunden, den angenommenen Meinungen sehr zuwider ist. Und die stärkste Ursache, warum ich solche Grausamkeiten begangen, ist gewesen, weil ich leicht voraussehen konnte, daß die gegenwärtige Meinung wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit niemand gefallen könne, der nicht überzeugt würde. Ich habe daher für nöthig gehalten, die Versuche zu wiederholen, und zu vervielfältigen, damit die Zweifler mit einer Menge einstimmiger Zeugnisse gleichsam überschüttet würden, und damit mich nicht etwa ein Irrthum, der zufälliger Weise entstehen könnte, betröge. Ich bin überredet, daß die größte Ursache der Irrthümer diese gewesen, daß sich die meisten Aerzte weniger, oder auch wohl gar keiner Erfahrungen bedienet, sondern an statt deren die Analogie zu Hülfe genommen.

Ich bin auch zu dieser Untersuchung dadurch noch mehr aufgemuntert worden, da ich gesehen, daß die Reizbarkeit von berühmten Männern solchergestalt angenommen worden, daß sie auf diese Wirksamkeit der Fasern ein fast allgemeines System der Bewegung in dem menschlichen Körper errichtet, und alle Berrichtung der Fasern, der Gefäße, der Nerven, der Muskeln, kurz, der ganzen menschlichen Maschine, von dieser einzigen Reizbarkeit hergeleitet haben: wie ich in der That aus des berühmten Herrn Johann Friedrich Winters im Jahre 1746 zu Francker gehaltenen Rede, aus Herrn Johann Lups Diss. de Irritabilitate, aus Herrn Wilhelm von Magny und J. G. J. la Motte Sage, Ergo a Vasorum aucta aut diminuta irritabilitate omnis morbus gesehen. Und diese Meinung ist mit derjenigen nicht einerley, nach welcher alle Bewegung aus der Empfindung hergeleitet wird, und deren J. G. Krüger, L. Anton Nicolai, Robert Whytt, S. Sr. Delius, und andere große Physiologen zugethan sind.

Denjenigen Theil des menschlichen Körpers, welcher durch ein Berühren von außen kürzer wird, nenne ich reizbar: sehr reizbar ist er, wenn er durch ein leichtes Berühren, wenig aber, wenn er erstlich durch eine starke Ursache, sich zu verkürzen, veranlassen wird.

Empfindlich nenne ich einen solchen Theil des Körpers, dessen Berührung sich die Seele vorstelllet; und bey Thieren, von deren Seele wir nicht so viel erkennen können, nenne ich diejenigen Theile empfindlich, bey welchen, wenn sie gereizet werden, ein Thier offenbare

bare Zeichen eines Schmerzes oder einer Beschwierlichkeit zu erkennen giebt. Unempfindlich nenne ich hingegen diejenigen Theile, bey welchen, wenn sie gleich gebrennt, gehauen, gestochen, und bis zur Zerstörung zerschnitten werden, kein Zeichen eines Schmerzes, kein krampfichtes Zucken, keine Veränderung in der Lage des ganzen Körpers, erregt wird. Denn es ist bekannt, daß ein Thier, welches Schmerzen empfindet, den leidenden Theil von der Ursache, die den Schmerz macht, wegzuziehen sucht, daß es den verletzten Schenkel an sich zieht, wenn es in die Haut gestochen wird sich schüttelt, und andere Zeichen von sich giebt, daraus man erkennet, daß es Schmerzen hat.

Meines Bedünkens kann einzig und allein aus den Erfahrungen erkläret werden, welcher Theil des Körpers empfindlich, oder welcher reizbar ist. Was aber die Physiologen und Aerzte von der Gegenwart dieser Eigenschaften, ohne darüber angestellte Erfahrungen, zu erklären unternommen, ist selbst die Ursache und Quelle der Irrthümer, nicht allein bey diesen, sondern auch bey andern Dingen, gewesen.

Da Boerhaave die Nerven für den wahren ersten Grundstoff des menschlichen Körpers angenommen hatte, so durfte er nicht viel weiter gehen, um auch dieses zu bejahen, daß kaum ein Theilchen des menschlichen Körpers sey, welches nicht empfinde oder sich bewege a): und diese Meynung, wider welche ich anderwärts verschiedenes erinnert b), ist fast durch ganz Europa angenommen worden.

P 4 Die

a) Instit. rei medic. n. 301.

b) Comment. in Praelect. Boerh. l. c.

Die einfachen Theile des menschlichen Körpers sind die Nerven, die Schlagadern, Blutadern, die kleinen Gefäße, die Häutchen, Muskelfasern, Fasern der Seennen, der Bänder, der Knochen, und das zellige Gewebe.

Die zusammengesetztern Theile sind die Muskeln, Sennen, Bänder, Eingeweide, Drüsen, große Behälter, Ausführungsgänge, große Puls- und Blutadern.

Dieses sey nur obenhin gesagt: denn wir brauchen diese Dinge hier nicht ausführlich und mit Fleiße durchzunehmen, weil wir bloß ein Verzeichniß der Theile des menschlichen Körpers geben.

Welche aber von diesen Theilen empfindlich sind, will ich nunmehr aus folgenden Versuchen lehren.

Ich habe bey lebendigen Thieren von mancherley Gattung und von verschiedenem Alter denjenigen Theil entblößet, von welchem die Frage war ; ich habe gewartet bis das Thier ruhig gewesen, und zu schreyen aufgehört, und wenn es stille und ruhig gewesen, so habe ich den entblößten Theil durch Blasen, Wärme, Weingeist, mit dem Messer, mit dem Aegsteine, (Lapis infernalis) Vitriolöle, mit der Spießglasbut-  
ter, gereizet. Ich habe alsdenn Acht gehabt, ob das Thier durch Berühren, Spalten, Zerschneiden, Brennen, Zerreißen, aus seiner Ruhe und seinem Still-  
schweigen gebracht wurde ; ob es sich hin und her würfe, oder das Glied an sich zöge, und mit der Wunde zuckte ; ob sich ein krampfhafte Zucken in diesem Gliede ereignete, oder ob nichts von dem al-  
len geschähe. Ich habe die oft wiederholten Erfolge, so, wie sie ausgefallen sind, aufgezeichnet. Denn

to 100% of the total area of the site



was liegt mir daran, ob die Natur auf diese oder jene Art empfindet! oder was für eine Unbesonnenheit würde ich nicht begehen, was für einen Ruhm würde ich erwerben, wenn ich einen Erfolg erzählete, davon der allerleichteste Versuch, den ein anderer Zergliederer wiederholen könnte, das Gegentheil zeigte.

An der Ordnung der Versuche wird meines Bedünkens nicht viel gelegen seyn: ich fange also von der äußerlichen Haut (cutis) an. Denn von dem Oberhäutchen ist gewiß, daß es keine Empfindung hat, weil es leicht von dem rauchenden Salpetergeiste so gebrannt werden kann, daß es eine lange daurende gelbe Farbe an sich nimmt, und gleichwohl demjenigen, welcher den Versuch an sich anstellt, keine Beschwerung macht.

Der malpighianische Schleim kann bey den Versuchen schwerlich von den Oberhäutchen abgesondert werden. Ich habe also damit keine Versuche angestellt; weiß aber gewiß genug, daß er nicht empfindlich ist.

Die Haut ist empfindlich, und zwar unter den Theilen des menschlichen Körpers in einem überaus starken Grade: denn man mag sie reizen, wo man will, so wehklaget das Thier, es schüttelt sich, und giebt alle Zeichen des Schmerzes, so viel als in seiner Gewalt steht, von sich. Die Haut hat mir daher zum Maasse der Empfindlichkeit gedient: und denjenigen Theil des Körpers, woben, wenn er gereizt wird, das Thier ruhig bleibt, da hingegen eben dasselbe Thier, wenn es an der daran liegenden Haut

## 234 Von den empfindlichen Theilen

gereizet wird, zeigt, daß es Schmerzen empfindet, habe ich als wenig empfindlich angenommen.

Das Fett und das zellichte Gewebe schmerzen nicht, wie bekannt, und von andern Schriftstellern gezeiget worden. Was vom Dionysius dem Tyrannen erzählt wird, und von den Schweinen den gemeinen Leuten bekannt ist, wenn man sie nämlich mit einer Nadel sticht, daß nicht eher Schmerz erregt wird, bis dieselbe durch das Fett durchgegangen, und das darunter liegende Fleisch berührt hat, kann hier von ein zulängliches Exempel abgeben c).

Das Fleisch der Muskeln schmerzet, ob es wohl diese Eigenschaft vielmehr von den Nerven, als von sich selbst hat. Denn wenn man den Nerven eines gewissen Gliedes, wenn es nur einer ist, oder die vornehmsten Stämme, wenn es mehrere sind, bindet, so wird das ganze Glied unempfindlich; das Thier wird auch durch die Gewaltthätigkeit, welche man dem Gliede anthut, das durch die Unterbindung der Nerven seiner Freiheit beraubet worden, nicht gerührt. Daß aber alle Muskeln schmerzen, ist sehr wohl bekannt, ja auch die Höhlen und weit gespannten Muskeln, der Magen, die Gedärme, die Blase, sind hiervon nicht ausgenommen.

Schmerzet aber gleich der Muskel, so empfindet und schmerzet doch die Senne in der That nicht. Dieses ist das Erste, das ich den angenommenen Meinungen entgegen setze, und worinnen mir kaum jemand Beyfall geben wird. Denn alle, und die

neue

c) Comment. Boerh. T. III. n. 333. not. b.

neuesten Schriftsteller, ingleichen G. de la Faye d), L. Heister e), J. R. C. von Sarengéot f), pflegen die Wunden der Sennen für die gefährlichsten und kaum für heilbar zu halten. Eben der Meinung sind auch Boerhaave und dieses großen Mannes Schüler und Nachfolger Gerhard van Swieten g), ingleichen Olaus Acrell h), und Franz Quesnai i) von den Wunden der Sennen.

Indessen werde ich so gleich zeigen, daß ißt besagte Meinung nicht völlig von mir herkommt: Denn daß eine Senne sehr unempfindlich sey, hat schon der sehr erfahrene Wundarzt, Siob von Meskren k), der so gar die Senne der Kniescheibe zum Exempel anführet, erinnert. Daß einem lebendigen Hunde das Reizen der Sennen keine große Beschwerde gemacht, bezeuget Brianus Robinson l); und daß das Fleisch empfindlicher sey, sich auch bey Verletzung einer Senne keine Bewegung äußere, hat George Thomson m) wahrgenommen; eben dieses hat auch Joh. Daniel Schlichting n) beym

d) Bes. die neue Ausgabe des Dionysischen Werkes pag. 680. 681.

e) Instit. Chirurg. p. 423. edit. 1737.

f) Operat. de Chirurg. T. III. c. 7.

g) T. I. n. 163. p. 238.

h) om friska for. p. 261. sqq.

i) de la suppur. p. 222.

k) Obs. c. 62.

l) animal oeconom. p. 90.

m) anatom. of human. bon. p. 170.

n) traumatograph. p. 213. Eph. Nat. Cur. Vol. VI. obs. 24.

## 236 Von den empfindlichen Theilen

beym Menschen und bey Hunden gesehen. Diese wenige aber haben viele und fast lauter besondere Exempel angeführet.

Ich habe meistens die Senne der geraden Ausstreckemuskeln (*recti extensores*) des Schienbeines, oder die Senne des Achilles entblößt, und gestochen; ich habe einen Theil der Fasern zerschnitten, ich habe einen Schnitt bis zur Hälfte gethan, und die ganze Senne so zerschnitten, daß die andere Hälfte ganz geblieben: welchen Zustand der Senne Boerhaave vornehmlich für gefährlich hält. Ich habe vom Jahre 1746 an an Hunden, Böcken, Ratten, Kagen, Kaninchen und sonst in mancherley Thieren, diesen Versuch mehr als hundertmal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet.

Aus diesem Stücke von Versuchen erhellet auch, daß das gereizte Fleisch zwar krampfhafte Zucken bekömmt, keinesweges aber die Senne; und daß, wenn man dieselbe gleich allenthalben sticht und reißt, dennoch keine Bewegung in dem Muskel erfolgt: gleichwie überhaupt keine Zusammenziehung in der Senne wahrgenommen wird, wenn sich der Muskel zusammenzieht, wie ich wohl hundertmal, und vor mir schon Willis o), gesehen. Es ist also offenbar, daß in der Senne weder Werkzeug der Empfindung noch Bewegung sey.

Das Thier, dessen Senne gerissen, gebrannt, gestochen worden, ist allezeit ruhig geblieben, hat kein Zeichen

o) de motu muscul. p. 118. Man besetze hier auch des Bagliv Werke p. 317.

chen eines Schmerzes von sich gegeben, und ist, wenn es losgelassen worden, und es ist auch nur ein geringer Theil der Senne ganz geblieben, leicht und ohne Beschwörung fortgelaufen. Ich habe einen Hund, dem beyde Sennen des Achilles halb durchbohret waren, auf beyden Hinterfüßen gehen, und einen Bock, dem beyde Sennen des Achilles zur Hälfte durchschnitten waren, frey laufen sehen. Bey einem andern Hunde, dem bloß der Solaeus ganz geblieben war, und bey dem die zerschnittenen Sennen der Wade-muskeln (*Gastrocnemii*) sich in eine Art eines Knotens zurück gezogen hatten, habe ich, weil das Thier bewacht wurde, keinen Zufall beobachtet. Auch sind die Wunden aller Sennen sehr leicht und bloß durch Hülfe der Natur, ohne die geringste Arbeit und Mühe, ohne den geringsten Zufall, geheilet. Es ist also ganz und gar nichts wunderbares in derjenigen Beobachtung, welche G. de la Faye p), erzählt, da, nachdem die Senne des zweyköpfigten Muskels zerschnitten gewesen, keine Steifigkeit in dem Gliede erfolgt ist: auch ist es keine strafbare Kühnheit gewesen, da Johann Vesling q) und andere, die Sennen haben zusammen nähen lassen. Nachdem auch dieser Versuch an einem Hunde gemacht worden, so ist der Wundarzt Bienaise zu Unternehmung dieser Operation aufgemuntert worden r). Auch hat J. G. Zimmermann in der Aponevrose des Unterleibes, als sie mit Vitriolölle berührt.

p) Am angeführten Orte p. 681. Not. a.

q) Bes. die von Bartholin herausgegebenen Epist. posthum. p. n. XV.

r) Verduc oper. de chirurg. c. 32.

berühret worden, keine Empfindung wahrgenommen (s).

Da ich diesen Erfolg gesehen, habe ich die Ursache leicht gefunden: in die Muskeln gehen Nerven; in die Sennen aber keine. Hieronymus Fabricius hat schon bekannt, daß er nicht glauben könne, daß der Nerve zur Senne gehe, weil er vorher in eine Art eines Häutchens ausliefere t); und Leeuwenhoek gesteht billig u), daß er durch das Mikroskop selten, und nur in der Oberfläche der Senne, Nervenfasern gesehen.

Da also von den Nerven alle Empfindung in dem menschlichen Körper herrühret, so ist es nichts Außerordentliches oder Unwahrscheinliches, daß die von Nerven entblößte Senne nicht empfindet. Ich habe aber auch mehr als einmal bey den Menschen entblößte Sennen gesehen. Ich bin durch die an den Thieren angestellte Versuche so kühn geworden, daß ich bey einem jungen Menschen von Stande den an seiner Hand entblößten Beuger (Flexor) des dritten Gelenkes des Zeigefingers mit einer Zange anfaßte, da denn der Kranke nicht einmal empfand, daß er damit berührt wurde. Ich habe gesehen, daß die Senne des langen Supinatoris wegen einer Blutstürzung mit gewärmtem Terpentindöl umgossen worden, welches in der Haut den herbesten Schmerz gemacht; und doch keinen Zufall veranlasset hat, welches schon eine alte Erfahrung ist. Denn die Wundärzte haben vorlängst sehr warmes Del, das in die Wunden der Sennen gegos-

s) In angef. Diss. p. 16.

t) De fabric. muscul. p. 27.

u) Epist. physiolog. p. 443.



gegossen wird, für ein herrliches Mittel gehalten: wovon doch gleichwohl die Senne, weil sie sowohl als die Haut davon berührt wird, stark schmerzen würde, wenn sie die geringste Empfindlichkeit hätte.

Wir wollen daher unsere Furcht vor den Wunden der Sennen, sie mögen gestochen, gebrannt, gehauen und geschnitten seyn, ablegen. Der Kranke wird, wenn er gleich eine große Senne verloren, hinken und das unvermögende Glied herum führen können: denn das ist offenbar, daß man die Glieder, wenn die Einfügungen der Muskeln in die Knochen zerschnitten worden, nicht mehr regieren kann. Außer dieser Lähmung aber hat man nichts zu befürchten, und auch diesem Uebel hat die Natur durch ein neues zellichtes Gewebe und durch die Nebenmuskeln so vorgebauet, daß öfters durch die zerschnittenen Sennen der Bewegung der Glieder nichts abgeht.

Woher ist aber die wunderbare Einstimmigkeit bey einem Irrthume so vieler Schriftsteller, welche sonst Gelehrsamkeit und vielerley andere Dinge billig verehrungswürdig gemacht haben, gekommen? Nichts scheint mir glaublicher zu seyn, als daß die Vermirrung unter den Aerzten daher rühret, daß sie νευρος sowohl für den eigentlichen Nerven, als für τενον und für σινδεσμος also für Nerve, Senne und Band genommen haben x). Auf einen verletzten Nerven aber folgen, wie gleich gesagt werden soll, die heftigsten Zufälle. Solchergestalt glaube ich, wenn beym Alderlassen in den Mediannerven und viel-

x) *Galen. de usu part. L. XV.*

vielleicht bisweilen in einem Aste des Musculocutanei, welche vorher in die Medianader herunter gelaufen, zerschnitten geworden, daß die grausamen Zufälle davon hergerühret, welche der Senne des zweyköpfigten Muskels, worauf gedachte Ader liegt, zugerechnet worden sind. Ein berühmtes Exempel an dem Könige von Frankreich, Carl dem VIII, ist bekanntermaßen vom Pareus beschrieben worden. Ferner, so müssen nunmehr die öftern Klagen über den tiefen Sitz der Paronychie in der Scheide der Sennen der Beugmuskeln, (flexores) die nur neulich vom R. J. C. Garengeot wiederholt worden y), und man wird die Schuld von den Sennen auf die großen Nerven, welche hier und da nach der ganzen Länge des Fingers hinlaufen, werfen müssen.

Die zunächst an den Sennen liegende Theile sind die Bänder und die Kapseln der Gelenke (Capsulae articulationum): jene sind mit unter dem Namen *veugos* beschrieben worden, diese sind sowohl wegen der gefährlichen Wunden an denselben, weil sie berühmte Männer beschuldiget, daß bey dem menschlichen Körper in ihnen vornehmlich der Sitz der Gicht und des Podagra wäre z).

Bei den Versuchen selbst habe ich einige Schwierigkeit gefunden; denn da man die Haut wegnehmen, und bey den engen Gelenken kleiner Thiere

bey

y) Operat. de Chirurg. n. III. p. 286. 301. 302.

z) Boerhaave aphorism. de cognosc. et curand. morb. 1254. 1259. wo jedoch dieser berühmte Mann auch die Nerven mit als einen Theil annimmt, in welchen diese Krankheiten ihren Sitz haben.

ben nahe von einander zerren muß, damit die verwundende und reizende Kraft in die Höhlung des Gelenkes gebracht werden kann: so hat es oftmals geschehen, als wehflagte das Thier nur aus der Ursache, weil ihm die anhängende Haut berührt worden. Jedoch ist der Versuch öfters, auch mit den Giften, gelungen. Als die Einlenkung des Dickbeins mit dem Becken, oder die Kugel, voll Vitriolöl gegossen worden, so hat das Thier bey diesem gewaltigen Gifte, bey welchem ich doch gesehen, daß die davon berührte Gebärmutter eines Kaninchens innerhalb einer Minute verzehret worden, nicht geschrren. Einigemal habe ich auch in das Gelenke des Knies, woran man, weil es fast bloß liegt, eher etwas thun kann, mit Vitriolöle oder Spiesglasbutter getränkte Stäbchen gebracht; ich habe ferner die Seitenbänder die äußerliche und innerliche Fläche der Kapseln, die haverssche Drüse, das Band der Kniescheibe gebrannt: und bey dem allen kein Zeichen einiges Schmerzes verspüret. Ja diese Wunden, welche insgemein für die schlimmsten gehalten werden, sind wunderbar glücklich geheilet: denn die verletzten Gelenke sind bey den Thieren bloß durch den Balsam des Speichels, oder auch wohl ohne denselben, geheilet worden. Die Versuche sind an dem Hunde, an der Kahe und an dem Bocke öfters wiederholt worden. So hat schon vor diesem Wilhelm Mauquest de la Motte a) das Ausstreckband des Schienbeins (*Ligamentum extensorium*) unempfindlich gefunden. Ich habe mich sonst einer Na-

del

a) Chir. compl. n. 365.

del bedienet, welches leichter angeht. Man macht einen Schnitt in die äußere Fläche des Gelenkes, entblößet die Kapsel, die Kniescheibe, das von der Kniescheibe an das Schienbein laufende Band, und das äußerliche oder innerliche Seitenband. Alsdenn schabt man die äußere Fläche der Kapsel und des Bandes ab, und sticht mit einer Nadel in die innere Fläche, so daß die Spitze derselben in die Haut selbst geht. Auf solche Art hat man keine Empfindung eines Schmerzes von dem Thiere verspüret, bis die Spitze der Nadel durch die Kapsel des Gelenkes hindurch gewesen, und in das unter der Haut liegende zellichte Gewebe gedrungen. Ich habe diesen Versuch mit dem Messer und der Nadel gemacht, und öfters wiederholet.

Daher scheint es aus den erstaunlichen Schmerzen, welche Leute, die mit dem Podagra oder der Gicht behaftet sind, ausstehen müssen, daß der Sitz des Schmerzes, welchen man in der unempfindlichen Kapsel vergebens sucht, und an einem solchen Orte auch nicht findet, wo entweder gar keine, oder doch gewiß sehr schwerlich Nerven gezeiget werden können, in der Haut selbst, oder in den unter der Haut liegenden Nerven sey. Und die Natur hat billig die Empfindlichkeit von einem solchen Orte, wo eine beständige Bewegung vorgeht, weglassen wollen. Daher schreibe ich, wenn die Wunden in den Gelenken schwer heilen, solches der zufließenden ranzichten und faulenden Klebrigkeit zu, welche die Wunde der Kapsel nicht zuheilen läßt. Bey dem Hunde ist sie, obgedachtermaßen, nicht schwer geheilet.

Etwas

Etwas ähnliches von den Bändern und Kapseln ist das Knochenhäutchen; und bey einer Frucht, wo dieses dicke und fleischichte Häutchen von Knochen zu Knochen in einem Stücke fortgeht, und in der Mitte das Gelenke in sich fasset, ist alles eins. Daher ist es mir gar nicht wunderbar vorgekommen, daß es die Natur derselben an sich hat, und ebenfalls unempfindlich ist. Ich habe unzählige Versuche am Schienbeine, am Dickbeine, an der Ferse, am Mittelfuße (Metatarsus), und endlich am Hirnschalenhäutchen, welches von der Art des Knochenhäutchens ist, angestellt.

Die Aerzte, Zergliederer b) und Wundärzte, welche anders denken, und ihre Meynung von den Alten herhaben, werden mir vergeben, daß ich ihnen hier widerspreche: sie werden das, was ich hier behaupte, und das fast wider die Meynung des ganzen menschlichen Geschlechts ist, nicht verwerfen, wenn sie den Ursprung der angenommenen Meynung in Erwägung ziehen, und unsere Versuche und Erfahrungen mit denen vergleichen wollen, woraus diese Meynung entsprungen ist. Ich habe wohl hundertmal das Knochenhäutchen gerissen, geschnitten, gebrannt, und das Thier ist ruhig geblieben, die jungen Zieckelchen haben ohngeachtet dessen gesogen, da sie doch, als man mit an die Haut gekommen, geschrien und Convulsionen bekommen haben. Ich sehe aber auch, daß Herr W. Cheselden bereits vor mir behauptet hat, daß das Knochenhäutchen unempfindlich sey.

N. 2

Man

b) Winslow. tr. des os frais n. 60. Clopton Havers. Nesbit human. osteogen. p. 6. Phil. Ad. Boehmerus osteolog. p. 31. Duverney tr. des Malad. des os II. p. 431.

Man darf sich auch nicht wundern, daß ein Theil nicht empfindet, in welchem ebenfalls keine Nerven gezeigt worden; und Robert Nesbit c) schweigt selbst davon stille: wiewohl er aus der vorausgesetzten Empfindlichkeit des Knochenhäutchen auf die unsichtbaren Nerven, die er nicht beweisen konnte, schließt. Denn die vielen Nerven, welche auf dem Hirnschalenhäutchen liegen, kommen nicht von dem zehnten, sondern von dem zweiten Paare der Halsnerven; sie laufen von den dritten und fünften Nerven zur ganzen Haut des Kopfes, und theilen derselben ihre Empfindlichkeit mit.

Ueber die Empfindung der Knochen ist gestritten worden, und ich habe auch keine eigene Erfahrungen hiervon: denn es ist schwer, bey der grausamen Pein, welche bey entblößten Knochen nicht wegbleiben kann, neue Schmerzen zu unterscheiden. Daß die Zähne Empfindung haben, ist bekannt; eben die Ursache aber, welche mich überredet, daß in den Zähnen Empfindung ist, überredet mich zugleich, daß in den Knochen keine ist. Denn man kann die kleinen Nerven, wo sie in ihr Loch hineingehen, leicht zeigen. Ich habe bey großen Knochen niemals einen Nerven gefunden d), welcher mit der Puls- und Blutader durch den Kanal des Knochens gegangen wäre; und meine vielen Untersuchungen der Pulsadern mußten mich doch auf Nerven geführet haben, wenn welche vorhanden wären; wenigstens in der so weiten und entblößten

c) Am angeführten Orte.

d) *Nervi ad ossa nulli Riolan. Enchirid. p. 425. Al. Montoo. l. c. p. 16.*



blößten innern Fläche der Hirnschale, und in den zubereiteten Stücken der nährenden Pulsadern des ganzen Körpers. Zwar schreibt Anton Deidier e), daß die in ein Fleisch aufgelöseten Knochen eine gewaltige Empfindung hätten. Allein bey einer so großen Krankheit kann leicht ein Irrthum vorgegangen seyn: und Franz Imbert f) ist ein gegenseitiger Zeuge hiervon. Ich habe in der That bey sehr gesunden Menschen, die wohl bey Sinnen gewesen, die Hirnschale, ohne daß sie Empfindung gehabt, mit dem Trepane durchbohren sehen.

Daß das innere Mark stark schmerze, haben die meisten, als H. von Deventer g), Ambrosius Pareus h), und Joseph Duverney i) geschrieben: allein es ist sehr unwahrscheinlich, sowohl weil es eine Fettigkeit ist, als weil niemand Nerven in dem Marke gesehen hat.

Von der Art des Knochenhäutchens ist das harte Häutchen, welches sowohl das Gehirn bedeckt, als über den Knochen gespannt ist, und durch Gefäße anhängt, auch in Vertiefungen (puteos) der Hirnschale Pulsadern abgiebt, so wie die Pulsadern von den Knochenhäutchen in die Vertiefungen der Ansätze (Epiphyses) der Knochen zu gehen pflegen. Wenn also gleich die Zergliederer diesem Häutchen einen prächtigen Namen geben, wenn ihm gleich

2 3

Anton

e) anat. raif. p. 6. 7.

f) Quaest. med. XII. p. 33.

g) van Beenfickten p. 80.

h) administr. anat. p. 83.

i) Mem. de l'acad. des Scienc. 1700. p. 205. wobey auch eine Erfahrung angeführet wird.

## 246 Von den empfindlichen Theilen

Anton Pacchio oder George Bagliv eine dem Herzen ähnliche Kraft zuschreibt; wenn gleich die Aerzte gemeiniglich den Sitz der schweresten Krankheiten in dieselbe setzen: so ändern diese Meynungen doch die ewige Natur der Dinge nicht.

Ich habe andernwärts gezeigt, daß das harte Häutchen, wie die übrigen Decken des menschlichen Körpers, aus dem dichter gewordenen zellichten Gewebe entstehe k): welche Analogie auch Herrn Joh. Gottfr. Zinns, eines fleißigen Zergliederers und unsers werthesten Freundes l), ingleichen J. George Zimmermanns m) und endlich meine eigene Erfahrung, vielfältig bestätigt haben; daß nämlich dieses harte Häutchen, welches eine ihren Abstammungen nicht unähnliche Mutter ist, mit Vitriolöle, Spiesglasbutter, Salpetergeiste, gebrannt, mit dem Messer geschnitten, oder mit einer Zange zerrissen, und auf alle Art und Weise verletzt werden könne, ohne daß das Thier etwas dabey leidet, oder die geringste Empfindung einer Gewaltthätigkeit zu erkennen giebt. J. G. Zinn, und unser berühmter Mitbruder, J. Friedrich Meckel, haben bey einem Menschen, bey dem durch den Beinfresser der Hirnschale die harte Hirnhaut entblößt worden war, gleichfalls unempfindlich gefunden. Allein auch die ältern Aerzte, als J. B. Carcan n), und vor ihm Galen selbst, sind, wenn sie geschrieben, daß die harte Haut die

schärf-

k) Prim. Lin. physiol. n. XI.

l) Experim. circa corpus callosum cerebellum etc. Götting. 1749. p. 28. sqq.

m) p. 6. l. c. etc.

n) De vulner. cap. p. 139.

schärfsten Arzneien vertragen könne und erfordere, ohne Zweifel durch die Erfahrung selbst erinnert worden. Daß aber die Decke des Gehirns kein Muskel sey, zeigt die Vergleichungsanatomie. Bey dem Zitterfische (Torpedo) ist die harte Hirnhaut so hart als Knorpel o).

Da dieses Häutchen so unempfindlich und so unbeweglich ist, wer kann glauben, daß der Sitz der Kopfschmerzen darinnen sey, oder daß es durch seine Kräfte dem Herzen die Geister zuführe? Die französischen Wundärzte haben daher mit Rechte die Kühnheit, und schneiden dieses Häutchen ohne Bedenken auf, so oft als ausgetreten Blut oder Eiter darunter liegt. Man kann auch den Sitz der Hirnwuth (Phrenitis) oder der Tollheit nicht wohl in die harte Hirnhaut setzen, wo man nicht behaupten will, die Mängel dieses Häutchens schaden dem daran liegenden Theile des Gehirns.

Es wird nicht unnütze seyn, wenn wir hier ein wenig von dem Wege abweichen. Daß bey dem allen das Gehirn eine Bewegung habe, und daß dasselbe wechselsweise auf und niedersteige, behauptet J. Daniel Schlichting p) wider die Sophisten, und ist auf die Leute, welche das Gehirn unter die unbeweglichen Theile des Körpers setzen, nicht mittelmäßig böse. Ich wundere mich über die Kühnheit dieses Mannes, da ich gewiß gewußt, wie fest die harte Hirnhaut an der Hirnschale hängt, und wie voll gepropft der ganze Kopf ist, daß nichts weiter hinein

2 4

kann:

o) Steph. Lorenzini.

p) Memoir. présentés T. I. p. 114. sqq.

kann: und ich glaubte, man könne ihn zwar nicht durch das Ansehen anderer Schriftsteller, oder aus Gründen (a priori) widerlegen, jedoch aber ihn mit den Waffen selbst angreifen, mit welchen er uns bestrittet. Ich machte daher bey Hunden Löcher in die Hirnschalen, welches mit einem spitzigen Meißel und Hammer ziemlich bequem, und besser als mit dem Trepan, wodurch auch das Gehirn in einem weitem Umfange entblößet wird, geschehen kam. Ich habe den Versuch an Hunden, Bockén, Ratten, Fröschen, Kagen und andern Thieren oftmals wiederholt, und in der harten Hirnhaut, oder vielmehr in dem ganzen Gehirn eine Bewegung gefunden, dergleichen Schlichting beschrieben. Ich habe nämlich wahrgenommen, daß das Gehirn bey dem Ausathmen in die Höhe, und unter dem Einathmen nieder steigt. Ich habe es, glaube ich, wohl zwanzigmal gesehen: denn ich habe bloß wegen dieser Bewegung wohl über dreyßig Versuche angestellt, und sowohl ich, als Herr Walsdorf, welcher von diesem Versuche ehestens ein besonderes Werkchen schreiben wird, haben dieselbe gesehen.

Diese Sache machete keinen geringen Eindruck bey mir; nicht etwa weil es mich verdroß, daß ich widerlegt war: denn sollte ich mich nicht freuen, so oft als ich einen Irrthum ablege, und das Wahre, als das Schönste aller Sachen, gleichsam in einem neuen Lichte sehe?

Ich war unzufrieden, daß ich keinen Grund einsah, wie das Athemholen mit der Bewegung des Gehirns in einer Verbindung stünde: denn wir empfinden ein Misvergnügen, wenn wir eine Sache so

wenig

wenig begreifen, daß sie uns gar andern Dingen zuwidersprechen scheint.

Allein eine wiederholte Beobachtung hat allen diesen Widerspruch aufgehoben. Die harte Hirnhaut und auch das Gehirn, bewaget sich nicht, wenn man nicht die Hirnschale wegnimmt, und folglich das wenige Hinderniß aus dem Wege räumt, welches dieser Bewegung des Gehirns bey einem lebendigen und gesunden Thiere widersteht. Schlichting gestehet selbst, daß es nicht bewegt werde q). Ja die Bewegung im Gehirne zeigt sich erst lange nicht, bis man die harte Hirnhaut mit dem Finger oder einem Instrumente von der Hirnschale losmacht, und dadurch von dem Zusammenhängen mit den Knochen der Hirnschale, wodurch sie unbeweglich gemacht wird, befrehet. Man kann auch von dieser Uebereinstimmung des bewegten Gehirns mit dem Athemholen nicht auf einen lebendigen und gesunden Menschen schließen. Denn wenn sich die harte Hirnhaut nicht bewegt, so lange als sie fest an der Hirnschale hängt, und wenn nur erstlich alsdenn das Gehirn bey dem Ausathmen in die Höhe gehoben wird, wenn die harte Hirnhaut von der Hirnschale abgelöst ist: so beweist die Erfahrung nichts von dem Zustande eines gesunden Menschen, bey welchem dieses Häutchen allezeit an der Hirnschale hängt.

Ferner so habe ich gefunden, daß dieses in dem Gehirne nichts besonderes ist; sondern bey wiederholten Versuchen gesehen, daß sich beyde Stämme der Hohlader in der ganzen Brust und dem Unterleibe,

N. 5

q) An angeführtem Orte p. 116.

leibe, die Schlüsselblutadern (Subclaviae), der obere Theil der Leberader (Basilica), und endlich die Drosseladern (Jugulares), ebenfalls wechselsweise bewegen, und daß ihre Bewegung beständig mit dem Athemholen übereinstimmt. Denn alle diese Blutadern schwellen bey dem Einäthmen auf, und sehen von dem durchscheinenden Blute viel blaulichter aus: sie werden aber offenbar platt, bleich und leer, so bald als das Thier Athem holet. Was also J. D. Schlichting gesehen, ist dem Gehirn im geringsten nicht eigen, und scheint einzig und allein von der Leichtigkeit herzurühren, mit welcher das Blut aus der rechten Herzkammer in die erweiterte Lunge läuft: daher leeren sich auch, wenn Athem geholet wird, die Hohladern in das Ohr und in die rechte Herzkammer, welche alsdenn geraumer ist, aus r). Unter dem Ausäthmen geschieht in allen das Gegentheil; die zusammen gepreßte Lunge widersteht dem Herzen, und das Blut des Herzens widerstrebet dem Blute der Glieder: daher schwellen die großen Blutadern, unter welchen die Drosseladern sind, so sehr auf, und das Gehirn wird von dem zurück gehaltenen Blute so stark aufgetrieben s). Es ist uns nicht unbekannt, daß durch ein lange anhaltendes Einäthmen, welches nach unserm Willkühr geschehen kann, selbst das Blut, welches sich durch die Lunge bewaget, aufgehalten wird t). Nur das aber behaupten wir, daß bey dem natürlichen Laufe des Athems

r) prim. lineae physiol. n. 292.

s) An angeführtem Orte n. 297.

t) Eben das. n. 294.



Athemholens das Blut zu der Zeit, da wir einathmen, leichter in die Lunge kömmt: wiewohl nach Erfüllung derselbigen und verhinderten Durchgange des Blutes in die linke Herzkammer, endlich diese von dem Einathmen entstandene Beschaffenheit der Lunge, sowohl eine allzu große Erweiterung der rechten Herzkammer, als in den Blutadern eine Störung des Blutes verursacht.

Es wird mir erlaubt seyn, nur noch dieses beizufügen, daß die Aderhöhle, welche längst dem sichelförmigen Fortsate hinläuft, nicht schlägt, auch wenn die Hirnschale weggenommen ist; und daß auch ihr Blut, wenn ein Schnitt in dieselbe gemacht wird, nicht sprungweise heraus läuft, sondern in einem beständigen gleichen Flusse, wie bey den Blutadern zu geschehen pfleget, bleibt. Was also anderwärts wider das Schlagen der Aderhöhlen des Gehirns von mir geschrieben worden u), wird hier durch diese Erfahrungen bestätigt. Allein auch bey der harten Hirnhaut, die voll Gefäße ist, und überall von Blutadern starret, die sie abgiebt, und welche vornehmlich aus der Oberfläche der großen Aderhöhle heraus gehen, ist nichts von dem Wachse in der Aderhöhle gefunden worden, wovon doch die Pulsadern so stark aufgeschwollen waren.

Nach den Aerzten aus der stahlianischen Schule, und anderer, vornehmlich dem Gohl, denen die Lebensgeister verhaßt sind, soll sie die Natur der Nerven so weit besigen, daß die Hirnhäute selbst das Werkzeug der Empfindung wären, und wenn sie von den  
Gegen-

u) Comment. ad instit. Boerb. n. 235.

Gegenständen erschüttert würden, wie die Saiten zitterten. Diese Theorie bin ich auf mancherley Weise durchgegangen, und habe sie widerleget; und ich sehe, daß meine Beweise nicht nur dem gelehrten Hrn. Malcolm Flemming gefallen haben, sondern auch, daß die neuesten Vertheidiger der Meinung sind, daß die Seele den Körper regiere, die verstorbenen Geister wieder annehmen: worinnen ein neuerlicher Schriftsteller von der andern Secte, Robert Whytt, selbst bestimmt.

Indessen hatte ich noch einen vollkommenern Beweis, daß das Vermögen der Empfindung, was für eines es auch wäre, nicht in den Häutchen der Nerven sey. Und von der harten Hirnhaut ist, wie ich genugsam weiß, klar, daß sie die äußerliche Umkleidung der Nerven nicht ausmache, und gleichwohl haben die meisten Zergliederer dieses Häutchen für die Umkleidung der Nerven gehalten. Es ist aber noch das dünne Hirnhäutchen übrig, welches die einzelnen Markschnürchen, die dem kleinsten Faden gleich sind, in sich faßt und umgiebt, dergleichen fast hundert in einem Stamme des fünften Paares der Nerven sind. Wenn ich zeigen werde, daß dieses dünne Hirnhäutchen ohne Empfindung sey, so scheint nicht ein Schatten eines Grundes übrig zu bleiben, warum man den Nervenhäutchen die Empfindung, welche in dem Marke ihren Sitz hat, zuschreibt. Ich habe einen Versuch an Hunden und Böcken angestellt, und ihn oftmals wiederholet.

Ich habe die harte Hirnhaut von der Hirnschale und von dieser Haut wiederum das dünne Hirnhäutchen entblößt: dieses habe ich mit Spiesglasbutter bestri-

bestrichen, denn das Vitriolöl verschlingt gleichsam die Häutchen zu begierig und verzehrt sie; mit dem Messer aber läßt sich das dünne Hirnhäutchen schwerlich reizen, ohne das Gehirn dabei zu berühren. Das mit der glänzenden mercurialischen Rinde überzogene dünne Hirnhäutchen wurde verbrannt, ohne daß das Thier im geringsten gewehklaget, noch den Körper bewegt, noch Convulsionen bekommen hätte. Stach man aber in das Gehirn, es mochte nun langsam oder geschwind geschehen, so erfolgten die heftigsten Convulsionen, welche den Körper des armen Thieres fast wie ein Bogen zusammen krümmeten.

Wenn das dünne und harte Hirnhäutchen, wenn das Knochenhäutchen, ohne Empfindung ist, so scheint auch offenbar zu seyn, daß die andern Häutchen ebenfalls nicht empfindlich sind. Und da ich auch zu dem Ende das Darmfell von den geraden Muskeln entblößet, welches von mir oft wiederholet worden; da ich das Ribbenfell von den Muskeln zwischen den Ribben und den Nerven befreyet, welches zwar ein schwerer Versuch ist, den ich aber doch einigemal gemacht, und zwar sehr glücklich an einem Zieckelchen, welches ein gelassenes Thier ist; da ich ferner in den Herzbeutel (Pericardium) geschnitten oder denselben gereizet: so habe ich nicht die geringste Empfindung, noch die geringste Veränderung bey dem Thiere wahrgenommen. Herr Storch hat, als demselben das Darmfell mit einer dreschneidigen Nadel durchstoßen worden, nichts gefühlet, wie aus der aufgezeichneten Historie seiner Krankheit, woran er gestorben, erhellet. Ich höre so viele gelehrte Männer hierwider schreyen, welche

den

den Sitz des gewiß sehr heftigen Schmerzes bey dem Seitenstechen in das Ribbenhäutchen gesetzt haben, und denen wir die Gründe ihrer Meinung selbst untergraben, wenn wir behaupten, daß das Ribbenfell ohne Empfindung sey. Was kann ich aber anders erzählen, als was ich gesehen?

Es darf auch niemanden allzu widersinnisch scheinen, was wir einigen Krankheitslehrern entgegen setzen. Hermann Boerhaave x) hat vorlängst bemerkt, daß das Ribbenfell, wenn wir einäthmen, vielmehr erhoben werde, indem die Ribben näher zusammen kommen, und deren Zwischenräume sich vermindern; da sie hingegen bey dem Ausäthmen von einander gezogen werden, und das Ribbenfell ausgedehnet wird. Bey dem Seitenstechen aber haben die Patienten, wenn sie einäthmen, Schmerzen: sie haben daher Schmerzen, wenn das Ribbenfell weniger leidet, und hingegen weniger Schmerzen, wenn es ausgespannt wird.

Unser großer Lehrer pflegte daher den Sitz des Seitenstechens nicht in das Ribbenfell zu setzen; er fügte hinzu, daß die Muskeln, welche die Ribben anziehen, dabey entzündet zu seyn schienen: uns aber ist hinlänglich, wenn wir sagen, daß die größten zwischen den Ribben befindlichen Nerven, es mag nun seyn auf was für Art es wolle, leiden.

Von dem Mittelfelle (Mediastinum) ist ebenfalls außer Zweifel, was von dem Ribbenselle geurtheilet worden; weil es überdieß sehr zart und dem Neße sehr

x) In den Vorlesungen, die unter dem Titel: Praxis medica 1745. herausgekommen sind, T. IV. p. 162.

sehr ähnlich ist. Denn alle diese Häutchen sind ohne Nerven, und von der Natur des zellichten Gewebes: sie sind also billig ohne Schmerz.

Wir wollen mit Untersuchung der Häutchen weiter gehen. Die Puls- und Blutadern scheinen nicht zu schmerzen; sie scheinen, sage ich: Denn wenn man einen Nerven reizt, oder anfaßt, so wehklaget das Thier; wenn aber eine Pulsader ergriffen wird, so empfindet es nicht. Ich will hierbey der Nerven nicht vergessen, welche in den Häutchen der Hals- Zungen- Schlaf- Schlund- Lezzen- thyroideischen Pulsader (*Arteria carotidis, lingualis, temporalis, pharyngea, labialis, thyroidea*) und Aorte bey dem Herzen von uns gezeigt zu werden pflegen, auch nicht weiter zu gehen scheinen. Es ist billig zu glauben, daß an diesen Orten die Pulsadern empfinden, in so fern Nerven an denselben liegen; übrigens aber eine stumpfe oder gar keine Empfindung haben. Die Menschen selbst, denen ich die Pulsadern habe unterbinden lassen, und deren es nicht wenige gewesen, haben niemals über das Band wenn es angezogen worden, geklaget.

Daß die Häutchen des Magens und der Gedärme, welche die Natur der äußerlichen Haut an sich haben, empfindlich sind, versteht sich leicht. Solchergehalt ist das nervichte Häutchen der Blase, die auch von der Haut selbst abstammt, und von der Natur der Harngänge, Mutterscheide und Gebährmutter ist, empfindlich.

Daß das Herz auch empfindet, erhellet nicht aus meinen, sondern aus anderer Erfahrungen: es ist aber auch ein Muskel und hat Nerven. Ich selbst habe

## 256 Von den empfindlichen Theilen

habe keine Erfahrung davon: denn bey einem Thiere, dem man die Brust öffnet, kann man sich kaum Hoffnung machen, daß es bey einer so großen Marter von einer andern leichten Empfindung gerührt wird.

Hingegen was die eigentlichen Eingeweide anbetrifft, die Lunge, die Leber, die Milz, die Nieren, so habe ich aus Erfahrung, daß sie entweder gar keine, oder doch eine sehr stumpfe Empfindung haben: denn ich habe bey allen, wenn ich sie gereizet, oder Stückchen davon heraus geschnitten, oder mit dem Messer hinein gestochen, nichts ähnliches einer Empfindung erfolgen sehen. Hiervon können die Versuche des Herrn J. G. Zimmermanns y), welche dieses ebenfalls bestätigen, nachgesehen werden. Daher kommt es, daß die Geschwüre in der Lunge unschmerzhaft sind, und ein in den Nieren befindlicher Stein öfters sehr lange Zeit verborgen bleibt, und nicht erkannt wird.

Wollte jemand einwenden, diese Eingeweide hätten Nerven; so werde ich darauf antworten: diese Eingeweide scheinen nicht ganz und gar ohne Empfindung zu seyn; diese Empfindung ist aber stumpf, wie in einem jedweden Theile, der in Ansehung seiner Größe sehr wenig Nerven hat. Denn alle Eingeweide haben große Gefäße und kleine Nerven; auch die Leber, die Milz und die Nieren besonders.

Die Drüsen überhaupt haben eine stumpfe Empfindung, die sie von den Nerven, welche sie öfters durchlaufen, bekommen. Daher sind die Verhärtungen

y) An angeführtem Orte p. 17.



tungen und Sackgeschwülste (tumores cystici) un-  
schmerzhaft. Und es ist zu verwundern, daß nur  
neulich Herr Theophilus von Borden, ein schar-  
fer Richter anderer Schriften, viele Nerven der Drü-  
sen als ausgemacht voraus setzen, und auf dieser  
Voraussetzung ein ganzes Lehrgebäude errichten kön-  
nen, in welchem gelehret wird, daß die Drüsen ihren  
Saft nicht durch eine Zusammenpressung, sondern  
durch eine Reizung abscheiden. Daß aber in die  
größten Drüsen, und die Brustdrüse (Thymus)  
keine Nerven laufen, welche bekannt wären, daß die  
thyroidische Drüse kleinere Nerven habe, als irgend  
ein Muskel, der zehnmal kleiner ist, und daß es keine  
Drüse giebt, die einen größern Nerven bekommt, läßt  
sich leicht zeigen. Ferner so wird man auch finden,  
daß bey offenem Munde, ohne den geringsten Hun-  
ger nach Speise der Speichel bloß von dem Antriebe  
des zweybäuchichten Muskels hervor quillt, wovon  
die Erfahrung leicht anzustellen ist. Die Brüste  
sind von der Art der äußerlichen Haut und überhaupt  
nervicht.

Das männliche Glied ist, weil es hauticht und  
nervicht, empfindlich, und übertrifft in Ansehung der  
vielen Nerven leichtlich alle andere Theile des Kör-  
pers. Die Zunge hat eine scharfe Empfindung,  
daher fühlt sie nicht nur, sondern schmeckt auch, und  
ist mit sehr starken Nerven versehen. Eine gleiche  
Empfindlichkeit hat auch das Auge, vornehmlich das  
netzförmige Häutchen, welches so gar von dem Lichte  
verlehet wird, wie man aus dem Schmerze und aus  
der Entzündung, die die blizenden Sonnenstrahlen  
nach sich ziehen, abnehmen kann. Auch das Ader-

Häutchen (Choroidea) und der Regenbogen scheinen Empfindung zu haben. Bey der Hornhaut aber sehe ich nicht, daß sie Nerven hat: denn sie kann öfters ohne Schmerz mit einer Nadel durchstochen werden; daß auch die Empfindung nicht so wohl in dem Regenbogen, als vielmehr in dem neßförmigen Häutchen sehr scharf sey, beweise ich folgendermaßen. Man öffne einem lebendigen Thiere mit einer spizigen und dünnen Nadel die Hornhaut; man reize oder zerschneide den Regenbogen, so wird er sich nicht so sehr zusammenziehen, als wie er sich von der geringsten Hinzufunft eines neuen Lichtes zusammen gezogen haben würde. Man sieht daher, daß der Regenbogen nicht deswegen enger wird, weil er selbst empfindlich ist; sondern deswegen, weil das neßförmige Häutchen leidet. Eben dieses erhellet aus dem schwarzen Staar (Amaurosis), da der ganze Regenbogen unbeweglich ist, weil der Sehenerve unbrauchbar geworden, und daher das neßförmige Häutchen die anstossenden Lichtstrahlen nicht empfindet.

Endlich so muß wohl der Sitz der schärfsten Empfindung in dem Nerven, als der Quelle aller Empfindlichkeit seyn. Denn wenn man denselben berührt, reizet, ja nur bindet, so ist es demjenigen, welcher es nicht erfahren, unglaublich, was für eine große Beängstigung und Schmerz die Thiere zu erkennen geben. Und ich habe erfahren, daß bloß durch Unterbindung der größern Nerven, nicht allein des achten Paares, sondern der Glieder selbst, nach einigen Tagen die Hunde gestorben; woraus ich selbst mehr als jemals die Unterbindungen solcher großen Nerven bey Ablösung eines Gliedes zu fürchten angefan-

gefangen. Ein zerschnittener Nerve aber hat, wenn man ihn unter dem Orte, wo er durchschnitten worden, gereizet, bey dem Thiere keine beschwerliche Empfindung erregt. Es scheint daher nicht, daß die Empfindung durch das Zusammenlaufen des einen Nerven in den andern (Anastomosis) fortgepflanzt werde.

Wir haben also gesehen, welche Theile empfindlich sind; die Nerven nämlich, und die Theile des Körpers, welche viele Nerven haben: diese aber verlieren alle ihre Empfindlichkeit, so bald als der Nerve, der in einen solchen Theil geht, gedrückt, unterbunden, oder zerschnitten wird. Die Versuche sind so bekannt, daß es hinlänglich seyn wird, wenn ich meine Leser auf die Erläuterungen über den Boerhaave verwesse z). Der Nerve empfindet also allein, und bey dem Nerven weder das harte, noch das weiche Häutchen; sondern einzig und allein die markichte Substanz, welche aus dem Gehirne kömmt, und vom dem weichen Hirnhäutchen umkleidet wird.

z) De irritabilit. n. 284. not. g.

Der II Abschnitt folget künftig.



\*\*\*\*\*

II.

Herrn Anton Leprotti

Gendschreiben

an Hrn. Jacob Bartholomäus Beccari,

von

einer Beutelgeschwulst

an der

eigenen Lungenschlagader und andern  
anatomischen Wahrnehmungen.

Aus den Comment. Bonon. T. I. pag. 345 ff.

Mein Herr!

**D**as Andenken der besondern Gemogenheit, die  
sie für mich hegen, ist mir jederzeit höchst  
angenehm: und ich wollte daher sehr wün-  
schen, daß sie ehigestern hier gewesen wären. Denn,  
gleichwie sie, als ich mich zu Bologna aufgehalten,  
unsere anatomischen Uebungen gütigst benzuwohnen  
pfliegten: so würden sie jetzt eine, meines Erachtens  
sehr seltene, mir aber und dem wackern Herrn Jo-  
hann Bianchi, dessen vortreffliche Gemüthsgaben  
ihnen vollkommen bekannt sind, ganz neue und uner-  
hörte Zergliederung nebst uns gesehen haben. Wir  
haben

haben nämlich eine Beutelgeschwulst an der eigenen Lungen Schlagader (arteria bronchiali) angetroffen, die mit einer Blutgeschwulst begleitet war. Von dieser nun habe ich mich entschlossen, ihnen sogleich Nachricht zu ertheilen, damit sie sehen, daß es mir niemals an Bereitwilligkeit fehle, ihnen zu dienen. Daß ich aber nicht, ich sage nicht lateinisch, sondern italienisch schreibe, ungeachtet ich dieses die ganzen vierzehn Jahre, da wir uns doch, wie es die Gelegenheit mit sich gebracht, öfters durch Briefwechsel mit einander besprochen haben, niemals gethan habe: dieses geschieht in der Absicht, um mich bequemer und kürzer auszudrücken; weil ich glaube, die anatomischen Kunstwörter würden mir, wegen der hergebrachten Gewohnheit, sie lateinisch zu lernen, leichter befallen. Es haben mich aber auch noch andere Ursachen von dieser Sprache abgeschreckt. Doch dero unglaubliche Stärke und Liebe gegen mich richtet mich auf und machet mir Muth.

Da wir aus gewissen Zeichen voraussahen, daß der Sitz der Krankheit im Oberleibe wäre: so zergliederten wir fast nichts als dessen Höhlen. Wir öffneten also zuerst die rechte Seite, weil wir glaubten, daß diese ohne Mangel wäre; damit wir desto sicherer und leichter zu der entgegengesetzten schadhaf-ten kommen konnten. Hier nun fanden wir einiges blutiges Salzwasser, und der untere Lappen der Lunge war an das Zwerchfell angewachsen: die zween übrigen Lappen aber waren gleichsam mit starken Bänden, wie man öfters beobachtet, an die Ripben befestiget. Als wir hernach die linke Seite öffneten, fanden wir sehr vieles Blut. Denn da wir das Brustbein auf-

huben, fieng der dünnere und wässerichte Theil des Blutes an heraus zu laufen, welcher auf dem dickern und bereits geronnenen schwamm, wie bey dem Blute, welches sich nach einem Aderlasse gesetzt hat, und kalt worden ist, zu geschehen pflegt. Nachdem wir dieses ausgeschöpft hatten, sahen wir, daß die Lunge, welche dem Augenmaasse nach fast um den dritten Theil kleiner als die rechte war, an die Ribben durch die bereits gedachten Bänder, und vermittelst der Beutelgeschwulst, die ich wegen der Aehnlichkeit der Substanz nicht besser als Parenchyma zu nennen weiß, wie auch unser Herr Bianchi für gut befand, sehr fest an das Zwerchfell angewachsen war. Dieses Parenchyma, welches, wo es am dicksten, über zween Quersfinger dick war, umgab den aufwärtsgehenden Schlund, nebst der Luftröhre und den aufsteigenden Blutgefäßen, bis an die Schlüsselbeine; heruntwärts aber lief es über die Aorte und das nervichte Stück des Schlundes hinweg, bedeckte besonders den linken Theil des Zwerchfelles oben und unten, gieng bey dessen äußern Anhängen in den Bauch, und hieng an der obern Seite des Magens an, vier Quersfinger von dem Orte, wo der Schlund in denselben eingefüget ist. Als wir daher den Ort sucheten, woher eine solche Menge frisches Blut gekommen war, so konnten wir denselben nicht finden, bis wir den Herzbeutel, in welchem, wie natürlicher Weise zu geschehen pflegt, etwas wenigens von Feuchtigkeith enthalten war, aufgeschnitten, und den Anfang der Aorte entblößet hatten. Diese nun schnitten wir hernach unter ihrem Bogen der Länge nach auf, und fanden, als wir den Finger hineinsteckten, ein Loch, welches der Luftröhre gegen



gegen über war, nämlich da, wo die Schriftsteller angegeben haben, daß die eigene Lungenschlagader in sie hineingeht, und welches zur linken Höhle der Brust gehörte. Wir urtheilten also, das Blut wäre aus diesem Orte, oder aus diesem Loche herausgeschossen; weil die Worte, als wir durch die gemachte Oeffnung hineinsahen, innerlich allervvegen unverletzt war: und es fand sich bald hernach auch wirklich so. Indessen dachte ich, (denn sie werden erlauben, daß ich bey einer dunkeln Sache das thue, wodurch ich ihnen meine Meynung besser erklären kann) ich dachte, sage ich, die eigene Lungenschlagader wäre ehemals bey ihrem Anfange zersprenget oder sehr geschwächet worden, und das Blut wäre daher durch die Zwischenräume der Fasern und Häute, aus welchen die Luftröhre, der Schlund, und die andern umliegenden Theile bestehen, sowohl aufwärts als unterwärts an der Worte und dem Schlunde hingelaufen, worauf es nach und nach geronnen, und theils in Fasern, wie es seine Art ist, theils in Klumpen verwandelt worden. Wenn sie sich dieses vorstellen, werthester Herr Beccari, so werden sie vielleicht die Sache begreifen, die ich, da ich sie erklären will, nicht zu erreichen glaube. Ich muß ihnen also noch dieses sagen, daß bey dieser Person das in die Zwischenräume der Haut ausgetretene Blut nicht zu einem Stücke Fleisch geworden, wie wir ehemals bey Herzgewächsen (Polypis) gesehen haben, bey denen gleichsam viele Schichten Fleisch über einander lagen. Denn der schwarze Theil dieses Blutes, welcher dem ganzen Parenchyma eben diese Farbe gab, konnte, ungeachtet er hart geworden war, im warmen Wasser gleichwohl leichtlich aufgelöst

werden; die Fasern aber, in welchen dieses geronnene Blut selbst enthalten war, waren ohne einige Ordnung allerwegen in einander geflochten, und umgaben die Aestchen der über den Schlund hinlaufenden Nerven. Das Parenchyma selbst aber steckte in einem dünnen und weißen Häutchen, das wir für das gemeinschaftliche und äußere dieser Theile hielten, durch welche das Blut gleichsam destilliret war. Vermittelt dieses Parenchyma hieng der Herzbeutel mit dem Zwerchfelle, die Lunge mit der herabsteigenden Aorte und dem Zwerchfelle selbst zusammen. Der nervichte Theil des Zwerchfelles aber war, wie schon gedacht, drey Quersfinger dicke, doch nicht an allen Orten, weil nämlich die Geschwulst, oder das Parenchyma, bey dem Loche des Schlundes dicker war, an den übrigen Theilen aber nach und nach abnahm. Ich muß hierbey noch erinnern, daß, ohne das Zwerchfell zu zerreißen, keine Trennung geschehen konnte. Daher glaubten wir, die Bluttheilchen wären in dessen Zwischenräumen angewachsen. Nunmehr wollen wir den Ort, wo sich die Schlagader zu erweitern angefangen hat, genauer betrachten. Die Mündung der eigenen Lungenschlagader war so weit, daß ich mit dem Daumen hineinkommen konnte. Sie machte einen dicken und gleichsam callösen Ring, der bey Berührung der Luftröhre nach und nach dünner wurde, so daß man sah, er sey vor kurzem zerrissen, wie man aus einigen kleinen herumhängenden Stückchen erkannte. In der Substanz dieses Ringes war eine andere Mündung eingeschnitten, die gleichwohl keine Oeffnung hatte, als wenn die eigene Lungenschlagader ehemals einen doppelten Ursprung gehabt hätte; welches

ches sich, wie die Schriftsteller erinnern, zuweilen ereignet. Hieraus scheint zu erhellen, wie hoch die Neugierde der Zergliederer, auch in Untersuchung der geringsten Dinge zu schätzen ist. Denn hätten sie uns diese Schlagader nicht kennen gelehret, so könnten wir den Ort dieser Beutelgeschwulst nicht so eigentlich anzeigen. Ueberdieses war die ganze Krümmung der Aorte weiter, als sie gewöhnlich zu seyn pflegt, doch aber nicht dünner. Ihre ganze innere Fläche aber, wie auch das ganze herabsteigende Stück, war mit weißen Flecken gesprengt, wie man bey dergleichen Fällen schon beobachtet hat: welche Flecke die innere Fläche sowohl rauh machten, als auch deutlich durch dieselbe äußerlich durchschienen. Wenn aber die innere Haut der Schlagader selbst von den andern abgelöst wurde, ließen sie sich leicht abschaben. Daher vermuthen wir, nach des Herrn Morgagni Regel, welcher gelehret hat, daß sich bey den Erweiterungen der Aorte, in ihren Hie und da versteinerten Häutchen, deutliche Zeichen eines zerfressenden Wesens äußern, daß diese Flecke in unserm Falle der Anfang eines Durchfressens gewesen. Das Herz war nicht gar groß. Die Ohren, besonders das linke, war klein und zusammengeschrumpft. In dem Eingeweide des Unterleibes haben wir nichts widernatürliches wahrgenommen, als daß die Milz runzlicht und klein war, auch äußerlich ungewöhnlich weißlicht aussah.

So viel kann ich ihnen von dem Sitze und der Art der Krankheit melden. Finden sie weiter etwas, und vielleicht werden sie durch meine Schuld noch viel dergleichen finden, was ihnen dabey noch dunkel

ist: so beliebten sie mich nur, wenn sie es der Mühe werth achten, darum zu befragen. Vielleicht werden sie durch ihre scharfsinnigen Fragen das, was ich im Sinne habe, herauslocken, und gleichsam herauspressen.

Nunmehr muß ich noch die Geschichte dieser Krankheit beschreiben, und dasjenige, was ich drey Tage vor des Kranken Tode, mit allem möglichen Fleiße beobachtet, als den Inbegriff der ganzen Krankheit, und besonders, was ich in Ansehung der Natur und Art schon den ersten von gedachten drey Tagen erfahren, und entdeckt hatte, berichten. Der Kranke war bey meinem Herrn, dem Cardinal von Wis, Läufer, drey und vierzig Jahre alt, sehr munter, dem Ansehen nach stark, mittelmäßiger und untersehter Statur. In der Jugend war er den Mauerern an die Hand gegangen, und hatte, wie er denn harter Natur war, und sich darauf viel einbildete, Lasten auf den Schultern getragen, zu welchen seine Kräfte in diesen Jahren kaum zureichten: bey welcher Gelegenheit er auch mehr als einmal von hohen Gebäuden herunter gefallen ist. Nachdem er erwachsen war, fieng er an, sich bey vornehmen Leuten in Dienste zu begeben, und ward für einen guten Läufer gehalten. Sechszehn Jahre darauf nahm er eine Frau, mit welcher er drey oder vier Kinder erzeugte, und gegen die er sich in täglichen Gesprächen über die Brust zu beklagen pflegte; gegen mich aber oft über viele Blähungen, Lenden- und Magenschmerzen, welcher Schmerz, seinem Berichte nach, bis an das Brustbein gieng, wie wir nicht selten bey hypochondrischen Zufällen zu bemerken pflegen: welchen Beschwerden

gen ich, so wie ich mir die Krankheit vorstellte, mit gelinden Arzneyen, oder Terpentin, oder bittern im Wasser abgekochten Kräutern abzuheilen gewohnt ward. Vermittelt dieser Hülfsmittel besand er sich binnen einigen Tagen besser, und verrichtete das Seine wie der Gesündeste. Allein dieses Jahr, da er wegen seiner Hausgeschäfte zwanzig Tage über Land gewesen war, während welchen er täglich viele Stunden durch Gebirge, die bereits mit Schnee bedeckt waren, reisen mußte, und für Brustweh nicht reuten konnte, kam er vorigen 14 Jenner sehr müde nach Hause, und legte sich, durch die Krankheit fast ganz entkräftet, ins Bette. Als ich ihn besuchte, erzählte er mir, er empfinde ein neues Schlagen in der Brust und in der Gegend des Brustbeines, Rückens und der Schulterblätter, zumal des linken, einen unerträglichen Schmerz, vor dem er nicht im Bette bleiben konnte, der aber etwas nachlasse, wenn er mit niedergebeugten Haupte auf dem Bauche läge, und warme Tücher auf den Rücken und die Brust legte; und er hätte diese Acht Tage durch weder Tag noch Nacht schlafen können. Er setzte hinzu, er hätte einen bittern Geschmack im Munde, und würde von Blähungen gequälet, die, wenn sie aufstiegen, durch eine ihm unbekannte Hinderniß, wie er sagte, zurückgetrieben würden; da er hingegen, wenn sie fortgiengen, große Leichterung verspürte; und er wäre drey Tage vorher, ehe er nach Hause gekommen, des Nachts von einem Froste über den ganzen Leib befallen worden, und wegen Versehung des Athems bald gestorben; hätte sich aber, nachdem er

so

so wohl Speise als eine bittere Materie von sich gebrochen, wieder erholet.

Dieses erzählte er mir von freyen Stücken. Das übrige entdeckte ich, indem ich ihn ausfragte und besah. Das Gesicht sahe nämlich wegen vielen Blutes bleyfarben aus. Die linke Drosselader schlug etwas; die rechte aber sehr stark. Er bekam des Tages zwey bis drey mal, so gar im Bette, einen kleinen Schwindel, nebst einem kalten Schweiß auf dem Kopfe. Die Füße erstarrten ihm am Tage öfters. Wenn er auf der Reise bergauf gegangen war, hatte er anfangs nicht zu Athem kommen können; hatte aber hernach, wenn die Brust, wie er sagte, nach und nach warm geworden, wie ein gesunder Mensch geathmet, und die Reise fortgesetzt. Das gedachte Schlagen in der Brust fühlte man nicht, wenn man die Hand auf das Brustbein oder den Rücken legte: Der Kranke mochte auf dem Rücken, oder auf dem Bauche, oder auf der Seite liegen. Das Herz aber schlug sehr matt, eben so, wie die Schlagadern an der Vorderhand; ungeachtet hier der Puls, wegen einiger Spannung der Häute der Schlagadern hart zu seyn schien, dergleichen wir gesäget (*serratum*) nennen könnten: doch erinnere ich, daß er ehemals einen sogenannten geschwungenen Puls (*vibratum*) gehabt hat. Dieses schrieb ich seiner Lebensart zu. Denn ich habe bey solchen Läufern, wenn sie übrigens gleich gesund gewesen sind, allezeit dergleichen Puls zu beobachten geglaubt. Damals aber war er ungleich, weil nämlich einige Schläge schwächer als die andern waren: aber niemals blieb er



er aus; doch war er allezeit selten (rarus). Die Achseln, desgleichen die Arme, hatten ihm in seinem Leben nicht wehe gethan. Indessen wagte ich es doch, wegen der Heftigkeit des Schmerzens, ob mich gleich die erst vor kurzem von mir entdeckte, aber wie ich beweisen kann, bereits allzuweit gekommene Krankheit, und die Mattigkeit des Pulses, hätten abschrecken sollen, ihm eine Ader öffnen zu lassen. Weil ich aber während der Zeit, daß das Blut lief, merkte, daß der Puls noch matter wurde, ließ ich aufhören und die Ader verbinden. Nachdem einiges Blut weggelassen war, sieng sich der Schmerz etwas zu vermindern und der Schlaf auf einige Stunden einzufinden an. Das weggelassene Blut war nicht sehr dicke. Den Tag vorher, ehe er starb, empfand man das Schlagen, wenn man die Hand auf des Kranken Brustbein legete, und er auf dem Rücken lag, wie etwas Klopsendes oder gleichsam schwappendes. Eben den Tag wurde er, als er sich, um etwas zu essen, im Bette aufrichten wollte, über das ganze Gesichte roth, und empfand über den ganzen Unterleib eine starke Hitze, und auf dem Kopfe einen kalten Schweiß. Bald darauf verlor sich alles dieses wieder, und er aß. Nach Verlauf des dritten Tages nach seiner Zurückkunft, als er zween oder drey Löffel frisches Wasser zu sich genommen hatte, (kaltes Getränke aber vermehrte, wie er gesaget hatte, das Uebel,) wurde er ohnmächtig, kam aber doch bald wieder zu sich: zwo Stunden aber darauf, welches der letzte Zufall war, verfiel er wieder darein, und gab den Geist auf. So viel mag hiervon genug seyn.

Nunmehr, da das Schreiben ohnedem schon die Gränzen überschritten hat, Sie aber alles gütig aufzunehmen pflegen, ich mag sagen, was ich will, werden Sie mir verzeihen, wenn ich dasselbe noch nicht schließe. Ich will ihnen daher Theils das melden, was ich wegen der von dem Rivin entdeckten Oeffnung des Trommelfelles, welche unser Herr Bünzchi nebst mir beobachtet hat, und wovon ich ehedem mündlich mit Ihnen gesprochen, und schriftlich genauere Nachricht zu ertheilen versprochen habe: Theils auch, besonders auf Anregen eben dieses Freundes, damit ich ihnen nichts, was wir bey dieser Zergliederung wahrgenommen, verhalte, was wir wegen der Klappe des Grimmdarmes bey diesem Leichname beobachtet haben.

Fürs erste nun haben wir, damit ich mein Wort halte, vor ungefähr drey Jahren, eines zehnjährigen Knabens Leichnam geöffnet. Dieser war ertrunken, und wir wünschten daher das zu erfahren, was andere versichert haben, daß die Lunge in diesen Fällen nicht mit Wasser erfüllet wird, und daß dergleichen Leute nur erstickten, weil sie nicht Athem holen könnten. Dieses nun bewies der Zufall des gedachten Knabens vollkommen. Denn da das Maul, wie bey Leuten, die mit dem bösen Wesen behaftet sind, die Luftröhre und die Nase voll Schaum waren, und die Spitze der Zunge zwischen den Zähnen steckte und abgebissen war, fand sich doch in der Lunge kein Tropfen Wasser, ja das Wasser war nicht einmal in den Magen gedrungen, in welchem wir nur ein wenig Feuchtigkeith fanden, die er kurz vor dem Zufalle, wie wir vermutheten, getrunken hatte. Als  
ich

ich nun, damit ich zur Sache komme, in dessen linken Ohre sachte über das Trommelfell mit einer Schweinborste hin und her fuhr, besonders an dem Orte, wo die Haut schlaff ist, und wo Rivin, wie uns Münnich belehrte, seine Oeffnung gefunden zu haben, gemeldet hat, zeigte sich, nicht anders, als wenn ich einen äußerlich gelegenen Deckel weggehoben hätte, auf einmal ein rundes Loch, welches doch unserer Vermuthung nach durch gedachte Borsten geöffnet und gemacht war. Allein, da wir dasselbe beyde genau betrachteten, sahen wir, daß es in seinem ganzen Umfange eine ringsförmige Figur, als wenn sie aus einem doppelten Häutchen bestünde, hatte; und daß diese ringsförmige Figur, ob wir gleich die in das Loch gesteckte Borste hin und her zogen, und wieder inne hielten, dennoch einerley blieb, und ihren Rand unverletzt behielt. Und ob wir gleich noch an andern Orten auf das Häutchen drückten, ich will nicht sagen, eben so geschickt, wie das erste mal, doch gewiß weit stärker, so konnten wir dasselbe doch nicht zerreißen: daher wir feste glaubten, wir hätten Rivins Loch gesehen. Ich muß aber hier nicht vergessen, daß dieser Knabe öfters Ohrenlauf gehabt, wie wir von denen, die ihn gekannt hatten, erfuhren, niemals aber schwer gehöret hatte. Vielleicht werden sie gerne wissen wollen, wie es mit dem rechten Ohre beschaffen gewesen? Das Trommelfell war bereits zerrissen worden, als wir den Gehörgang geöffnet, um zu demselben zu kommen. In dieses Jünglings Haupte fanden wir die Adern so wohl des dünnen, als des dicken Hirnhäutchens, nicht so wohl vom Blute als von Luft aufgelaufen.

Was

Was die Klappe des Gedärminganges anbelangt, so sahen wir deutlich, daß sie aus zwiefachen gleichsam halbenmondsförmigen Häutchen, oder Falten, (*valvulae conniuentes*) wenn man es so nennen will, oder, welches ich vielleicht mit Wahrheit sagen kann, aus Fortsätzen des Krummdarmes, die den Grimmdarm erhuben, bestand. Dieser ihre Ränder waren dicke genug, so daß ihre äußersten zurückgeschlagenen Fasern eben das zu thun schienen, was der bogenförmige Knorpel in den Augenlidern thut. Beide hatten eine ungleiche Höhe. Denn, diejenige, welche nach dem Grimmdarme zulag, war um den Rand höher, als die andern, die nach dem Blinddarme zulag. Sie stunden ein wenig von einander ab; doch so, daß sich die Spalte leicht verschließen ließ, wenn man nämlich den Rand der obersten ein wenig niederdrückete und nach der andern beugete. Denn alsdenn schlossen beide Ränder vollkommen an einander. Und wir glaubten, auf diese Art verschlosse sich die Luft oder das in den Grimmdarm gespritzte Wesen, den Eingang in den Krummdarm: wie wir erfahren, wenn wir auch nur mit der Hand darauf drücketen. Diese Ränder findet man nicht in allen Klappen des Grimmdarmes eben so stark, wie bey der igtbeschriebenen. Denn, unser oft belobter Freund hat sechs bis sieben Stücke Gedärme von Menschen verschiedenes Alters, die er erst aufgeblasen, hernach aber getrocknet hat; in welchen zwar die zwey Häutchen oder Fortsätze von ungleicher Größe da sind, die aber, als sie noch frisch waren, nicht so dicke, und gleichsam ringsförmige Ränder zu haben schienen, als das igtgedachte. Doch auch die Spalte ist nicht von gleicher

gleicher Größe. Bey gewissen Leichnamen, in welchen diese Häutchen zusammenwachsen, wenn sie sich den Wänden der Gedärme nähern, ist sie enger: in andern aber weiter, bey welchen sie nämlich noch von einander getrennet, eben diese Wände erreichen. So verhält es sich in einem von den sieben ichtgedachten; als in welchem, ungeachtet der Krummdarm allezeit auf einerley Art, nämlich unter einem spitzigen Winkel in den Grimmdarm hineingeht, dennoch ein Zwischenraum von wenigstens drey bis vier Linien bleibt: in einem andern aber von eben diesen Stücken, die alle, bis auf das zuletzt von uns geöfnete, gleich trocken sind, bleibt kaum eine halbe Linie Raum übrig. Daher hat eben dieser unser Freund bey denenjenigen, in welchen die gedachte Spalte nicht so enge ist, ehemals beobachtet, daß der Durchgang der Luft und des Wassers aus dem Grimmdarme in den Krummdarm zwar gehemmet, aber nicht gänzlich gehindert wird. Woraus man leicht sehen kann, daß zuweilen, ohne daß ein neuer Fehler an der Klappe des Grimmdarmes dazu kömmt, Clystiere wieder weggebrochen werden können, wenn nur die Spalte nicht von Natur gar zu enge ist. Denn wenn sie allzuweit ist, wie ich bey einem von diesen beyden neulich beobachtet habe, so ist kaum zu glauben, daß die Klappe, wenn er die Darmgicht bekommen hätte, bey den großen Schmerzen und Convulsionen nicht schlaff geworden, und die Clystire mit untermischtem Kothe nicht durch Brechen weggegangen seyn sollten.

Sie sehen nunmehr, werthester Herr Beccari, daß ich ihnen nicht sowohl meine eigene, als vielmehr fremde, oder wenigstens unserm Herrn Bianco ge-

meinschaftliche Beobachtungen, geschrieben habe. Doch sowohl seine besondere Gütigkeit, als die vollkommene Gemeinschaft, die wir ohne alle Zwistigkeit in Ansehung dieser Dinge beobachteten, haben mich veranlaßt, daß ich es an diesem zwar geringen aber ächten Beweise meiner Zuneigung gegen sie nicht habe wollen ermangeln lassen, u. s. w.

## Zweytes

## E n d s c h r e i b e n

von eben demselben, an eben denselben,  
von eben dieser Materie.

## Mein Herr.

Sie werden mir zu verzeihen belieben, daß ich von eben der Sache noch einmal an sie schreibe, von der ich schon einen sehr langen Brief an sie habe ergehen lassen. Ich habe bemerkt, daß ich einige, sowohl die Zergliederung, als die Geschichte der Krankheit betreffende Umstände vergessen habe, an denen ihnen doch vermuthlich etwas gelegen seyn wird.

Was also das erste anbetrifft: so verdienete vielleicht dieses beobachtet zu werden, daß die eigene Lungen Schlagader bey diesem Manne zwar von der herabsteigenden Aorte, aber fast zween Quersfinger unter den obern zwischen den Ribben hinlaufenden Schlagadern ihren Ursprung nahm. Ich habe mich nicht einmal auf das besonnen, was unser Herr Bianchi von der Schlundschlagader vermuthete, daß sich nämlich das Blut um den Schlund herum aus derselben ergossen habe,



habe, wie man leicht daraus urtheilen kann, weil die Schlundschlagader, aus der eigenen Lungenschlagader, wie **Münich** bezeuget, entspringt. Doch man kann von dem Ursprunge dieser Schlagader nichts gewisses bestimmen. Denn **Heister** zählt dieselbe, wie sie gar wohl wissen, unter die Fächer der absteigenden Aorte, und sonderet sie von der eigenen Lungenschlagader ab. Hingegen **Ruyssch** stimmt mit keinem von beyden überein: sondern hat sie so gezeichnet, als ob sie von dem Stamme der obern Ribbensschlagader, der zur linken Schlüsselbeinschlagader gehöret, entsprünge, von welchem Stamm er öfters selbst die eigene Lungenschlagader hat ausgehen sehen.

Wegen der Geschichte der Krankheit muß ich noch beyfügen, daß der Patient öfters einen trockenen Husten gehabt hat: und, so viel ich mich erinnere, oft ohne eine merkliche Ursache zu husten ist gewohnt gewesen; welches auch diejenigen, mit denen er Umgang gehabt hat, versichern, von denen ich auch gehöret habe, daß es ihm übel aus dem Munde gerochen. Er pflegte auch Tabak zu rauchen: ich weiß nicht, ob aus einer eingebildeten Nothwendigkeit, oder zur Lust. Dieses wenige habe ich noch beyzufügen für rathsam befunden, u. s. w.



\* \* \* \* \*

## III.

Neue physikalische Anmerkungen  
über  
die Art das Getreide  
zu erhalten.

*Nisi vtile est quod facimus, stulta est gloria.*

*Phaed. Fab. L. III. fab. 18.*

Aus des Herrn Deslandes Recueil des differens  
Traitez de physique &c. p. 91.

**I**ch habe vor einigen Jahren Gelegenheit gehabt, verschiedene Kornböden zu besuchen, und, sowohl über das daselbst verwahrte Getreide, als auch über das häufige Ungeziefer, welches dasselbe verzehrete, wichtige Anmerkungen zu machen. Diese Anmerkungen wurden an Personen von Stande geschickt, die sehr eifrig für das Vaterland sind, und, den Völkern eine Erleichterung zu schaffen, für eine ihrer vornehmsten Pflichten achten. Ich wurde ernstlich ersuchet, diese Arbeit nicht abzubrechen, sondern vielmehr den bereits gemachten Betrachtungen noch gründlichere beizufügen. Mein Geschmack, der erste glückliche Erfolg, die allen Naturforschern so empfindliche Wißbegierde, mußten mit diesen Bitten nothwendig übereinstimmen. Ich sieng also an, alles aufzusuchen, was mit dieser Sache, woran dem gemeinen Wesen so besonders viel liegt, verwandt zu seyn.

seyn schien; ich befragte mich bey verschiedenen Kornhändlern, inn- und außerhalb Landes; ich nahm da, wo ich mich meiner Augen nicht mehr bedienen konnte, das Vergrößerungsglas zu Hülfe: Kurz, ich sammelte eine große Menge Erfahrungen, worunter vielleicht einige, wegen ihrer Neuigkeit, vorzüglich seyn werden. Alles dieses nahm ich zusammen, und brachte ein Werkchen heraus, woraus man, wie ich mir schmeichle, wird einigen Nutzen schöpfen können. Ich sage dieses nicht, um etliche geringe Entdeckungen zu rühmen: sondern denjenigen Eifer zu befriedigen, welchen jeder rechtschaffene Mann für das gemeine Beste hegen muß\*.

Kann ich des Landes Wohl mit Rath und That vermehren:

So tadle man nur nicht; mein Lob mag ich nicht hören.

Das einzige, was ich hiebey erinnern muß, ist dieses, daß ich meine Anmerkungen so abgefaßt habe, daß sie die Errichtung der öffentlichen und königlichen Kornböden, wosern man an einer so vortheilhaften Anstalt arbeiten wollte, erleichtern kann. Alle Fürsten und Staatsbediente, die sich das Beste des Staates zu Herzen gehen lassen, haben, wie jedermann weiß, hiezu den Entwurf gemacht, und die reichen Jahre so zu nutzen gesucht, daß sie die allgemeine Noth in theuren Zeiten verringerten. Ich finde so gar, daß Ludwig der Fromme, der erste von unsern  
S 3 Königi-

\* Si quid patriam erga bene feci, aut consului fideliter, Non vidcor meruisse laudem, culpa caruisse arbitror.

Königen ist, welcher, während der langwierigen Hungersnoth unter seiner Regierung, dieserwegen sehr gemessene Befehle gab. Allein, so ein edler Entwurf ist bishero nicht ausgeführt worden, sondern völlig ohne Wirkung geblieben. Man darf dieses nicht so wohl dem allzu bekannten Leichtsinne der Franzosen zuschreiben, die ihre nützlichsten Unternehmungen bald wiederum fahren lassen; als vielmehr der Natur der Sachen selber, worinnen sich verschiedene Hindernisse gefunden haben, die man nicht fleißig genug zu überwinden gesucht hat. Diese Hindernisse können auf eine geringe Anzahl gebracht werden; und ich will meine Gedanken darüber frey eröffnen, nicht, um sie völlig zu vernichten, sondern nur um ein merkliches zu verringern. Denn, wenn Anstalten nur ein wenig wichtig sind, so darf man sich nicht einbilden, keine Hindernisse zu finden: es ist genug, daß sich diejenigen, die man findet, überwältigen lassen.

## I.

## Von der Wahl des Getreides.

Das Korn und überhaupt das zu des Lebens Unterhalte gehörige Getreide läßt sich nicht alles gut aufheben. Was in kalten Ländern wächst, verdirbt und verschimmelt eher, als was in heißen Gegenden eingeerntet wird. Es wird überdies gerne von unzähligen Arten von Ungeziefer gefressen, worunter eine immer gefährlicher als die andere ist, nachdem sie öfters schwer wahrzunehmen, und noch schwerer zu tödten sind. Was für einer Ursache kann man sonst diese verschiedene Güte des Getreides zuschreiben, wenn

wenn es nicht die verschiedene Lage der Oerter machet, die von den Sonnenstrahlen mehr oder weniger erwärmet, und mehr oder weniger befruchtet werden? Man weiß, daß diese Strahlen ihre Stärke und ihren Nachdruck je mehr verlieren, je schiefere sie auf die Erde fallen, und je mehr sie durch die ihnen im Wege stehende Luft gebrochen werden. Dieses geschieht in den kalten Weltgegenden, und zum Theil in den gemäßigten. Sonst haben auch die Naturkündiger, in Absicht auf diese Gegenden, noch zwey merkwürdige Erfahrungen angemerket. Die erste ist, daß darinnen die feuchten und nassen Jahre weit gemeiner, als die trocknen; und diejenigen Monate, in welchen es am meisten regnet, der Junius, Julius und August sind: eben diejenigen, wo sie eine gleichförmigere und anhaltendere Hitze bedürften. Die andere ist, daß den Sommer über, bey Tage die größte Kälte gegen Aufgang der Sonne herrschet, und daß diese Kälte die Thermometer ordentlich merklicher zu fallen zwingt, als sie die Mittagshitze steigen läßt. Diese Erfahrung ereignet sich besonders an denjenigen Orten, die nahe am Meere liegen, oder von einem Flusse durchschnitten werden. Ist es nun ein Wunder, wenn das Getreide nicht die erforderliche Hitze genießt; als die ganze Zubereitung, die es, um zu einer völligen Reife zu gelangen, nöthig hat?

Es ist nichts leichter zu begreifen, als daß der Mangel der Sonne, oder vielmehr der Hitze, die Güte des Getreides verringern kann; und die Erfahrung zeigt es täglich. Wie viele Pflanzen haben ihren ganzen Nutzen in der Arzneykunst verloren,

wenn man sie aus Asia und America nach Europa brachte? Wie viele Bäume haben an Stärke und Höhe abgenommen, wenn man sie aus einem warmen Lande in ein kälteres versetzte? Man scheint sie dadurch, daß man sie von ihrer natürlichen Luft entfernt, zur Luft geringer zu machen, und nach und nach ihre natürliche Art zu verderben. Um hier etwas anzuführen, das uns genauer angeht, so will ich sagen, daß wir so gar in Frankreich Pflanzen haben, die, wenn man sie aus einer Provinz in die andere versetzt, nicht mehr kenntlich sind, und allen ihren Ruhm verlieren. Dergleichen ist das Wandkraut, oder *Isatis sativa vel latifolia*. (S. Bauh.) Sie giebt in Oberlanguedock, für alle Arten von Stoffen, eine schöne blaue Farbe ab: sie hat aber in der Normandie weder eben diesen Bestand, noch eben diese Eigenschaften; weil es da an der, zur rechten Kochung und Zeitigung ihrer Blätter, benötigten Hitze fehlet. Eben so verhält es sich mit der Wolfswurz, (Napel oder *Aconitum caeruleum*, seu *Napellus*, (S. Bauh.) an dem besonders die Wurzel, in den mittägigen Provinzen des Reiches, ein sehr gefährliches Gift ist; da sie in Bretagne, auch in der kleinsten Kinder Händen, keine böse Wirkung thut. Ich könnte viele andere ähnliche Beispiele anführen: allein es ist kein Naturkundiger, der nicht überzeuget wäre, und wüßte, daß die Sonnenhitze, nebst der besondern Beschaffenheit, jeder Erde, den Saft in den Stand setzen könne, unendlich viele verschiedene Arten an sich zu nehmen.

Wenn in einigen unserer Provinzen die Jahre allzu naß sind, und derjenige dicke Nebel, welchen die  
Acker.



Ackerleute und Gärtner Mehltbau nennen, oft fällt; so schlägt alles Getreide um. Besonders verdirbt der Rocken dergestalt, daß das Brodt, wozu er genommen wird, gefährlich zu essen ist, und den Krebs verursacht. Dieser verdorbene Rocken heißt in Sologne verdorretes, und in Gatinois gehörntes Korn. (blée cornu.)

Ein gewisser Beweis von dem, was ich erst vortragen habe, ist dieses, daß das Getreide, welches man aus Africa, und besonders aus den Gegenden um Tunis und Algier, bringt, sich in Frankreich länger hält, als das, welches hier wächst. Die Kaufleute aus Provence, die mit diesem Getreide den stärksten Handel treiben, führen es zwar ordentlich nach Genua, woraus es, als aus einer fruchtbaren Quelle, in alle übrige Theile Italiens kömmt. Allein, es wäre, vermittelt einiger Vorsicht, leicht, diesen Handel dem Reiche nützlicher, und so gar um vieles stärker zu machen. Zu Maltha hebt man das Getreide, welches man aus Sicilien kommen läßt, viele Jahre hinter einander auf, und hat, aus Furcht eines unverhofften Friedensbruches, oder einer Belagerung von den Türken, beständig einen überflüssigen Vorrath davon.

Zu der Güte des aus Africa kommenden Korns muß man noch seine Fruchtbarkeit sehen. Ein Scheffel Saamengeetreide, das in gutes Erdreich gesäet wird, trägt alle Jahre ordentlich über funfzig Scheffel. Plinius, der Naturkundiger erzählet, daß dem August einer von seinen Statthaltern, aus einer africanischen Gegend, wo er in dessen Namen regierte, eine ganz wunderbare Seltenheit überschicket habe. Diese

war ein Kornhalm, der in seiner Aehre bey vierhundert Körner hatte. Nero bekam ein fast ähnliches Geschenk; nämlich einen Halm mit dreihundert und sechzig Körnern. Wenn Plinius, in Ansehung dieser zwey Begebenheiten, keine Unwahrheit schreibt, welchen Vorwurf er sich öfters machet, so kann man sagen, daß diese zweyen Fälle unter diejenigen seltenen gehören, in welchen die Natur manchmal ihre übermäßige Freygebigkeit zeigt. Wir haben hievon auch einige Beispiele: nur scheint es, als hätten sich die Naturforscher in Deutschland das Andenken dieser Wunder der Natur, in ihren gelehrten Tagebüchern mehr, als in andern Ländern geschehen, zu erhalten bemühet.

Die Römer, welche so weise, so vorsichtig, und auf die Erhaltung ihrer Unterthanen so sehr bedacht waren, holten alle ihr Getreide aus Aegypten, wo man wegen der ordentlichen und heilsamen Ueberschwemmungen des Nils gewaltig starke Erndten hatte. Es gieng jährlich eine ansehnliche Flotte von Alexandrien ab, welche Getreide nach Rom führte, und deswegen dessen Nährerin hieß. Dieses Getreide hielt sich so lang, als man für dienlich achtete, und wurde wegen dieser vortheilhaften Eigenschaft selber dem italienischen vorgezogen. Daher betrachteten die Römer Aegypten, als eine ihrer reichsten und wichtigsten Eroberungen; und Aegypten rühmte sich auf seiner Seite trozig, daß es zwar in die Knechtschaft gebracht, aber seinen Ueberwindern unentbehrlich wäre. Die Römer hatten allerdings ihre öffentlichen Kornböden; sie waren viel zu erleuchtet, als daß sie derselben Nutzen nicht hätten einsehen sollen, allein,  
sie

sie huben dieselben für das in Italien eingeerntete Getreide auf. Die Erbauung dieser Kornhäuser war unter der Regierung des Tiberius Gracchus, dieses für des Volkes Nutzen so eifrigen Tribunen, angegeben worden: und als sein Bruder, Cajus, sie bauen zu lassen, auf sich genommen hatte, so führte er das Werk selbst, und vollendete es mit einem Pracht und einer Geschwindigkeit, welchen die Römer allein gewachsen waren.

Alles dieses vorausgesetzt, will ich frey sagen, daß, wenn man öffentliche Kornhäuser anrichten wollte, die zwei folgenden Regeln nützlich und gut zu beobachten wären. Die erste ist: man muß kein Getreide darein legen, das nicht aus den mittägigen Provinzen kommt. Da aber diese darunter leiden könnten, und die Märkte zum Schaden und Verderben des Volkes wüste würden; so hindert nichts, daß man nicht, aus einer Provinz in die andere Zufuhre für Zufuhre gestatte, und einen nützlichen Tausch treffe. Hierauf könnten die Oberaufseher und ihre vornehmsten Zugeordneten mit leichter Mühe sehen; und dünkt mich, es wäre diese Sache, auf welcher ein Theil der allgemeinen Glückseligkeit beruhet, aller ihrer Wachsamkeit und Geschicklichkeit würdig.

Man weiß aus den besondern Umständen von Frankreich, und aus den vortrefflichen Nachrichten des verstorbenen Herrn Marschalls von Vauban, daß bisher kein so schlechtes Jahr gewesen ist, welches nicht so viel Getreide gebracht hätte, als allen Einwohnern zu ihrem Unterhalte nöthig war. Wenn auch ganze Provinzen einer verdrießlichen Hungersnoth und allem Unglücke, welches dieselbe nach sich zieht,

zieht, ausgesetzt waren, so hat dieses von dem Geize und den Kunstgriffen solcher Leute, welche den Getreidehandel allein hatten, und ihnen dasselbe heimlich entzogen, hergerühret. Was für ein Verbrechen ist dieses! und was für eine Strafe verdienen sie! Die heilige Schrift scheint das, was in diesem Falle zu thun ist, selber vorgeschrieben zu haben, wenn sie erzählt, was für Maaßregeln Joseph nahm, um den sieben unfruchtbaren Jahren, welche Aegypten droheten, vorzukommen. Es ist gut, sagte er, daß man Getreide aufhebe, und in den Städten aufschütte, und daß es unter der Gewalt des Königes bleibe; das ist des Vaters des Volkes, desjenigen, der, ihm zu helfen, in der That verbunden ist.

Das andere und unvergleichlich nüglichsste würde seyn, wenn man dem einheimischen Getreide dasjenige vorzöge, das man, vermittelst eines wohl eingerichteten Handels, aus Africa bekommen könnte. Der König mußte, wie erst gesaget worden, diese Handlung allein treiben, damit die Unterhändler nicht betrügerisch oder ungerecht verführen. Um dieses zu bewerkstelligen, mußte man die bey der französischen Bastey (Bastion de France) bereits angelegte Pflanzstadt suchen nutzbarer und sicherer zu machen, ja sogar mit neuen Zusätzen zu vermehren. Dieses würde, wegen der Eifersucht der Ungläubigen, die beständig wider die Europäer wachsam sind, Geschicklichkeit und Sorgfalt kosten. Hierauf mußte man sich entschließen, zu Toulon und zu Marseille Proviantschiffe bauen zu lassen, die sehr geräumig wären, und

und zugleich nicht allzutief im Wasser giengen. Diese Proviantschiffe müßten in der Barbarey auf den Getreidekauf fahren, und, ohne sich mit unnöthigen Kosten zu schaden, so gleich durch die Straße von Gibraltar segeln, damit sie zu Rouen und zu Nantes ausladen könnten. Diese Schifffahrt würde, wenn man die rechte Zeit in Acht nähme, weder lange noch gefährlich seyn. Die zur Uebernahme dieses Getreides bestellten Abgeordneten müßten dasselbe unparteiisch und wohlbedächtlich untersuchen, und in die öffentlichen und königlichen Kornhäuser schaffen. Es ist leicht zu erachten, daß diese Magazine an dem Ausflusse großer Ströme liegen müssen, damit das Getreide in die entlegenen Provinzen, nachdem sie Märkte halten, weniger oder mehr versehen sind, Mangel oder Ueberfluß haben, desto bequemer kann abgeföhret werden.

Ich merke hier im Vorbengehen an, daß die Franzosen ihr Getreide bisher bloß aus den Königreichen Tunis und Algier geholet haben. In Fez und Marocco ist dieser Handel verbotthen, wenn man nicht Pulver, Gewehr und andern Kriegsvorrath dagegen giebt; welches aber die christlichen Fürsten ihres Nutzens halber ebenfalls nicht thun wollen \*. Indessen holen doch die Engländer, seitdem sie

Her.

\* Den Mahometanern Kriegesvorrath zu schaffen, ist in Frankreich jederzeit für einen Fehler, der sich gar nicht entschuldigen läßt, gehalten worden; und einer der Scheingründe, deren man sich bedienete, den bekannten Jacques Coeur, der Carls des VII Ausgeber war, und alle sein Geld in Händen hatte, zu stürzen, war dieser, daß er den Sarazenen Gewehr verkauft hätte.

Herrn von Gibraltar sind, etwas Getreide von Tänger.

Privatpersonen dürfen sich, wenn es allzu nasse Jahre giebt, und viel geregnet hat, keinen Vorrath von Getreide sammeln. Dieses Getreide verdirbt bald, und nimmt, ich weiß nicht was für ein jähes und flebrichtes Wesen an, daß es einem, wenn man eine Hand voll nehmen will, nicht in die Hände rollt, sondern zwischen den Fingern hängen bleibt. Eben dieses geschieht bey demjenigen Getreide, das vom Seewasser naß geworden ist, wenn man es nachgehends auch noch so sorgfältig getrocknet hat. Diese Erfahrung verdienet, um so viel sorgfältiger gemerket zu werden, je mehr sie zur Entdeckung vieler Betrügeryen und Misbräuche dienen kann. Das Getreide, welches man in gemeinen Jahren erndtet, hält sich in Frankreich ziemlich lange, besonders wenn es in tüchtigen Kornhäusern verwahret wird. Allein, man thut wohl, wenn man auf diese Magazine genau Achtung giebt, und sie so gar öfters verneuert; die geringste Nachlässigkeit würde ihnen zum Verderben gereichen.

Gemeine Jahre nenne ich diejenigen, von welchen die Naturkündiger angemerket haben, daß das Regenwasser darinnen 19 bis 20 Zoll hoch wächst, und öfters Nordwinde wehen. Die salpetrichen Theile, welche diese Winde bey sich führen, und damit die Luft erfüllen, tragen vieles zum Wachs thume der Pflanzen bey. Die nassen Jahre sind diejenigen, wo der Regen 25 bis 26 Zoll hoch steigt, und wo der Schnee, der sonderlich häufig im Februar fällt, machet, daß die großen Flüsse austreten.



II.

Von der Art, die Kornbehältnisse zu bauen.

Nachdem ich von der Wahl des Getreides, welche die genaueste und sorgfältigste Aufmerksamkeit fordert, geredet habe, so muß ich, der Ordnung wegen, von der Wahl der Kornbehältnisse, oder der zum Getreideauffschütten dienlichen Derter, reden. Dieses ist einer der wichtigsten Theile meiner Abhandlung.

Ohne Zweifel wären die besten Getreidebehältnisse diejenigen, die unter die Erde in Felsen gegraben, und vor Luft und Wasser sicher sind. Die Alten, welche von demjenigen, was zu öffentlichen guten Anstalten gehöret, nichts vergaßen, hatten dergleichen unterirdische Behältnisse, worinnen sie ihr Getreide bewahreten, an verschiedenen Orten. Plinius sagt folgendes davon: \* Doch am besten wird es, wie in Cappadocien und Thracien geschieht, in Felsen bewahret, die sie Getreidekeller nennen. In Spanien und in Africa wird vor allem darauf gesehen, daß der Boden trocken sey; und hierauf Stroh untergelegt. Ueberdies wird das Getreide mit sammt den Aehren hinein geschüttet. Man sieht auch dergleichen Behältnisse in

\* Vtilissime tamen seruantur in scrobibus, quos Siros vocant, vt in Cappadocia et in Thracia. In Hispania et Africa, ante omnia vt sicco solo fiant curant; mox vt palea substernatur. Praeterea cum spica sua conduntur.

in einigen von unsern Schlössern. Diese Magazine sollte man, wenn sie einmal mit auserlesenem Getreide gefüllet sind, nicht eher öffnen, als bis man beschloffen hätte, dieses Getreide auch aufzuzehren. Ich weiß aus gewissen Erfahrungen, daß es sich auf diese Weise sieben bis acht Jahre hinter einander halten kann; und von ungefähr hat man zu Amiens und zu Treves solche unterirdische Derter entdeckt, wo es seit vielen Jahren war verschlossen gewesen. Dieses Getreide war weder verdorben noch schimmlicht. Die Ursache ist, daß die äußere Luft nicht in diese unterirdischen Behältnisse eindringen, noch kleine Eyer von Ungeziefer, die nichts als einen geschickten Ort, wo sie auskriechen und sich entwickeln können, nöthig haben, hinein führen kann. Man hat aus den, sowohl in England als in Frankreich, gehaltenen Erfahrungen erlernet, daß diejenigen Körper, die in der freyen Luft am ersten aufgelöset werden, und verderben, in einem luftleeren Raume sich nicht einmal verändern. Dergleichen sind, die Butter, das ungesalzene Fleisch, die Blumen, das Obst. Ich habe gesehen, daß Erdbeeren und Himbeeren sich vier Monate lang unter einer Glocke, woraus man alle Luft genau ausgepumpet hatte, gehalten haben.

Alles, was man nur wider dergleichen Magazine einwenden kann, ist, wenn es anders eine Antwort verdient, dieses, daß sie große Summen zu bauen kosten würden. Ich gebe dieses zu, ja ich bekenne noch, daß dergleichen Werke zu unternehmen, reiche und mächtige Fürsten erfordert. Allein, darf man, wenn es auf das gemeine Beste ankommt, etwas sparen? Ist dieses nicht der vornehmste Gegenstand einer

einer weisen und erleuchteten Regierung? Man zeigt bei alt Cairo einen großen mit Mauern umgebenen Platz, welchen die Türken noch iſo Josephs Kornhaus nennen. Sie suchen hier jederzeit einen überflüssigen Vorrath von Hülsenfrüchten und Getreide zu erhalten. Ungeachtet, allem Ansehen nach, dieses Werk nicht von dem Erzvater, von welchem es den Namen hat, herrühret, so stimmen doch alle Reisende darin überein, daß es seiner würdig ist, und einen wohlthätigen Fürsten, einen Titus, oder Marcus Antonin, verräth.

In ganz Africa giebt es sehr tiefe Brunnen, die mitten in Felsen gegraben, und zu allen Zeiten trocken sind. Die Araber nennen sie Matamores. Der Eingang in diese Brunnen ist sehr enge; und kaum kann ein Mensch, der sich biegt und krümmt, durchkommen. Allein, sie werden nach und nach weiter, und können zu unterst wohl 35 Schuhe im Durchmesser haben: welches ihre ordentliche Weite ist. Wenn diese Brunnen fertig, und mit Fleiß gereinigt sind, so legt man getrocknetes und zerhacktes Stroh darein, womit der Boden und die Seiten gleichsam tapezirt werden. Man läßt hierauf das Getreide, nachdem es zuvor etliche Tage an der Sonne gelegen ist, hinein laufen, und wartet, bis der Brunnen voll ist, um ihn zu machen. Dieses geschieht auf eine ganz einfältige Art; indem man kleine Stücken Holz zerschneidet, und unter einander flicht. Man deckt endlich alles mit Sande zu, und schüttet vier bis fünf Schuh hoch gute Erde darüber, die abhängig gemacht wird, damit sich das Regenwasser nicht darauf aufhalten kann. Das Getreide hält sich, besonders in

diesen unterirdischen Behältnissen, ohne zu verderben, oder schlechter zu werden, eine sehr geraume Zeit. Es geschieht manchmal gar, daß die Eigenthumsherrn, die unter einer willkührlichen und unumschränkten Regierung alles zu fürchten haben, dieselben vergessen, und sie erst lange Jahre nach ihrem Tode wieder gefunden werden.

Ob ich gleich diesen unterirdischen Behältnissen den Vorzug einräume, so kann man sich doch, da sie große Kosten erfordern, an ihren Statt der ordentlichen Kornbehältnisse sehr wohl bedienen, wenn nur die dabey befindlichen Fehler verbessert werden. Diese Fehler sind, erstlich die Feuchtigkeith, welche man an Orten, wo viele Thüren und Fenster sind, nicht wohl vermeiden kann, und die gleichwohl das Getreide nach und nach zur Fäulniß bringt. Der zweyte Fehler ist ein allzufreher Durchzug der äußern Luft, die unzählich viele Eyer von Ungeziefer mit sich führet, und auf allen Seiten austreuet. Der dritte ist die Gewohnheit, da man das Getreide in einem Haufen auf den Dieben liegen läßt, und zween ganz verschiedene Jahrgänge, als z. E. einen trockenen und einen nassen, vermenget. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein angesteckter und verdorbener Jahrwuchs auch alles übrige Getreide anstecken kann. Und wie schwer ist es, dem Uebel, wenn es einmal angefangen hat, und sich immer weiter und weiter auszubreiten suchet, abzuhelfen?

Unter den drey erstbesagten Fehlern sind die zween ersten leichter zu vermeiden, als der dritte. Man darf sich nur derjenigen Vorsicht bedienen, welche allen Baumeistern bekannt ist, aber von ihnen zum Unglücke, besonders in den Provinzen, allzufehr aus-

den

den Augen gesetzt wird. Das erste Stück derselbigen ist, daß man sowohl zu dem Boden, als zu dem Zimmerwerke der Getreidebehältnisse, kein anderes, als auserlesenes und recht ausgetrocknetes Eichenholz nehme. Backsteine, und Marmorsteine selbst, würden sich nicht so gut zu diesen Böden schicken, und dem Getreide, ich weiß nicht, was für einen unangenehmen Geschmack geben, welchen die Kenner Ziegelgeschmack nennen. Die übrigen Arten der Vorsicht und Sicherheit sind folgende: Man muß auf den Getreideböden, so viel möglich, keine Oeffnungen machen, als gegen Westen und Norden, oder gegen Nordwest; man muß Sorge tragen, damit sich die Thüren und Fenster genau schließen: und in dieser Absicht ist es gut, wenn sie auswärts aufgehen, und die ordentliche Art, sie zu bauen, ein wenig verändert wird; man muß alle Mauern dieser Behältnisse mit altem und saftsam gelöschtem Kalk überziehen; man muß zusehen, daß nirgends eine Oeffnung bleibe, wo sich das Regenwasser einschleichen, und, weil es stille steht, Keime erzeugen kann, welche das Getreide schlechterdings verderben. Es ist bekannt, daß die Feuchtigkeit dieses allein bewerkstelligen kann; wie sie denn oft bey den zwiebelartigen Pflanzen macht, daß die Zwiebeln Wurzeln treiben, ungeachtet sie nicht in die Erde gelegt werden.

Um zu beweisen, wie leicht das Getreide auswächst, will ich eine merkwürdige Begebenheit aus den Neuigkeiten der Republik der Gelehrten (Nouvelles de la Republique des Lettres) anführen. Der Anmerker, welchem wir diese Begebenheit zu danken haben, ist einer der geschicktesten Männer gewesen.

wesen. Ein dänischer Soldat, vom seeländischen Regimente, hatte aus Versehen etliche Haberkörner verschluckt, und wurde von denselben gewaltig gequälert. Da es mit demselben von Tage zu Tage schlimmer wurde, so muthmaßete man aus verschiedenen Umständen, daß diese Körner einen Saß von zäher und flebrichter Materie in seinem Magen könnten gefunden, und darinnen Wurzeln geschlagen haben. Man gab ihm zum Glücke etwas zum Brechen ein, und wurde dadurch auf diesem Argwohne bestätigt. Man sah wirkliche Haberkörner, welche ausgewachsen waren, als wenn sie in ordentliche Erde gesäet gewesen wären: allein, sie hatten nichts, als sehr dünnes und schwaches Stroh, ohne Körner, getragen. Was den dritten Fehler betrifft, so kann man kein einfältigeres Mittel dawider erdenken, als daß man von Bretern eine gewisse Anzahl Schichten macht, und das Getreide dadurch, nach seiner verschiedenen Güte, von einander absondert, damit nicht eines dem andern durch die Vermischung schaden kann. Diese Sache ist gar nicht schwer ins Werk zu richten. Will man noch sicherer gehen, und sich nicht vor dem ersten Aufwande scheuen, so kann man jeden Getreideboden in verschiedene Kästen eintheilen, die stark und dichte, allemal ungefähr zween Schuhe von einander entfernt, und sämmtlich, eine gewisse Menge Getreide zu fassen im Stande sind. Diese Kästen lassen sich auf verschiedene Arten verfertigen. Allein, was ich dabey schlechterdings nothwendig finde, ist dieses, daß sie alle von genau zusammengefügt, gleichen, und innwendig mit eisernem Bleche beschlagenen eichenen Bretern seyn müssen. Um die Kosten zu vermeiden,

kann



kann man sich desjenigen bedienen, welches das beste Modell heißt, und im Reiche verfertigt wird. Wenn ein jeder Kasten frey steht, und das Getreide ungefähr in dem einen verdirbt, so werden die andern unversehrt bleiben; und also wird man nicht klagen können, daß ein ganzer Boden angesteckt sey. Noch mehr, da man unter diesen Kästen nur einen nach dem andern aufthun wird, so wird man das Getreide nach den verschiedenen Jahrgängen unterscheiden, und nach und nach verzehren können; welches an denen Orten, wo alles unter einander liegt, und nichts abgefondert ist, nicht geschieht. Meines Erachtens müßte diese Eintheilung der Kästen sich sehr wohl in den Klöstern schicken, wenn man in denselben eine Gattung öffentlicher Getreideböden anlegen wollte. Diese Kästen würden beständig unter den wachsamten Augen obrigkeitlicher Personen, und daher keine Zerstreuung des Getreides zu befürchten, seyn.

In einigen Provinzen hat man eine besondere Gewohnheit, welche werth ist, daß man sie betrachte. Wenn man einen Getreidehaufen gemacht hat, so besprengt man desselben obere Fläche mit ein wenig Wasser, und beneßet sie so lange, bis sie eine harte Rinde bekommt. Diese Arbeit wird viele auf einander folgende Tage wiederholet: sie schlägt aber selten gut aus. Denn so bald die Rinde trocken ist, so bald bekommt sie verschiedene Spalten und Risse, welche denen kleinen Thierchen, die sich beständig bey dem Getreide aufhalten, einen Eingang verstatten. Diese Thiere verwüsten um so vielmehr, je verdeckter sie arbeiten, und je weniger man sich ihrer vermurhet.

In ganz Niederbretagne wird das Getreide auf eine sehr besondere Weise verwahrt. Man suchet, wenn es geschnitten ist, einen Platz von ungefähr fünf bis sechs Schuhen im Durchmesser aus, den man sorgfältig reiniget, und mit hölzernen Walzen gleich macht. Man nimmt hierauf die Aehren zusammt ihren Stengeln, und leget sie auf diesem Plage in Ordnung, giebt aber Acht, daß man die Aehren in den Mittelpunkt bringe. Man leget sie dergestalt neun bis zehn Schuhe hoch, über einander, und beschweret sie zu oberst mit großen Erdschollen. Wenn diese Magazine mit aller gehörigen Sorgfalt verfertigt worden sind, das ist, wenn man zwischen den Aehren keinen Platz leer gelassen, und sie wohl unter einander gemeuet hat, so halten sie sich drey ganze Jahre. So bald sie aber nur an einem Orte leiden, und Maulwürfe oder Molwürmer drein kommen, so bald stehet auch alles übrige in Gefahr.

In einigen deutschen Städten, wo es öffentliche Kornhäuser giebt, werden die Garben ganz aufgehoben, und in den Scheunen niemals mehr, als man verzehret, abgedroschen, wenn man bey dieser Weise einen Schaden verspüret, so wird er anders woher leicht ersetzt, indem sich das Getreide weit länger hält.

### III.

Von dem Ungeziefer, welches das Getreide verzehret, und der Art, es davor zu bewahren.

Die Naturkundiger haben sehr wohl angemerket, daß jedes Ding, welches die Natur hervor bringt, seine besondern Feinde an gewissen Thieren habe, welche

welche nichts als seinen Untergang suchen. Dem Getreide geht es fast eben so. Ein zahlreicher Schwarm von Ungeziefer lebet bloß zu seinem Schaden, und arbeitet allein an seinem Verderben. Ein Theil davon war den Alten unter dem Namen der Kornwürmer (*Curculiones* oder *Gurguliones*) bekannt: andere sind erst von den Neuern, und besonders von dem sinnreichen Anton Leeuwenhoeck, und dem Verfasser seines Auszuges, Nicolaus Hartsoecker, entdeckt worden. Ich will zu demjenigen, was schon vor mir gesagt worden, noch einige neue Anmerkungen setzen.

Das gemeinste in Scheunen und Kornböden befindliche Ungeziefer ist eine besondere Art Raupen, die sich mandymal ausbreiten, meistens aber in Klumpen beisammen hängen. Es ist ziemlich schwer, sie in diesem Zustande zu überrumpeln, und wenn man sie sieht, zu unterscheiden. Diese Raupen sind die kleinsten, die ich kenne; einige haben vierzehn, und andere sechzehn Füße. Ihre Farbe ist dunkel und schwärzlich. Die grünen sind, wenigstens hier zu Lande, ziemlich selten; man findet sie aber gemeinlicher in den Nordländern. Wenn diese Raupen ein gewisses Alter erreicht haben, so zertheilen sie sich ein wenig,

4

und

Man hat nach dem Tode des Herrn Hartsoecker einen kritischen Auszug aus Leeuwenhoeck's Briefen gedruckt, an welchem er lange gearbeitet hatte. Dieser Auszug darf niemanden hindern, die Briefe selber mit Vergnügen zu lesen, ungeachtet unter einer unzähligen Menge seltener und merkwürdiger Anmerkungen, vielleicht einige unnütze, unüberlegte, ja gar falsche, vorkommen.

und kommen unter die Getreidekörner, wo sie nur noch etwas an einander hängen: Hier spinnen sie eine Art von Seide, sie machen sich Schalen, woraus endlich Schmetterlinge kommen, die vier Flügel haben, aber alle sehr schwach sind, wenig fliegen, und sich beständig an die Mauern der Scheunen und Böden hängen. Es ist kaum zu glauben, wie fruchtbar diese Schmetterlinge sind, und wie viel sie Eier haben, die wie Trauben an einander hängen, und wiederum, wie gesagt, andere Raupen hervorbringen. Man sieht hier nichts als eine beständige Zeugung, und anstatt, daß sie aussterben sollten, vermehren sie sich von Tag zu Tage.

Die andere Art von Ungeziefer, welches dem Getreide schadet, läßt sich unter das Geschlecht der Käfer zählen, und machet auf den Böden ein taubes und unangenehmes Gefürse. Sie haben sechs Füße, und in Ansehung des übrigen Leibes, einen sehr dicken Kopf. Aus diesem Kopfe gehen zwei Hörner hervor, die wie Scheeren aussehen, und den Krebs-scheeren ziemlich ähnlich sind. Nichts ist leichter, oder gefräßiger, als diese Thiere. Sie laufen so geschwinde, daß man glauben sollte, sie flögen. Ich, meines Orts, habe sehr sorgfältig auf sie Achtung gegeben, dieselben aber niemals sich von der Erde erheben, oder die Mauern hinauf klettern sehen. Einige haben geschrieben, sie hätten drei Mäuler, welches falsch ist: sie haben nur eines, welches sehr groß und voller Zähne ist. Sie sind aschenfarbig, und haben kleine weiße Striche. Was bey diesem Ungeziefer das merkwürdigste ist, ist die Mühe, welche sich das Weibchen giebt, ehe es Eier leget. Es wählet ver-

schie.

schiedene sehr große und saftige Körner; es höhlet sie ein wenig aus, um eine Art einer Wiege zu bekommen, und leget in jedes ein Ei. Das Thier, welches auskriecht, findet sogleich eine Nahrung, welche ihm dienlich ist, und die es sich nicht selber verschaffen könnte. Niemals finden sich zwei Eier in einem Korne, und die Ursache hievon ist, wie ich glaube, diese, daß zwei Thiere sich nicht darinnen erhalten oder leben könnten. Der Mutter Vorsicht kommt also ihrer Nothdurft zuvor.

Die dritte Art von Ungeziefer, das ich wahrgenommen habe, ist ein sehr beweglicher Wurm, der aus acht Ringen besteht. Man würde seinen Kopf nicht unterscheiden können, wenn nicht zwei kleine röthliche Hörner, die wie eine Scheere aussehen, aus demselben heraus giengen. Diese Hörner können bohren, und wenn sie sich kreuzweise über einander schlagen, auch schneiden, zwischen denselben sieht man einen kleinen Rüssel, aus welchem dieser Wurm viele sehr klare und etwas flebrichte Fäden hervorbringt, und sich dadurch an alle umliegende Körper anhängt, und einen sichern Weg machet. Dieses Gewebe ist dem Gewebe der Spinnen ziemlich ähnlich, und davon bloß in so weit unterschieden, daß die Spinnen ihre Fäden aus dem Hintern spinnen. Die besagten Würmer leben nicht über zwei Monate. Wenn sie sterben, so spalten sie sich nach ihrer völligen Länge von einander, und wenn diese ihre erste Hülse weck worden ist, so kommt eine Fliege mit goldenen Flügeln heraus, die aber weiter nicht seltenes oder besonderes an sich hat. Diese Fliegen paaren sich im Fluge, und erzeugen neue Würmer.

Diese drei Arten von Ungeziefer habe ich auf den Getreideböden, welche ich besuchen können, wahrgenommen. Ohne Zweifel kann es, nach jedes Landes Art, noch unzählich viele andere geben. Der berühmte Tabernier hat einer ganz besondern Gattung erwähnt, welche er an verschiedenen Orten in Persien und der Turkey gefunden hat.

Aus der erst gegebenen Beschreibung kann man sehen, was für Unordnungen dieses mannigfaltige Ungeziefer auf einem Boden verursachen muß. Dasjenige, welches Hörner wie Zangen oder Scheeren hat, bohret das dickste Holz durch, und gräbt sich in alten Mauern Nester aus: es scheuet und verschonet nichts, was ihm in den Weg kommt. Viele Handwerker, als Brodt und Pastetenbecker, wie auch Rauchwerks-Handler, beschwerten sich darüber: weil dieses Ungeziefer einem Theile der bey ihnen brauchbaren Materie stark nachgeht. Wenn sie in einen Boden kommen, so kommen sie mit großem Haufen; kein Verwahrungsmittel und keine Hinderniß hält sie zurücke. Sie nagen die kleine Hülse, die jedes Getreidekorn umgiebt, in die Wette an, und fressen es nachhero in Eile auf. Hiedurch wird der ganze Boden voller Hülsen, oder grober Schalen, welche endlich nichts als Kleyen geben, und das gute Getreide, so daß ihm nicht mehr zu helfen ist, anstecken.

Ich habe hieraus zu zwey wichtigen Anmerkungen Gelegenheit genommen. Die erste ist, daß das in warmen Ländern gewachsene Getreide sich länger, als alles andere, hält, weil die äußere Haut um dasselbe eine sehr große Härte bekommt. Diese Haut widersteht den mancherley Anfällen, welche das hartnäckigste



figste und bewehrteste Ungeziefer darauf thun mag. Aus eben diesem Grunde hält sich das alte Getreide, das sich schon gut gehalten hat, noch besser als das neue, wenn es darunter gemischt wird. Jenes ist zu harte und zu trocken; und man kann kaum etwas davon abschneiden. Dieses hingegen ist viel weicher, zarter und feuchter; es öffnet sich, und giebt leicht nach. Die andere Anmerkung ist diese: daß, da eben dieses Ungeziefer das dickste Holz durchfrisst, ich für dienlich achte, die Getreidekästen mit Blech zu beschlagen, und sie vor einer allzu nahen Gefahr zu bewahren. Anstatt des Bleches könnte man sich auch des Bleies bedienen, und sie damit eine oder anderthalb Linien dicke, ausgießen. Ja ich wollte dem Bleie noch den Vorzug geben, weil es die besondere Eigenschaft hat, daß es alle Körper, die man darein leget, trocken hält.

Was die Raupen betrifft, so kriechen sie unaufhörlich auf den Getreidehaufen herum, und nagen auf diese Weise desselben Hülsen durch, worauf sie es sehr begierig durchfressen. Allem Ansehen nach lassen sie auch einen gewissen scharfen und brennenden Saft darauf fließen, der diese Haut durchdringt, und sie um so viel eher zerfressen hilft.

Wenn sich diese Raupen in Schmetterlinge und Fliegen verwandelt haben, so scheinen sie in keinem besonders gefährlichen Zustande zu seyn. Denn sie genießen während desselben wirklich nichts. Allein, da dieses die Zeit ist, in welcher sie sich paaren, so bringen sie bald eine neue Zucht hervor; sie legen unzählich viele Eyer, die nachhero auskriechen. Deswegen thut man am besten, wenn man sie zu dieser

Zeit verfolgt, und ausrottet. Ich habe hierzu zwei Mittel gefunden, die man für gewiß und untrüglich achten kann. Das erste ist, daß man auf allen Böden die Mauern mit Kalk, den man erst recht durchgearbeitet hat, überstreiche, und darnach mit starken Bürsten (brosses) von Zeit zu Zeit abreibe. Man kann sich dergleichen Bürsten mit wenigen Kosten leichtlich aus Holland bringen lassen. Diese geringe Vorsicht wird verhindern, daß sich die Schmetterlinge nicht daran anhängen, oder mit einander paaren. Denn es ist bekannt, daß sie dieses niemals thun, wenn sie nicht stille sitzen und Ruhe haben. Wie Cato und Columella erzählen, so rieben die Alten eben diese Mauern mit dem Salze vom Oele, und einer dazu gemachten Erde, öfters zu wiederholtenmalen ab.

Das zweyte Mittel ist, daß man auf jedem Boden vier kupferne Lampen in gleicher Weite von einander aufhänget, und in jeder alle vier Wochen geschwefelte Tuchten brennet. Der Geruch und Rauch dieser Tuchten wird unfehlbar alle Käfer und Fliegen, womit der Boden angesteckt ist, umbringen. Nur muß man vorher in Acht nehmen, daß man das Getreide, es mag in Kästen eingeschlossen seyn, oder in Haufen auf den Dielen aufgeschüttet liegen, mit hölzernen Schaufeln zu unterst und zu oberst wende und herum arbeite, und hierauf Thüren und Fenster verschließe, damit sich der Rauch nicht aus dem Boden hinaus ziehe. Im Falle der Noth kann man dieses Räuchern auch öfters wiederholen, und man wird jederzeit spüren, was es für Nutzen und Vortheil bringe. Ueberhaupt ist dem Ungeziefer nichts mehr

mehr zuwider, und zu dessen geschwinden Ausrottung beförderlicher, als angebrannter Schwefel. Die Erfahrungen davon hat man überall auf dem Lande, an Orten, wo zerfallenes Mauerwerk und Schutt liegt, und in den Spitalern, welche die Unsauberkeit noch betrübter und ekelhafter machet, als die verschiedenen Krankheiten, welchen man darinnen abzuheffen suchet.

IV.

Untersuchung der innern Structur der Weizen- Gersten- und andern Getreidekörner.

Ich schmeichle mir, daß man dasjenige, was ich bisher von der Art, das Getreide zu erhalten, gesagt habe, ohne Mühe gefaßt haben wird. Die Ausübung davon wird weder lang, noch schwer, noch kostbar seyn. Allein, da mir diese Sache sehr wichtig scheint, und überdieß den besten Naturkundigern etwas unbekannt ist, so will ich sie mit einigen noch gründlicheren Anmerkungen bestätigen: jedoch alles so abhandeln, daß man auch mit einer halben Aufmerksamkeit wird einigen Nutzen daraus schöpfen können.

Es sind an jedem Weizen- Rocken- Gersten- und Ha- berkorne drey Dinge zu betrachten: 1) Die Hülse und äußere Schale, welche nach der Verschiedenheit der Jahre, und noch mehr der Länder, worinnen es wächst, härter oder weicher, dicker oder dünner ist; 2) der Keim, welcher in dem Korne steckt, und die Pflanze im Kleinen vorstelllet; 3) die mehlichte Materie, welche diesen Keim umgiebt, und zu dessen Wachs-  
thume

thume und Nahrung dienen muß. Alles dieses ins besondere betrachtet, enthält unendlich viel Merkwürdiges, und zeuget von dem, der alles gemacht hat, und in seinen Werken wunderbar ist \*.

Ich will nicht von dem Stroh reden, das dem Weizen, dem Roggen, der Gerste und dem Haber zum Stamme dienet. Allein, wie alle berühmte Kräuterkenner, die selber durch dieses Wunderwerk gerühret werden, eingestehen, so ist nichts künstlicher ausgearbeitet, oder weislicher eingerichtet. Denn erstlich befördert die Höhe des Halmes die Zeitigung stufenweise, und läutert den Nahrungsfaß, der so verdünnet werden muß, daß er nichts mehr als eine Art eines Rauches ist; gleichwie die Dünne desselben verhindert, daß dieser Saft, wenn er einmal in die Pflanze gekommen ist, nicht ausdunsten, oder verdorben werden kann. Zum andern dienet die Einrichtung dieses Stammes, der rund und hohl ist, dazu, daß er fester, dauerhafter und schwerer zu zerbrechen wird, und giebt ihm zugleich die nöthige Stärke, damit er nicht unter dem Gewichte der Aehre, so groß es seyn mag, erliegen darf. Endlich sind die Knoten am Halme gleichsam eine Gattung seiner Siebe,

\* Gebt unserm Gott die Ehre: seine Werke sind vollkommen, und alle seine Wege gerecht. Der Bau der Natur ist unserer Aufmerksamkeit gedoppelt würdig; weil alle einzelne Theile derselben, sowohl für sich betrachtet, an Schönheiten unerschöpflich, als auch, alle zusammen genommen, deutlich auf einen einzigen Endzweck gerichtet sind, welches den wunderbarsten und merkwürdigsten Anblick giebt.

Siebe, welche die wesentlichen Theile des Saftes, der in die Aehre steigen, und zu dessen Nahrung dienen soll, durchseigen und klärer machen.

Die Hülse oder äußere Haut scheint in allen Arten von Getreide dazu gemäcket zu seyn, daß sie den Keim bewahre, und vor allen äußerlichen Zufällen vertheidige. Je einfältiger dieser Endzweck scheint, jemehr ist er der weisen Haushaltung der Natur gemäß. Die Hülse besteht aus zween Theilen, die, wenn sie aus einander gegangen sind, sich wiederum zusammen begeben, aber sich gleichwohl nicht mehr so genau schließen können, daß sie nicht eine Art einer Narbe, welche einige die Furche (Sillon) nennen, hinterlassen sollten. Will man dieses selber mit Augen sehen, so darf man nur ein Gersten- oder Haberforn in siedendes Del werfen. Man siehet bald, wie es weicher und um ein merkliches dicker wird, nachdem sich diese zwey Blätter, oder zween Theile der Hülse, aus einander begeben, und zu trennen suchen. Eben dieses geschieht in der Erde, wo diese Körner von einer gelinden Wärme und salzigten Feuchtigkeith erweicht werden, welche die Hülse überall durchdringen, und eine innerliche Säurung verursachen, die der Säurung eines Teiges ähnlich ist. Diese Säurung ist hinlänglich, die innern Theile der Pflanze zu eröffnen, und alles, was sie zusammen hält, los zu machen. Ein neuer Beweis von dem, was ich hier sage, läßt sich an dem Geflügel, als Tauben, Hünern, wälschen Hünern und zahmen Rebhünern sehen. Alles dieses Geflügel nähret sich fast allein vom Getreide, und schlucket es begierig hinunter, ohne es vorher

zu kauen, oder mit dem Schnabel zu zerbeißen. Diese Körner kommen ganz in den sogenannten Vormagen, wo sie durch einen gewissen Saft, welchen die daselbst befindlichen Drüsen von sich geben, befeuchtet und erweicht werden. Sie gehen hierauf in den eigentlichen, oder verdichteten Magen, und werden daselbst durch kleine Erschütterungen und wiederholte Stöße vollend aufgelöst. Ihre Hüllen trennen sich in zweien Theile, und lassen die diesen Vögeln dienliche Nahrung herauslaufen, ohne daß sie selber etwas dazu beitragen können.

Der Keim ist dasjenige, was in jeder Pflanze einer Bewegung fähig ist; er ist, wiewohl unvollkommen, und so zu sagen, im Kleinen die Pflanze selbst, mit allem demjenigen, was zu ihr gehört, und sie vor andern Dingen kenntlich machet. Dieser Keim ist mit demjenigen, was ich die mehlichste Materie nenne, umgeben; und diese besteht aus unendlich vielen kleinen, weißen und durchsichtigen Körpern, die beynahe wie Kugeln aussehen. Man kann sie nicht anders, als durch ein gutes Vergrößerungsglas sehen, und muß noch dazu das Korn recht geschickt zerschneiden. Wenn diese kleinen Kugeln durch die Wärme der Erde in Bewegung gebracht werden, so schleichen sie sich in die Zwischenräume des Keimes ein, breiten ihre Theile allmählich weiter aus, und nähren ihn so lange, bis er Wurzeln treibt, die den Saft der Erde an sich ziehen können. Sie machen aber auch, daß das Korn auswächst, wenn es unordentlich auf den Boden geschüttet wird, und anfängt warm zu werden.

Wenn das Getreide gemahlen wird, so theilen sich diese Kugeln, weil sie zerstoßen worden, unendlich oft,  
und



und geben das, was wir Mehl nennen. Die Keime sind nicht so weiß und durchsichtig, und geben also, wenn sie in die Mühle kommen, den klaren Bries, welcher, dem Brodte Geschmack und Kraft zu geben, schlechterdings nöthig ist. Denn, es bemühen sich alle diese Keime, ungeachtet sie zerstücket und in unendlich kleine Theile verwandelt sind, noch beständig, wiederum rege zu werden und in Bewegung zu kommen; sie machen auch allein, daß der Teig sauer wird, und das Brodt in die Höhe geht. Sie haben aber auch auf der andern Seite ein natürliches Bestreben, sich von einander abzulösen, und durch ihre Bewegung die Fäulniß zu verursachen.

Eine Erfahrung, welche in diesem Falle entscheidend ist, ist dieses, daß, wenn man Mehl am Ofen trocknet, und hernach in Tonnen verwahret, die ebenfalls am Ofen getrocknet worden, sich dieses Mehl viele Jahre nach einander halten kann, ohne daß man eine Verschlimmerung oder Verderbniß dabei besorgen darf. Allein, man mag auch noch so viele Sorgfalt anwenden, so ist es unmöglich, ein Brodt daraus zu backen, das in die Höhe gegangen ist. Die Ursache, welche die Handwerksleute davon angeben, ist diese, daß auf gedachte Weise alle Keime getödtet worden sind. Eben so ist das Getreide, welches man allzulange in trockene Orte, wohin keine Luft kömmt, eingeschlossen hat, zwar vor allem Verderben sicher: allein, zum Unglücke, bleibt das daraus gemachte Mehl, wenn es nicht mit anderm vermischet wird, ohne Leben. Kurz, die Keime sind dem Getreide, das man aufheben will, so wohl schädlich, als nützlich; sie scheinen die ersten Triebfedern des ganzen Räderwerkes der Natur zu seyn.

## Anmerkungen über das im Mehle befindliche Ungeziefer.

Als eine Zugabe muß ich hier beifügen, daß nicht allein das Getreide, sondern auch das Mehl, sein besonderes Ungeziefer hat. Dieses Ungeziefer ist sehr klein, es beweget sich mühsam, und hüpfet mehr, als daß es laufen sollte. Es hat länglichte Köpfe, die sich, wie ein großer Bohrer, zusammenspißen. Statt der Zähne hat es kleine Stacheln, die aus dem Maule hervorgehen, und ihm, sich eine geschickte Nahrung zu bereiten, dienlich sind. Was ich an diesem Ungeziefer besonders finde, ist dieses, daß es mit dem Mehle, worinnen es entsteht und sein Leben zubringt, einerley Farbe hat; und eben deswegen nicht leicht wahrzunehmen ist. Es erfordert dieses viele Aufmerksamkeit, und solche Augen, die nicht ein jeder hat.

Dergestalt nimmt vielerley anderes Ungeziefer die Farbe der Orte an, in welchen es lebet, und der Körper, an welche es sich anhängt; oder, eigentlich zu reden, es lebet in keinem andern Orte, und hängt sich an keinen andern Körper, als gerade an denjenigen, der mit ihm einerley Farbe hat. Dergleichen thun die meisten grünen Raupen, die, nach Beschaffenheit der Bäume und Pflanzen, wovon sie sich nähren, und worauf sie sich aufhalten, hell oder dunkelgrün sind. Es scheint, als sagte ihm ein besonderer Trieb, daß es hier sicherer seyn, nicht so leicht erkannt, und, so zu sagen, seiner Larve beraubet werden sollte.

Das Mehl, welches aus England kommt, ist vielleicht das weißeste in der Welt: allein, die Würmer, welche

welche es in großer Menge erzeugt, sind ebenfalls weiß. Dieses haben schon die englischen Naturkündiger, und unter andern Thomas Mouffett, und der berühmte Johann Ray, angemerkt. Beyde nennen dieses Ungeziefer Motten (Teredines), oder Mehlwürmer (Vermes farinarii), und erinnern, daß man sie bald voller Leben und hart anzufühlen, bald aber sehr weich und fast ohne die geringste Bewegung finde. Meines Erachtens zeigt dieses ihren abwechselnden Zustand, die Zeit ihrer Gesundheit und Krankheit an. Unser Mehl ist überhaupt viel schwärzer, als das englische; man nimmt also wahr, daß die darinnen ziemlich geschwinde wachsenden Würmer eben diese Farbe bekommen, und den aufmerksamsten Augen entgehen. So viel läßt sich gewiß und überhaupt versichern, daß alles Mehl, welches feucht geworden, und modericht und schimmlicht riecht, anfängt voll Würmer zu werden. Dieser Geruch ist ein untrügliches Anzeigen, bey welchem man sich gar keines Irrthums befürchten darf.

Plinius, der Naturkündiger, hat ebenfalls angemerkt, daß ehemals kein Getreide schwerer gewesen sey, oder weißeres Mehl gegeben habe, als das italienische: \* Man hat, saget er, Italien wegen seines weißen Mehls glücklich geschätzt.

Wenn gleich übrigens das englische Mehl weißer, als das unsrige ist, so ist doch das daraus gebackene Brodt deswegen nicht besser. Es zerfällt leicht, und bleibt nicht fest beyammen: wird es alt und trocken, so ist es wie Kreide. Es ist leicht zu erachten, wie

\* Et fortunatam Italiam frumento canere candido.

beschwerlich dieses bey dem täglichen Gebrauche seyn muß, besonders auf dem Lande, wo es oft an frischem Brodte fehlet, und die Wirthschaft erfordert, daß man allezeit ein Gebäcke altes habe, wenn man sich mit frischem versehen will. Selber in Frankreich hat nicht jedes Mehl gleiche Schwere oder Güte, sondern ist darinnen nach den Provinzen unterschieden. Das beste Brodt, das man essen kann, ist dasjenige, welches in Paris und der umliegenden Gegend gebacken wird; selber die Ausländer, die so verschiedenen Geschmack haben, bekennen dieses. Allein, dieses rühret nicht so wohl von der Beschaffenheit des Mehles, welches von allen Orten dahin gebracht wird, als vielmehr von dem Wasser und dem Backwerke her. Die Hauptstadt hat ordentlich die besten Handwerksleute, und diese Handwerksleute werden noch dazu durch die Gewinnsucht angereizet, und suchen, es einander zuvor zu thun.

Ueberhaupt muß man, dem ersten Anblicke nach, dem Mehle aus der Picardie den Vorzug geben, weil es dem englischen sehr nahe kömmt: es nimmt aber nach etlichen Tagen, ich weiß nicht was für ein trockenes und mageres Wesen an, das keinen rechten Teig daraus werden läßt. Will man es also mit Nüssen gebrauchen, und in einen Zusammenhang bringen, so muß man es mit eben so viel anderm vermengen. Aus verschiedenen Erfahrungen, die ich in dieser Sache gehabt habe, habe ich gefunden, daß sich das Mehl aus Bretagne hiezu vollkommen schicket, und das Brodt gesünder, und am Geschmacke angenehmer macht. Allein, beydes hält sich nicht lange, und das daraus gebackene Brodt läßt sich, wenn es alt geworden, auch nicht noch einmal backen.

Wenn

Wenn man Mehl suchet, welches sich aufheben läßt, und woben man gar keine Furcht oder Mistrauen hegen darf, so muß man es erstlich in Guienne, in der Gegend um Nerac suchen. Zweytens in der Landschaft Nix, wo zu merken ist, daß man recht trockenes und gutes aussuche. Drittens in der Normandie, und, um den Handel bequemer zu machen, zu Havre, oder zu Cherbourg. Diese Arten von Mehl haben vor andern den Vorzug, daß sie sich über die See führen lassen, und die salzichte Luft, welche daselbst ausgehauchet wird, und andere Lebensmittel verderbet, nicht anziehen. Deswegen wird auch, sowohl in unsern, als den englischen Pflanzstädten, stark damit gehandelt, und weder Geld noch Mühe gespart, desselben vor allen andern habhaft zu werden. Nur ist gut, wenn man merket, daß fast alles Mehl aus der Normandie nicht gebeutelt ist. Es ist daher anfänglich etwas rauh: allein, man gewohnet es bald. Die Natur hat weislich gewollt, daß die Menschen mit einander handeln, und einander wechselsweise helfen sollen. Weil aber Ehrgeiz und Gewinnsucht, die an neuen Erfindungen sehr fruchtbar sind, sich vereinigen, und das nämliche Land aller darinnen gewachsenen Lebensmittel berauben würden; so hat sie ebenfalls gewollt, daß man einige derselben ihrer Natur nach nothwendig auf der Stelle verzehren muß, und andere mit leichter Mühe ausführen kann.



\* \* \* \* \*

IV.

Commentarii

Societ. Reg. Sc. Gotting. Tomus II. ad ann.

1752. Gottingae ap. Vid. Vandenhoekii.

1753.

Abhandlungen

der Götting. Königl. Gesells. der Wiss. II B.

auf das Jahr 1752.

Göttingen, bey Vandenhöfs Witwe 1753. 4to,

2 Alph. 8 B. 15 Kupfertafeln.

**Z**uerst werden verschiedene genannt, welche von der Gesellschaft aufgenommen worden. Sir Hans Sloane und der Herr Reichshofrath, Heinrich Christ. Freyherr von Senkenberg, sind zu auswärtigen Mitgliedern erwählet worden, der erste aber ist den 11 Jenner 1752 gestorben. Herr Dr. Joh. Gottfried Zinn, Prof. Extr. der Medicin zu Göttingen, ist zum außerordentlichen Mitgliede der physischen Classe erwählet worden. Bisherige Zuhörer und nunmehrige Correspondenten der Gesellschaft sind die Herren, Joh. Friedrich Camerer, M. Samuel Luther Geret, Dr. Jonas Sidren, M. Balthasar Sprenger und Dr. Joh. David Hahn. Von auswärtigen sind zu Correspondenten ernennet worden, Herr Dr. Joh. Philipp Lorenz Witthoff, D. Ge. Christ. Neder,



Oeder, Christlob Mylius, Dr. Joh. Castiglione und Joh. Peter Rathlem.

Die erste unter den Abhandlungen ist Herrn Prof. Gesners Socrates Sanctus paederasta. Von dem Vorwurfe dieses Lasters, den einige dem Sokrates gemacht haben, befreyet ihn zulänglich das Stillschweigen solcher Feinde, die nichts würden verschwiegen haben, was sie vom Sokrates schändliches gewußt hätten, als des Anytus und Melitus seiner Ankläger, des Aristophanes. Maximus Tyrius hat schon die Beschuldigungen der Alten beantwortet, und Herrn Gesnern veranlaßet zu gegenwärtiger Untersuchung, bloß einiger neuern Wiederholung derselben. Platons Gespräche, aus welchem man die meisten Gründe dazu hernimmt, wird von wenigen heut zu Tage in der Grundsprache gelesen, die die Schreibart und einiger Stellen Tieffinnigkeit davon abschrecken, auf die bisherigen Uebersetzungen aber, darf man sich gar nicht verlassen. Es handelt zwar von der Liebe aber auf keine strafbare Art, da Sokrates dem Hippothales weist, wenn er vom Isides geliebet seyn wolle, so müsse er dem Knaben nicht schmeicheln, dadurch er ihn nur stolz machen würde, sondern ihm vielmehr seine Fehler zeigen. Daß Plato denen, die er Gespräche halten lassen, und besonders dem Sokrates viel erdichtete Dinge in den Mund gelegt, ist ausgemacht. Herr G. erzählet den Inhalt des Gespräches ausführlich, und handelt bey einer gegebenen Veranlassung von verschiedenem, was die Alten, die Physiognomie betreffend geglaubet haben. Er zeigt darauf, daß es bey den Griechen eine untadelhafte und selbst lobenswürdige Knabenliebe gegeben,

durch welche junge Leute, vermöge der Begierde zu gefallen, zu Tugenden, und besonders zur Tapferkeit im Kriege angetrieben worden. Darauf zeigt Herr G. daß in Platons Gastmahl Sokrates durch des Alcibiades eigene Erzählung vollkommen gerechtfertiget werde, und aus Xenophons Gastmahl läßt sich eben so wenig eine Beschuldigung dieser Art herausbringen. Ob Sokrates zwey Weiber gehabt habe, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen, wosern es aber geschehen ist, hat er keinen Vorwurf deswegen verdienet, weil die Athenienser, um diese Zeit solches zur Bevölkering ihres durch Kriege erschöpften Landes verstattet hatten.

Als ein Zusatz zu einer Stelle dieser Abhandlung, wo des Sokrates Gestalt mit einem Esel verglichen wird, ist eine Sammlung der Stellen, welche die Hochachtung der Alten für die Esel zeigen, *corollarium de antiqua asinorum honestate*, beygefügt.

Herr Professor Michaelis handelt von dem Werthe des jüdischen Sekels vor der babylonischen Gefängniß. Herr M. hat außerordentliche Mühe und Gelehrsamkeit angewandt, mehr die Irrthümer hierinnen zu widerlegen, als etwas Zuverlässiges heraus zu bringen. Seine Gedanken sind gewesen, den Werth des jüdischen Sekels, durch die Vergleichung mit Gewichten, durch die Schätzung der Sachen, die dafür haben können gekauft werden u. s. w. auszumachen, und dieses führet ihn in eine Menge und Mannichfaltigkeit von Untersuchungen. Bey Gelegenheit desjenigen, was David dem Salomo zum Tempelbaue hinterlassen, und um die Größe dieser Summe glaubwürdig zu machen, die der Ueberwin-

der

der der Phönizier in Syrien, der Syrer, und der Araber konnte zusammen gebracht haben, wird der Reichthum der Harzbergwerke angegeben, aus denen jährlich mehr als 80000 Mark Silber kommen. Das Gewichte von Goliaths Panzer, welches 1 Sam. XVII, 5. 5000 Sekel Erzes angegeben wird, hat Herr M. auch vorgenommen. Der Zusatz: Erzes, zeigt an, daß der Panzer noch aus anderer Materie bestanden; vermuthlich aus Leinewad, die mit ehernen Schuppen überlegt war, mehr durch derselben Glätte die Stöße und Schüsse abglitschen zu machen, als solchen selbst zu widerstehen, welches letztere Amt der Leinewand überlassen war. Tacitus, Hist. L. I. c. 79. erwähnt Panzer barbarischer Völker, die aus sehr hartem Leder gemacht waren. Sphifrates und Galba hatten, wie Cornelius Nepos und Sueton erwähnen, leinene, und daß die Hebräer dergleichen auch geführt, erhellet aus 2 B. Mos. XXVIII, 32. In dem benachbarten Aegypten, dem Vaterlande der Philister, waren die leinenen Panzer sehr gebräuchlich. (Plin. H. N. L. XVIII. c. 2. Herodot. L. III. c. 47.) Man sieht hieraus, daß der Sekel nicht, wie viele glauben, für den alexandrinischen, oder für die römische halbe Unze kann angenommen werden. Clericus glaubet zwar, dieses Gewichte sey für einen so großen Körper nicht zu viel, und müsse auch so groß seyn, wenn die Schuppen hätten stark genug seyn sollen, den Riesen zu schützen; aber er bedenkt nicht, daß die Stöße auszuhalten, die leinene Bedeckung genug war, wie das schon angeführte Beispiel des Galba beim Sueton zeigt, bey welcher Stelle man des Pitiscus

Anmerkungen diesermwegen nachzulesen hat. Daß diese leinene Bedeckung eine große Last müsse gehabt haben, erhellet daraus, weil die Aegyptier dergleichen Panzer hatten, wo jeder Faden aus 365 andern Fäden bestand, wie Herodot. und Plin. a. a. O. bezeugen; setzt man zu diesem Gewichte 250 Pf. Troygewichte, (so viel betragen 5000 Sefel nach den Gedanken derer, die den alexandrinischen hier verstehen,) oder  $224\frac{6}{11}$  Pf. kölnisch, so müßte diese Last, nebst den übrigen Waffen, auch einen Riesen zu Boden gedrückt haben. Man muß dabey noch überlegen, daß diese 250 Pf. bey weiten nicht den ganzen Körper zu bedecken wären angewandt worden. Der Rücken war bey einem Soldaten, der stehen, und nicht wie die Parther fliehend fechten sollte, wohl unbedeckt, auch die Füße hatten eine andere Beschirmung: Also bedeckte der Panzer kaum 11 rheinische Quadratzuß, welches folgendergestalt berechnet wird. Bey dem sechsellichten Riesen konnte wohl die Länge zwischen dem Halse und den Füßen kaum mehr als 2 Ellen betragen, welches 3 rheinische Fuß und 7, 776 Zoll beträgt. Man setze sie 4 Fuß; den Körper vorne zu bedecken, war eine Breite von 3 Fuß genug. So bekömmt die Fläche des Panzers 12 Quadratzuß, und wird ein wenig unter 11 haben, wenn man die Länge nicht völlig 4 Fuß rechnet. Nimmt man also diese Fläche 12 F. an, so kann man noch was abrechnen. Nun machen 50 Pf. kölnisch Eisen einen Cubikfuß; also geben  $224\frac{6}{11}$  Pf. einen gebierten Fuß Eisen mit einer Dicke von 5 Zoll und  $10\frac{1}{2}\frac{3}{8}$  Lin. rheinl. Beträgt die Fläche des Panzers zwölf Quadratzuß, so ist seine

Dicke

Dicke  $\frac{1}{2}$  von der angegebenen, oder  $5\frac{3}{4}$  Linien, allemal die von den alexandrinischen Dollmetschern und allen Juden angenommene Größe des Sekels vorausgesetzt; man lasse, weil sich das Eisen zusammenschmieden läßt, den Bruch, ob er gleich fast ein ganzes beträgt, abgehen, so bleibt noch eine so ungeheure Dicke übrig, daß unsere Cuirasse, die doch so gar Schüsse aushalten, nur den fünften Theil davon haben. Herr M. hat sich diesermwegen in einer Gewehrfabrik erkundigen lassen, und die Nachricht erhalten, die Cuirasse machten das Mittel von einem starken und kleinern Messerrücken aus, und ließen an den Seiten dünner zu. Er hat auch durch des Herrn von Haller Vorschub, Maße von bernischen Harnischen bekommen; da denn der alten Dicke drittehalbe Pariserlinien, der neuern eine ist befunden worden; bekanntermaßen aber haben die Schweizer die stärksten Harnische geführt. Das Erz an Goliaths Panzer ist vermuthlich noch dünner als bey unsern Cuirasirern gewesen, da es über Leinwand gezogen war, und nur Pfeilen und Degen widerstehen durfte; und eine halbe Linie dicke ist, vermuthlich für diese über die Leinwand gelegte Schuppen genug gewesen. also ist der Sekel, nach welchem Goliaths Panzer angegeben wird, gewiß kleiner als der alexandrinische gewesen. Eben so wenig kann man die Spitze an Goliaths Spieße 1 Sam. XVI, 7. und an eines andern Riesen seinen 2 Sam. XXI, 16. darnach rechnen, da die erste 30 Pf. Iron gewogen, oder  $24\frac{1}{4}$  köln. würde eine Last, die auch von einem Riesen am Ende eines langen Spießes nicht zu regieren ist. Aus dieser Probe wird man sehen, wie sorgfältig, mühsam und

und zugleich scharfsinnig Herrn M. Untersuchungen sind, zugleich aber, wie lehrreich und angenehm sie ihrer Mannichfaltigkeit wegen auch für Leser seyn können, die sich sonst eben nicht für verbunden achten, von der Hauptsache genaue Kenntniß zu haben. So gut als sich bey so vielen Schwierigkeiten etwas ausmachen läßt, thut er folgendes dar: Der Sefel ist dreysach gewesen; der königliche  $\frac{1}{2}$  der römischen Unze, der mosaische  $\frac{1}{2}$  derselben, und der Kaufmannsefel, der ungefähr mit dem babylonischen Sigla oder Gresso übereinstimmt, welcher  $\frac{1}{2}$  der Unze gewesen ist. Die Gera, der zwanzigste Theil des mosaischen Sefels war eigentlich eine Meermuschel, der sich die Alten an Geldes statt bedienet haben.

Der Herr von Haller handelt von den Theilen des menschlichen Körpers, welche für den Reiz empfindlich sind. Diese Abhandlung ist so voll neuer und wichtiger Versuche, daß sie verdienet, ganz deutsch gelesen zu werden, und diesermwegen wird hier keine weitläufigere Anzeige von ihr gethan.

Herr Tobias Mayer untersucht die Parallaxe des Mondes, und desselben Entfernung von der Erde. Er setzt, der Mond bewege sich in der Fläche des Aequators um die Erde, welches man annehmen darf, weil er davon nicht viel abweicht. Nun weiß man aus den Beobachtungen die Verhältniß des Durchmessers vom Aequator zur Ure der Erde, imgleichen die Länge des Secundenpenduls unter dem Aequator, und also die Stärke der Schwere daselbst, und folglich die Stärke der Schwere in der Gegend, wo der Mond um die Erde geht, dessen mittlere Weite hier so, wie man mit unbekannten Größen in algebraischen Rech-



Rechnungen verfährt, gebraucht wird. Die Periode des Mondes um die Erde, d. i. die Zeit eines Monats, ist auch bekannt, und wenn man dazu den Lehrsatz nimmt, daß sich die Centralkraft verkehrt, wie die Quadrate der periodischen Zeiten mit den Halbmessern der Kreise dividirt verhalten, so erhält man eine Gleichung, aus der Herr M. endlich nach vollführter Rechnung und Wegwerfung zu kleiner Glieder, die Weite des Mondes von der Erde  $= 59, 89^{\frac{1}{2}} R$  ( $1 + m$ ) findet, wo die Ziffern sich auf den Halbmesser der Erde, als die Einheit beziehen, und  $1 : m$  die Verhältniß der Masse der Erde zur Masse des Mondes ist. Diese Weite kann also nicht kleiner werden, als 59, 89 des Halbmessers der Erde, denn so groß ist sie noch, wenn die Masse des Mondes gar nichts ist, oder welches eben das giebt, wenn der Mond keine anziehende Kraft besitzt. Diejenigen also, welche läugnen, daß die Erde gegen den Mond schwer sey, wie der Mond gegen sie schwer ist, haben hier ein Mittel, ihre Meinung, welche sonst durch keine Erscheinung unterstützt wird, um etwas wahrscheinlich zu machen, wenn sie darthun können, daß die Weite des Mondes von der Erde nur 59, 89 Halbmesser der Erde übertreffe. Aber der neuern Sternforscher Beobachtungen, geben Anlaß, sie für größer zu halten, und die Hypothese, der gegenseitigen Schwere stimmt mit allen Erscheinungen überein. Herr Maier nimmt mit Herrn Dan. Bernouilli an, die Masse des Mondes sey  $\frac{1}{80}$  der Erdmasse, woraus denn die gefundene Weite 60, 17, und der Winkel, unter welchen des Aequators Durchmesser

messer im Monde erscheint, die Aequatorialparallaxe 57 M. 8 Sec. folget. Nun hat Herr Mayer durch oft wiederholte Beobachtungen den scheinbaren Durchmesser des Mondes in der mittlern Weite 31 M. 10 Sec. gefunden, woraus die Verhältniß des Durchmessers des Mondes, zum Durchmesser unsers Aequators, wie 6 : 11, oder wie 32 M. zu 58 M. 40 S. folget, welche Verhältniß zwischen Hallens und Casinis Bestimmungen derselben fällt, und mit des de la Hire seiner übereinstimmt, daß also die Theorie hie mit den Beobachtungen eins ist.

Nun suchet Herr M. eben dieses aus Beobachtungen zu bestimmen, zu deren Gebrauche er erst ohne Beweis Formeln liefert, die Parallaxen der Höhen und des Azimuths der Declinationen und Rectascensionen, der Längen und Breiten zu finden. Die Parallaxe des Azimuths kömmt nur bey der von der völligen Kugelrundung abweichenden Erde vor, weil da die Verticallinie nicht durch der Erde Mittelpunct geht. Er erzählet hierauf verschiedene zu seinem Zwecke dienende Beobachtungen vom Monde bedeckter Fixsterne, die er und Herr Lomicz gehalten, und sehet auch nach denselben die Verhältniß des scheinbaren Durchmessers vom Monde zu dessen Aequatorialparallaxe, wie 6 : 11, wobey er einen Irrthum von 5 bis 8 Sec. nicht in Abrede seyn will.

Prof. Kästner betrachtet die Abweichungen der Strahlen, die in Gläsern gebrochen werden, wegen der verschiedenen Brechung verschiedener Farben. Daß sphärische Gläser nicht alle Strahlen, die aus einem Puncte auffallen, wieder in einem Puncte vereinigen kön-

können, ist bekannt, und der Verfasser hat die davon ober von der Gestalt der Gläser herrührende Abweichung im I Theile dieser Schriften untersucht. In dessen ließen sich Gläser erdenken, die für ein gegebenes Geseß der Brechung alle aus einem Puncte kommende Strahlen wieder in einen Punct brächten. Cartesius in seiner Dioptrik, und Joh. Bernoulli in der VI Lectione Hospitaliana haben dieses gewiesen. Eben deswegen haben sich auch die Künstler sonst eifrig bemühet, hyperbolische und elliptische Gläser zu machen, und Newton selbst hat sich damit beschäftigt, bis er seine Entdeckungen von den Farben selbst bey Veranlassung solcher Arbeiten machte. Denn da sahe er sogleich ein, daß Gläser, die alle Strahlen von einer Art auf das genaueste zusammen brächten, solches doch nicht bey Strahlen von verschiedener Art bewerkstelligen könnten. In gegenwärtiger Abhandlung, welche als eine Fortsetzung der vorigen anzusehen ist, werden also die Fehler untersucht, welche daher entstehen, daß ein Strahl mehr als der andere auf eben die Art einfallende gebrochen wird. Ihre Größe kommt nur auf die Brennweite und nicht auf die Gestalt des Glases an, und sie sind so beträchtlich, daß der Irrthum, den die Gestalt des Glases giebt, meistens gegen sie nicht zu rechnen ist. Dieses nun auf die optischen Werkzeuge anzuwenden, wird eine Hypothese angenommen. Wenn die Strahlen, die von einem einzigen Puncte herkommen, wegen der Brechung der Gläser sich auf dem Boden des Auges nicht wieder in einen Punct sammeln, sondern daselbst einen kleinen Kreis ausfüllen, so wird das Sehen undeutlich, und die Undeutlichkeit verhält sich wie

wie die Fläche dieses Abweichungskreises im Auge. Die Undeutlichkeit folget daraus, weil auf diese Art die Strahlen von jedem Puncte der Sache Abweichungskreise machen werden, die in einander gehen, so daß auf einen Punct des Bodens vom Auge Strahlen von verschiedenen Puncten der Sache kommen; aber aus der allgemeinen Theorie der Empfindungen ist klar, daß eine Empfindung undeutlich wird, wenn auf einen und denselben Theil des Empfindungswerkzeuges verschiedene Dinge zugleich wirken. Aber dieser Abweichungskreis im Auge richtet sich nach einem andern gewissen Abweichungskreise, den eben die Brechung der verschiedenen Farbenstrahlen verursacht, und so läßt sich die Undeutlichkeit aus Betrachtung des letztern Abweichungskreises, d. i. aus der Beschaffenheit des optischen Werkzeuges bestimmen. Daraus wird alsdenn Hungens Regel von Einrichtung der Ferngläser nach einem gewissen, das man durch die Erfahrung gut befunden hat, und zur Grundregel annimmt, hergeleitet, und ihr Gebrauch erläutert.

Herr Segner handelt von der Parallaxe des astronomischen Meses. Er hatte im vorigen Theile angegeben, wie man das Mikrometerneß in den Fernröhren, so daß es mehr fassete, verbessern könnte. Das Mikrometerneß misst den Abstand der Bilder der verschiedenen Puncte des Gegenstandes von der Ase; Jedes aber dieser Bilder ist ein Vereinigungspunct der Strahlen, welche von dem Puncte, dessen Bild es ist, auf das Vorderglas fallen, und von diesem gebrochen werden. Diese Vereinigungspuncte, diese Scheitel der gebrochenen Strahlenkegel, liegen eigentlich

lich nicht in einer ebenen Fläche, sondern in einer Kugelfläche, deren Mittelpunkt das Mittel des Vorderglases ist. Aus der Betrachtung, daß diese Kugelfläche von einer ebenen in ziemlichem Abstände von der Ase nicht merklich abweiche, hat Herr Segner eben im vorigen Aufsatze, das Feld des Mikrometers zu erweitern gelehret: Aber da diese Abweichung, so geringe sie auch ist, doch einen Irrthum verursache, wenn man setzt, diese Scheitel der gebrochenen Strahlenkegel befinden sich in der Ebene des Mikrometers, da sie sich wirklich in einer Kugelfläche befinden, so entsteht daraus eben die Parallaxe, die Herr S. hier betrachtet, und so viel sich thun läßt, vermeiden oder vermindern lehret. Die Art, wie er solches verrichtet, ist ohne Zeichnungen hier nicht verständlich zu erzählen.

Herr Hollmann giebt von ungeheuren Knochen Nachricht, die im Amte Herzberg 1751 ausgegraben worden. Er hat sie durch den Vorschub des königl. Oberamtmanns, Herrn Nanne, erhalten. Die Bauern haben ihrer 29 an der Zahl im Mergel gefunden, dessen sie sich, ihre Felder fruchtbar zu machen bedienen, und der Mergel selbst hat sich überall an die Knochen angehängt. Noch andere von diesen Knochen hat Herr H. nicht erhalten, sondern sie sind anders zerstreuet worden. Von Herrn H. seinen gehörenden einige, aber am übelsten zugerichtete zu Hirnschädeln. In einem dieser Stücke ist das zellenförmige knochichte Wesen, das sich zwischen den beyden Tafeln des Hirnschädels befindet, fast 3 Zoll 4 Linien londner Maasß dicke. Aus dieser Größe, der die übrigen gemäß sind, sollte man folgern, die Knochen

hätten Elephanten zugehöret: Aber Herr H. zeigt, daß sie etwas kleiner sind, als die Knochen eines Elephanten, deren Abmessungen in den philos. Trans. gegeben werden, daß auch die Verhältnisse, die bey erwähnten Elephantenknochen sind gefunden worden, hier nicht angetroffen werden, und daß endlich die ausgegrabenen Knochen, in Vergleichung mit ihrer Länge zu dicke sind, als daß sie könnten einem jungen Elephanten zugeeignet werden. Da sie aber doch einem vierfüßigen und sehr großen Thiere müssen zugehöret haben, so muthmaßet Herr H. sie seyn von einem Rhinoceros, welches mit den Abmessungen des Rhinoceros, das man vor einigen Jahren in Deutschland zur Schau herum geführt, wie der Besitzer des Thieres solche in seinem gedruckten Zettel angegeben, ziemlich übereinstimmt.

Herr H. setzt diese Untersuchung in einer andern Abhandlung fort. Er beschreibt darinnen noch mehr der ausgegrabenen Knochen, und unter andern Zähne. Er hatte von diesen Zähnen einen Herr Meckeln mitgegeben, solchen mit den Zähnen des Nashorns zu vergleichen, wenn er dasselbe auf einer Reise, die er vornahm, anträfe. Herr Meckel hat es auch zu Paris gefunden, und versichert, daß der Backzahn, den ihm Herr H. mitgegeben, des Rhinoceros seinen vollkommen ähnlich, nur an der Größe unterschieden sey. Abzeichnen hat er die Zähne bey dem lebendigen Rhinoceros nicht können, weil man sie nur auf die Augenblicke zu sehen bekommt, da das Thier den Kachen öffnet, Fressen zu verschlingen. Zuletzt beschreibt Herr H. noch die Beschaffenheit des Ortes, wo diese Knochen gefunden worden, welches Hoffnung giebt, daß



daß man deren noch mehr finden werde. Herr Nanne hat diese Beschreibung Herr Hollmannen übersandt, Herr Hollmann aber sie bey einer dahin angestellten Reise richtig befunden. Eine sehr wahrscheinliche Muthmaßung Herrn Nannens ist: an dem Hügel, wo sie gefunden worden, den ein ziemlich tiefes Thal von dem umliegenden Harzgebirge absondert, sey vor diesem ein Wasserwirbel gewesen, den die Zurückprallung des Wassers von den Harzgebirgen verursacht, und dieser Wirbel habe die Knochen, nebst dem Mergel, in dem sie stecken, zusammengeführt. Die Knochen werden abgebildet vorgestellt, und die Erklärung dieser Abbildungen ist beygefüget.

Herr Gesner beschreibt einen alten Marmorstein zu Cassel, der Loblieder auf den Aeskulap, die Hygea, den Telesphorus vorstellt. Die Regimenter, welche Landgraf Carl im vorigen Jahrhunderte den Venetianern zu Hülfe geschickt, haben ihn 1688 aus der Nachbarschaft von Athen mitgebracht. Das Lied auf die Hygea ist beyhm Athenäus zu lesen, und verschiedemal herausgegeben worden, das aber auf den Telesphorus kann sowohl wegen der Fehler, die der Arbeiter gemacht, als wegen der Beschädigung, die der Stein gelitten, Kennern der Alterthümer Anlaß geben, ihre Kräfte zu prüfen. Herr G. hat solches so genau als möglich, in Kupfer stechen lassen, und füget demselben und den übrigen solche Ergänzungen und Anmerkungen bey, wie nur von ihm herkommen können.

Herr Mayer giebt eine neue Methode, die Werkzeuge zum Winkelmessen vollkommener zu machen, und selbst ein neues Werkzeug zum Winkelmessen.

Man stelle sich zwey Liniale vor, deren eines unbeweglich bleibt, das andere sich um eine senkrecht auf beyder Liniale Fläche stehende Axe drehen läßt; kurz, so viel, als ein gemeines Astrolabium übrig behalten würde, wenn man von ihm den eingetheilten halben Kreis, und von seinen beyden Linialen, die Absichten wegnähme. An jedem Ende jedes Linials sey ein Punct bezeichnet, und diese vier Puncte stehen von der Axe des Umdrehens in gleicher Entfernung, und jede zweene Puncte auf einem Liniale liegen in einer geraden Linie mit dem Mittelpuncte der Axe des Umdrehens. Man nimmt die Weite jedes dieser Puncte vom Mittelpuncte der Axe des Umdrehens für den Halbmesser an, und beschreibt, weil selbiger zugleich die Sehne von 60 Gr. ist, einen geradelinichten Transporteur, der sich für diesen Halbmesser schickt. Man hat also allemal den Winkel, den die Liniale mit einander machen, wenn man die Weite des Endpunctes von dem einen Liniale, und des Endpunctes vom andern, mit einem Handzirkel mißt, und auf diesen geradelinichten Transporteur trägt, welcher solchergestalt die Stelle des eingetheilten Halbkreises bey den gemeinen Werkzeugen vertritt. Nun sind auf keinem von beyden Linialen Absichten; auf das bewegliche aber wird auf die gewöhnliche Art ein astronomisches Fernrohr angebracht, in dessen Brennpuncte Herr M. ein Stücke Glas mit zwey einander senkrecht durchkreuzenden Linien, die man mit einem Diamante darauf ziehen kann, setzet. Wenn er nun mit diesem Werkzeuge messen will, was zwey Linien von zweyen Gegenständen an den Ort, wo es steht, hingezogen, für einen Winkel mit einander machen,

so verfährt er folgendergestalt : Er giebt dem unbeweglichen Liniale eine willkührliche unveränderliche Lage ; sieht alsdenn durch das Fernrohr nach einem der Gegenstände, und findet den Winkel, den die dahin gehende Linie mit der unbeweglichen Regel macht, auf die nur angewiesene Art. Eben das Verfahren wiederholet er mit dem andern Gegenstande, und hat also den Winkel, den die Linien nach beyden Gegenständen mit einander machen, aus dem Unterschiede, oder der Summe dieser beyden Winkel. Man kann bey diesem einfachen Verfahren nicht über drey Minuten fehlen \*. Aber diesen Fehler noch zu ver-

F 3

min.

\* Man wird den Halbmesser des Werkzeuges, oder die Chorde des geradelinichten Transporteurs nicht genauer als in 1000 Theile eintheilen können. Nun verändern sich die Sinus, so lange sie zu Bogen unter 45 Grad gehören, so schnell, daß sie von drey zu drey, höchstens von 4 zu 4 Minuten, in Tausendtheilchen des Halbmessers von einander unterschieden werden, und dieses gilt auch für diese Sinus verdoppelt, nämlich für die Chorden ihrer verdoppelten Bogen. Also kann man vermittelst des geradelinichten Transporteurs jeden Winkel, der unter 90 Grad ist, auf drey Minuten genau haben, und weiter erstrecket Herr M. seinen Transporteur nicht, sondern findet Winkel über 90 Grad, durch ihre Nebenwinkel. Man setze, der Irrthum, der also bey einem Winkel kann begangen werden, heiße Z. Die Größe des Winkels, wie man sie findet, sey  $= A$ , da sie  $A + Z$  oder  $A - Z$  eigentlich seyn sollte. Man setze also, es werde der kleinere Winkel von der Größe  $A$  angenommen, der eigentlich die Größe  $A - Z$  hat : Der größere Winkel werde  $= B$  angenommen, da er eigentlich  $= B + Z$  seyn sollte. Dieses beydes sind Winkel der Gesichtslinien nach bey-

den

mindern, und den Winkel genauer zu finden, bedienet sich Herr Mayer einer sinnreichen Methode, die sich ohne Figuren nicht verstehen läßt, und im Hauptwerke darauf ankommt; er wiederholet die Arbeit, die für einen Winkel, den die Gesichtslinien von beyden Gegenständen mit einander machen, nöthig war, zu verschiedenenmalen, bis die Regel mit dem Fernrohre, ungefähr eine ganze Ummwendung verrichtet hat, und

den Gegenständen, mit der unbeweglichen Regel, und also könnte der Winkel beyder Gesichtslinien mit einander selbst, den man eigentlich sucht, eigentlich  $= B - A + 2Z$  seyn, wenn man ihn bey Weglassung der Fehler  $Z$ , nur  $B - A$  fände. Es scheint daher, als brächte Herr Mayers Art, diesen Winkel zu finden, ihn in die Gefahr des doppelten Fehlers, der bey einem einzelnen Winkel kann begangen werden. Allein die Hypothese  $A - Z$ ,  $B + Z$ , oder daß der Fehler, so begangen worden, daß bey dem völligen Verfahren ihre Summe zum Vorscheine kömmt, findet nur alsdenn statt, wenn ein Winkel zu groß, und der andere zu klein angenommen wird; Würde bey beyden einerley Fehler begangen, so hüben sich dieselben gar auf, und über dieses läßt sich aus der Größe der Chorde leicht beurtheilen, ob sie unter den drey oder vier Winkeln, denen sie zugehören kann, den größern oder kleinern zugehört, und allenfalls das Mittel nehmen, daß man also  $Z$  nicht drey Minuten, sondern ungefähr anderthalbe Minute setzen darf.

Das Bedenken könnte noch übrig bleiben, daß sich die unbewegliche Regel verrücken dürfte, und vielleicht wäre dieserwegen nicht undienlich, ein Paar gemeine Absichten an selbige zu machen, vermitteltst deren man sie nach einem mittelmäßig entlegenen Gegenstande richten, und sich dadurch versichern könnte, daß sie ihre Lage nicht geändert hätte.

gegen die andere wieder in eben die Lage ungefähr gekommen ist, die sie bey der ersten Arbeit dieser Art gegen einander hatten; Dadurch erhält er ein vielfaches von dem gesuchten Winkel, und der Fehler, der begangen werden kann, theilet sich dergestalt ein, daß man den Winkel auf 20 und weniger Secunden genau haben kann \*. Die Fehler, welche bey dieser Art, Winkel zu messen, vorkommen können, können von unrichtiger Abtheilung des geradelinichten Transporteurs, oder von Fehlern, die man bey dem Abnehmen und Messen der Chorden begeht, oder endlich davon herrühren, daß man das Fernrohr nicht nach einem einzigen untheilbaren Puncte zu richten vermögend ist. Des geradelinichten Transporteurs Irrthümer darf man sich nur anmerken und in ein Verzeichniß bringen, damit man die Winkel darnach richtig abmessen kann; wegen des zweiten Ursprungs der Fehler muß man alle mögliche Behutsamkeit brauchen; des dritten Größe aber hat er folgendermaßen bestimmt. Er hat einen Raum mit zehn starken schwarzen gleichlaufenden Strichen unterschieden, so daß zwischen jedem Paar Striche ein weißer Streifen von gleicher Breite mit den Strichen gewesen, die Breite hat  $\frac{2}{3}$  einer Linie betragen. Er hat diesen abgetheilten Raum, weil er kurzsichtig ist, mit einem Hohlglase betrachtet, und ist so weit zurücke gegangen,

E 4

\* Nur möchten vielleicht die vielen Wiederholungen, die zu dieser genauen Bestimmung nöthig sind, langweilig fallen, und sich dadurch, obwohl bey Leuten, die nicht mit Herrn Mayers Geschicklichkeit arbeiteten, größere Fehler aufhäufen, als diese Wiederholungen vermeiden sollen.

gen, bis ihm die weißen und schwarzen Plätze vermengt erschienen. Seine Entfernung ist alsdenn 30 Zoll gewesen, und da in diesem Abstände die Breite von  $\frac{2}{30}$  einer Linie unter einem Winkel von 1 M. 54 Sec. eingefallen ist, so macht er daraus den Schluß, was unter einem kleinern Winkel als 2 Min. einfallen dem Auge nicht mehr empfindlich \*. Eben das haben auch andere, deren Gesichte besser beschaffen gewesen ist, ihm bestätigt. Also kann man durch bloßes Absehen, ohne Fernrohr, einen Winkel nicht genauer als auf 2 Min. haben, welches Herr M. zu Beurtheilung der astronomischen Beobachtungen anwendet, und daraus erkläret, warum Tycho und Hevel bey allem angewandten Fleiße nicht richtiger beobachten können †. Da nun ein Fernrohr den

Sehe-

\* Robert Hooß setzet den Winkel unter dem eine Sache einfallen muß, wenn sie noch dem Auge empfindlich seyn soll, auf eine halbe Minute, und Smith (compleat System of optiks 97. §.) auf zween Drittheil einer Minute, wenn man Sachen bey Tage gegen den freyen Himmel, z. E. eine ausgeschnittene Scheibe betrachtet hat. Diese Art, den Versuch anzustellen, ist also vom Herrn M. seiner etwas verschieden; vielleicht aber ist Herrn M. seine zu der vorhabenden Absicht, da man doch meistens nicht nach einer ganzen Sache, sondern nach einem gewissen Merkzeichen darauf visiret, genauer eingerichtet.

† Bekanntermaßen hat Hooß diesen Einwurf Heveln schon gemacht; aber Hevel hat von der Schärfe seiner Beobachtungen Hallen gegenwärtig überführet. Man s. Hevelii Annum Climacter. und aus demselben Koss's astronom. Handb. 6 T. Herr Marinoni eignet gleichwohl den bloßen Absehen nur eine Schärfe auf

5 Mi-



Sehwinkel vergrößert, so verringert es nach eben dem Maaße, den Fehler, der mit dem bloßen Absehen könnte begangen werden. Wenn man z. E. zu einem solchen Werkzeuge ein Fernrohr von 3 Fuß gebraucht, das zwanzigmal vergrößerte, (und mehr Vergrößerung darf man ihm bey Beobachtungen auf der Erde wegen der nöthigen Helligkeit nicht geben,) so sieht durch dasselbe eine Sache, die dem bloßen Auge unter einem Winkel von  $\frac{2}{30}$  oder  $\frac{1}{15}$  einer Minute einfiel, so groß als dem bloßen Auge eine Sache, die einen Winkel von 2 Minuten machet. Also kann man diesen Fehler hierdurch von den 2 Min. auf die er bey bloßem Auge steigen kann, auf 6 Sec. vermindern. Und da sich die vergrößernden Kräfte der Fernröhre ungefähr wie die Quadrate ihrer Längen verhalten, so versertiget Herr M. eine Tafel, aus welcher zu sehen ist, wie groß dieser Fehler bey Fernröhren von der und jener Länge noch bleibt. Bey einem Fernrohre von 30 Fuß, pariser Maaß, wäre er noch  $1\frac{1}{2}$  Secunde, und bey einem von 6 Fuß, 4 Secunden. Man wird leicht begreifen, daß Herr M. dieses nicht zu gegenwärtiger Absicht, sondern wegen der Werkzeuge, die mit Fernröhren

F 5

ver-

5 Minuten zu, wenn man sie bey dem Meßtischen gebraucht. S. f. Buch de re ichnographica. Eben dasselbst verwirft er den Gebrauch des Fernrohres bey dem Feldmessen, wegen dessen mühsamer und aufhaltender Richtung. Doch bey großen Weiten, und wo man nicht mit den Meßtischen, wie er, sondern mit einem Winkelmesser arbeitet, scheint solcher allerdings vortheilhaft.

versehen werden, überhaupt anführet \*. Ein Fernrohr von 20 Zoll, wie sich zu seinem Werkzeuge schickt, vermindert diesen Fehler auf 12 Sec. Nimmt man nun noch die vorhin angezeigte Art durch wiederholte Abmessung des Winkels, die Fehler einzutheilen, dazu, wo sich auch vielleicht diese Fehler aufheben können, so sieht man leicht, daß dieses Werkzeug die Winkel sehr scharf giebt.

Der Herr von Haller theilet botanische Anmerkungen mit. Es sind Beschreibungen und Abbildungen von Pflanzen, davon genug seyn wird, den Liebhabern der Kräuterkennniß die Namen hier mitzutheilen. Die beschriebenen Pflanzen sind: 1) *Allium umbellatum, foliis fistulosis compressis radice reticulo obducta.* Der Herr von Haller hat es unter dem Namen *campestris inncifolii fl. alb. umb. Gerberi* erhalten. 2) *Allium radice simplici foliis gramineis, umbella simplici bicolore.* 3) *Porrum scapo nudo* anci-

\* Diese Lehre scheint bey alle dem für die Richtigkeit der astronomischen Beobachtungen gefährlich, da man auf etliche Secunden mit kurzen Fernröhren doch der Sache gewiß seyn will. Vielleicht ist bey den himmlischen Körpern ihres Lichtes wegen etwas empfindlich, das man unter eben dem Winkel, wenn es ein irdischer Gegenstand wäre, nicht empfinden würde; wie man Körper, die nicht mit eigenem Lichte strahlen, gewiß nicht sehen würde, wenn sie unter so unermesslich kleinen Winkeln uns in das Auge fielen, wie die größten Fixsterne; vielleicht thut auch bey den astronomischen Beobachtungen die Gewohnheit das beste, daß man aus vielen das Mittel nimmt, wodurch sich die Fehler eintheilen, und oft aufheben.

ancipiti, antequam floruerit nutante foliis ensiformibus, hinc paulo conuexioribus. Gmelini Fl. Sib. T. I. p. 15. n. 18. 4) *Allium* scapo ancipiti teretiusculo foliis ensif. hinc paulo conuexiorib. Gmel. Fl. Sib. T. I. p. 53. n. 7. Diese Allia füget Herr von Haller seiner Abhandlung von den Alliis bey, und verbessert eines und das andere in derselben. 5) *Astragalus* filiquis recuruis depressis, hirsutis. 6) *Astrag.* caule erecto, ex alis spicifero, filiquis teretibus hirsutis. 7) *Clymen.* fl. purpureo filiqu. congestis articulatis incuruis. En. hort. Gott. p. 65. oder wie der Herr von Haller die Pflanze nun nennet: *Lathyrus foliorum parib. quinque fl. racemosis filiqu. incuruis.* 8) *Melilotus* foliis hirsutis, rariter dentatis scapo paucifloro. 9) *Teuerium* foliis corolatis, crenatis, petiolatis, spicis oblongis densissimis. 10) *Moldauica* fol. cordato triangularib. ferratis. 11) *Cataria* fl. inuersis. 12) *Elitis* caule erecto fl. masculin. caulem et ramos terminantibus. 13) *Triclis* fol. verticillat. pentastemon. 14) *Chenopodium* caule brachiato, ramosissimo fl. spinulis insidentibus. 15) *Sesels* foliis glaucis, rad. praelonga, seminib. subhirsutis. 16) *Rhamnus* non spinos. fol. glabr. crenat. 17) Einige Anmerkungen von der Peloria, wo gewiesen wird, daß dieses keine neue Art von Pflanzen, sondern nur eine sonderbare Ausartung der Elatine sey, welche zugleich darthut, daß in den Pflanzen die Theile nicht alle vorher gebildet sind, und ausgewickelt, sondern gebildet werden, wie schon die gefüllten Blumen längstens hätten lehren können. Abbildungen werden gegeben von 1. 2. 5. 6. 9. 11. 12. 13. 14. 16.

17. von Herr

Herr Joh. Ge. Röderer handelt vom Mondkalbe (Mola). Er glaubt, ein Mondkalb entstehe, wenn die Frucht in Vergleichung mit dem was sie einschließt, dem gefäßreichen Theile des Eies, nicht genugsam wächst, sondern zu klein bleibt, dieser Theil aber sich in einen unförmlichen Körper verwandelt, und so ans Tageslicht gebracht wird. Er bestätigt dieses durch Geschichte von Mondkalbern, in denen man die Frucht noch sehr klein gefunden hat, und glaubt, daß die Frucht bey der Entbindung von einem solchen Mondkalbe meistens im Blute u. d. g. verloren gehe, deswegen er seine Meynung vornehmlich durch die sorgfältige Beschreibung eines solchen Mondkalbes, das er in einer aufgeschnittenen trächtigen Hündinn gefunden, in Vergleichung mit dem natürlichen Zustande, unterstützt.

Herr Zinn liefert fünf Beobachtungen von Krankheiten; sie sind meistens chirurgisch, im Lazarethe angestellet, und lehrreich. Zur Probe mag die letzte dienen: Einer unverheiratheten Weibespersion von 30 Jahren, die harter Arbeit gewohnt, übrigens aber vollkommen gesund war, ist die Brust, wegen eines Krebschadens abgeschnitten worden, den sie sich durch Druck an die Brustdrüse zugezogen hatte, da sie täglich durch Drucken an einer Walkerpresse den Ziehpenkel herumgetrieben. Als sie ins Lazareth kam, waren einige Drüsen unter den Achseln schon scirrhus und verhärtet, und diese Geschwulst ist bey entstandener Schwärung in der benachbarten Wunde vergestalt vergangen, daß man auch den Ort nicht mehr sieht, wo sie gewesen ist, die ziemlich große Wunde aber ist ohne einigen übeln Zufall geheilet worden.

Bisher

Bisher haben sich alle vor Abschneiden der Brust, wenn die Drüsen unter den Achseln schon verstopft gewesen, gesürchtet.

Herr Withof theilet die Zergliederung des menschlichen Haares mit, die völlig deutsch gelesen zu werden verdienet.

Herr Mayer liefert neue Tafeln für Berechnung der Bewegungen der Sonne und des Mondes. Die Mondestafeln stimmen mit den Beobachtungen so genau überein, daß sie keinen Irrthum von 2 Min. und meistens nicht von 1 Min. geben. Sie sind der newtonischen Theorie gemäß, und nach den vom Herrn Eulern, dem die Mondtheorie so viel zu danken hat, dabey angebrachten Kunstgriffe verfertiget, und auf eine geschickte Art auch zur Bequemlichkeit der Rechnungen eingerichtet; dieses ist alles, was sich davon sagen läßt. Uebrigens zeigt Herr M. aus Vergleichung der alten Beobachtungen mit den neuern, daß die Bewegung des Mondes igo schneller sey, als vordem. Er weist dieses besonders aus ein Paar arabischen Beobachtungen, von Sonnenfinsternissen, die das Vorzügliche haben, daß bey ihnen im Anfange und am Ende sind Sonnenhöhen genommen worden, und man also die Zeit genau wissen kann. Aber auch schon die neuern und richtig angestellten Beobachtungen der Finsternisse etwa seit 60 Jahren her entdecken diese Beschleunigung.

Herr Zinn theilet Beobachtungen von verhärteten Geschwülsten (Scirrhis) des Gehirns und Gehirns mit, welche diesen Band schließen.



\* \* \* \* \*

V.

# Nachricht von einem neuen Mikrometer,

aus einem Schreiben

D. Robert Smith\* an Prof. Kästnern,  
aus dem Englischen übersezt.

Cambridge 4 April 1754.

**I**ch kann dieses Blatt mit nichts besser ausfüllen, als damit, daß ich ihnen die Nachricht ertheile, daß unlängst hier ein neues Mikrometer ist erfunden worden, welches alle schon vorhandene weit übertrifft. Es besteht aus einem Objectivglase, das in zwey Theile zerschnitten und an das Objectivende eines Spiegelteleskops angebracht ist. Es hat keine Schrauben, folglich braucht man dieselben bey Nacht nicht, zu erleuchten; es erfordert auch nicht, daß das Werkzeug feste steht, wenn man es gebraucht. Man kann damit bey starkem Winde so genau als im stillsten Wetter in einem Zimmer beobachten. Die Beobachtungen, die man damit anstellet, sind so richtig, daß sie auch ofte wiederholet, nie eine Secunde eines Winkels von einander unterschieden sind, und man verrichtet die Beobachtungen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, so daß zehn Beobachtungen in der Zeit können angestellt werden, die man bey dem gemei-

\* Master of Trinity Colledge zu Cambridge, der Verfasser des compleat System of Optiks.

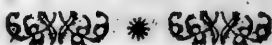


gemeinen Mikrometer zu einer braucht. Ich muß Ihnen doch Herrn Shorts ganzen Brief an Don George Juan herschreiben, da er sehr wohl zu lesen ist. Er saget: das Mikrometer von dieser Art, dessen ich mich bediene, und welches das einzige bisher noch gemachte ist, besteht aus einem Objectivglase von 40 Fuß Brennweite an ein Spiegelteleskop angebracht, das 2 Fuß Brennweite hat. Vermittelt dieses Mikrometers habe ich die Durchmesser aller Planeten gemessen, und finde sie ansehnlich kleiner, als sie bisher von den geschicktesten Sternkundigern, vermittelt der besten Werkzeuge sind bestimmt worden. Der Durchmesser der Sonne wird auch kleiner gefunden, als ihn alle astronomische Tafeln geben. Die Verhältniß der Ape des Jupiters zum Durchmesser seines Aequators wird anders gefunden, als Hr. Pound sie vermittelt einer zu Wanstead mit dem hugenischen 120schuhigen Glase gehaltenen Beobachtung bestimmt hatte. Ein anderer Vortheil bey diesem sehr richtigen Werkzeuge ist, daß man die Winkel in allen Richtungen so genau, als in der, welche auf die tägliche Bewegung, oder auf den Aequator rechtwinklicht ist, messen kann. Ich habe mich daher so oft als möglich bemühet, die Durchmesser des Mondes zu messen, weil auf diese Art die Theorie des Mondes vollkommen kann gemacht werden. Die Monddurchmesser, welche ich durch diese Beobachtungen gefunden habe, sind von denen, die man aus Dr. Halleys Tafeln berechnet hatte, nie über 3 Sec. aber von denen, die Casinis Tafeln gaben, oft um 15 Secunden unterschieden gewesen, daß also Halleys seine auf eine genauere Theorie gebauet sind. Soweit Herr Short. Des Erfinders Name ist Herr Dolland.

# Inhalt

des dritten Stückes im dreyzehnten Bande.

- 1) Albrecht von Haller, von den empfindlichen und reizbaren Theilen des menschlichen Körpers 227
- 2) Herrn Anton Leprotti Sendschreiben an Herrn Jacob Bartholomäus Beccari, von einer Beutelschwellung an der eigenen Lungenschlagader und andern anatomischen Wahrnehmungen 260
- 3) Neue physikalische Anmerkungen über die Art das Getreide zu erhalten 276
- 4) Abhandlungen der göttingischen königlichen Gesellschaft der Wissensch. auf das Jahr 1752 310
- 5) Nachricht von einem neuen Mikrometer, aus einem Schreiben Dr. Robert Smith an Prof. Kästnern, aus dem Englischen überseht 334



Hamburgisches  
**S** a g a z i n,  
oder  
gesammlete Schriften,  
Aus der  
Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes viertes Stück.

Mit Königl. Pohn. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.  
1754.

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870

1870



I.

Anekdoten und Anmerkungen

über

Christina,

Königinn von Schweden.

Aus den *Mélanges de Littérature, d'histoire & de Philosophie* des Herrn d'Alembert.

Descends du haut des Cieux, auguste Vérité.  
Réponds sur mes écrits ta force & ta clarté.  
Que l'oreille des Rois s'accoutume à t'entendre.

Henriade Chant. I.



ie Geschichtskunde ist die schlechteste von allen menschlichen Wissenschaften, wenn sie nicht durch die Philosophie erleuchtet wird. Man würde sie mit

mehrern Vergnügen erlernen, wenn man, anstatt die Geschichte so vieler Prinzen aufzuzeichnen, die größtentheils nichts, als die Jahrbücher des Lasters und der Schwachheit enthält, sich ein wenig mehr

### 340 Anmerkungen über Christina,

damit beschäftigt hätte, die Geschichte der Menschen zu schreiben. Noch ärger ist es, wenn man in diese Geschichte eine Menge Begebenheiten einmischet, woran man noch weniger Theil nimmt, als an der Geschichte selbst. Es wäre zu wünschen, daß man bey jedem Jahrhunderte einen Auszug der wahrhaftig nützlichen historischen Begebenheiten machen und alles das übrige verbrennen möchte. Durch dieses Mittel würden wir unsere Nachkommenschaft vor der Überschwemmung bewahren, womit sie bedrohet wird, wofern man fortfährt, die Druckeren zu misbrauchen, um der Nachwelt Sachen zu melden, warum sich die Zeitgenossen nicht bekümmern. Ich zweifle nicht daran, daß ein so vernünftiges Verlangen in den Augen der Gelehrten ein Verbrechen der beleidigten Gelehrsamkeit seyn wird, das die Schmähungen und Verfluchungen aller Zusammenschmierer verdient; aber zum Glücke sind diese Verfluchungen weniger fürchterlich, als der Fluch der Herren Theologen. Die Weisen sollten allein berechtigt seyn, die Menschen zu schildern, wie sie auch allein das Recht haben sollten, sie zu regieren. Die Geschichte und die Menschen würden sich sehr gut dabey befinden.

Ich habe mich nicht enthalten können, bey dem Anblicke zweener dicken Bände von Denkwürdigkeiten über Christina, Königin von Schweden, die man in Holland gedruckt hat, diese Betrachtungen anzustellen. Wenn der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten die Absicht gehabt hat, seine Heldinn kennen zu lehren, so zweifle ich sehr daran, daß er sie erreicht hat. Ich kenne in Frankreich verschiedene Gelehrte, die es ziemlich gewohnt sind, ekelhafte Schriften zu lesen,



lesen, und die dennoch sein Werk nicht haben lesen, noch den Mischmasch von Gelehrsamkeit und Citationen ruhig verdauen können, worinn die Geschichte der Christina gleichsam verschlungen ist. Es ist ein Bild, das ziemlich schlecht gezeichnet, in Stücke zerrissen, und unter einem Haufen von Schutte zerstreuet ist.

Inzwischen bewog mich die Begierde, die ich jederzeit gehabt habe, mir von dieser sonderbaren Prinzessin, von der man so verschieden geredet hat, einen Begriff zu machen, ich will nicht sagen, diese ungeheure Zusammenstoppelung durchzulesen, sondern nur mit einiger Sorgfalt durchzublätern. Ich sah dieses Werk als eine Perspectivmalerey an, worinn der Maler auf eine ungestalte Art eine menschliche Figur gezeichnet hat, die man nur aus einem gewissen Gesichtspuncte entwickeln kann, wo sie sich in ihren richtigen Verhältnissen und von allen den fremden Vorwürfen befreuet zeigt, deren Mischung sie unkenntbar machte. Ich habe mich bemühet, diesen Gesichtspunct zu erschaffen, aber ich kann mir nicht schmeicheln, daß ich ihn gefunden habe.

Doch, dem allen ungeachtet, will ich meinen Lesern einige Anmerkungen und Anekdoten mittheilen, welche die Frucht von der Durchlesung dieses Buches sind. Wird ihnen die Zeit dabey lang, so will ich mich mit dem Abte von Saint Pierre damit entschuldigen, daß mir beym Aufschreiben derselben die Zeit nicht lang geworden; und dann verbiethe ich auch niemanden, zum Originale selbst zu gehen, und darinn mehr Vergnügen zu finden, als ich darinn angetroffen habe.

Ich war anfänglich willens, nach diesen Denkwürdigkeiten eine kurzgefaßte Geschichte der

Christina zu entwerfen. Nachdem ich mich aber besser bedacht, sah ich ein, daß ein solches Werk mir unmöglich glücken könne, weil es nicht nach meinem Geschmacke war. Der einförmige Schritt und die Monotonie der Schreibart, die man für gut befunden hat, dem Geschichtschreiber vorzuschreiben, würden mir beständige Fesseln gewesen seyn: ich weiß nicht, aus welcher Ursache man darüber eins geworden, die Geschichte zu weiter nichts, als zu einer langen Zeitung, zu machen, die in Absicht auf die Schreibart und die Begebenheiten ganz genau seyn muß. Man will, daß der Geschichtschreiber sich aller Anmerkungen enthalten und sie seinen Leser machen lassen soll. Ich für mein Theil bin sehr wohl damit zufrieden, wenn man mich dieser Mühe überhebt; oder ich glaube vielmehr, daß das wahre Mittel dem Leser zu Betrachtung Anlaß zu geben, dieses sey, wenn man selbst einige macht, sie mögen nun gut oder schlecht seyn. Kurz, die Anmerkungen scheinen mir eben so nothwendig zu seyn, die Geschichte angenehm zu machen, und selbst um die Begebenheit dem Gedächtnisse einzuprägen, als es die geometrischen Beweise sind, um dem Geiste einen dauerhaften Begriff von dem Inhalte der Lehrsätze zu geben. Der Geschichtschreiber, sagt man, soll weiter nichts seyn, als ein Zeuge, der aussagt; die Anmerkungen würden ihn der Parteilichkeit verdächtig machen. Aber mich deucht, die bloße Art, eine Sache zu erzählen, macht einen Geschichtschreiber eben so verdächtig, als die Anmerkungen es immer thun können; und wenn er also doch in beiden Fällen parteyisch scheinen kann, so ziehe ich die Parteilichkeit vor, wobey den Lesern die Zeit am wenigsten lang wird.

wird. Ueberdem kann dieser Verdacht der Parteilichkeit nur auf einen Schriftsteller fallen, der die Geschichte seiner Zeit beschreibt; ich mag immerhin die Christina loben oder tadeln, man würde mir höchstens Schuld geben, daß ich mich geirret habe, wie man gleichfalls thun könnte, wenn ich bloß erzählte; aber niemals wird man mich beschuldigen können, daß ich sie hasse oder liebe.

Indessen, um diesem Vorurtheile, das so allgemein fest gesetzt ist, nicht ganz und gar zuwider zu handeln, so bedenke man, daß ich nicht die Geschichte der Christina schreibe; es sind nichts als Anmerkungen über die wichtigsten Begebenheiten von dem Leben dieser Prinzessin, oder wenn man es lieber haben will, nichts als ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus den Denkwürdigkeiten der Christina, eine Unterredung mit meinem Leser, ein Brief über diese Denkwürdigkeiten; kurz, alles, was man haben will. Wenn es nur darauf ankömmt, den Titel zu verändern, so müßte man sehr widersinnisch seyn, wenn man sich nicht beruhigen wollte.

Ich verschone das Publicum mit denen Briefen, die Christina in ihrem fünften Jahre an den König, ihren Vater, geschrieben, und worinn sie ihm meldet, daß sie sich Mühe geben wolle, recht zu bethen; Briefe, von denen der Verfasser der Denkwürdigkeiten gesteht, daß sie nicht sehr einnehmend für fremde sind, wovon er aber glaubt, daß sie es für die Schweden ungemein sind. Auch will ich meine Leser mit ihrer und ihres Vaters Gustav Adolphs, Nativität verschonen, um an deren Statt diesen berühmten Sieger einige Augenblicke zu betrachten.

So lange er mit Frankreich vereinigt, und von dem römischen Hofe, der auf die österreichische Macht eifersüchtig war, in geheim gebilliget, die deutschen Protestanten wegen Ferdinands Unterdrückung rächete, erscholl ganz Bayern von Gebethern, Beschwörungen, Litanen und Verfluchungen wider diesen Prinzen; die deutschen Mönche predigten, daß er der Antichrist sey, und die lutherischen Prediger bewiesen, daß er es nicht sey. Indessen versichert mein Schriftsteller, daß sich dieser Prinz seiner Siege mäßig bedienete. Man giebt vor, daß Deutschland diese Mäßigung den Gesinnungen zu danken habe, die Gustav gegen die Katholiken angenommen, da er in seiner Jugend zu Pavia unter dem berühmten Galiläus studiret hatte, den die Inquisition nach der Zeit für einen Erzfeind erklärte, weil er ein großer Astronomus war. Aber außer, daß diese Reise des Gustavs nach Italien sehr zweifelhaft ist, so scheint ein Land, worinn man das ptolemäische System zu einem Glaubensartikel machte, eben nicht geschickt zu seyn, einen Prinzen auf eine günstige Art einzunehmen, der in allen Vorurtheilen der Lutheraner erzogen war. Uebrigens versichert der Pabst Urban der VIII, der mit allem Eifer eines Pabstes für die Religion, einen noch größern Haß gegen den Kaiser Ferdinand verknüpfte, daß die Spanier Carls des V der römischen Kirche mehr Schaden gethan, als Gustavs Schweden dem deutschen Reiche zugefüget hätten: Wenn etwas vermögend wäre, dieses Lob verdächtig zu machen, so würde es der vorgegebene Geschmack an den Wissenschaften seyn, den man dem Gustav zuschreibt, weil er Bücher von der Schlachtordnung und Kriegskunst

gestunst gelesen. Auf eben die Art könnte man vorgeben, daß der verstorbene König von Preußen die Wissenschaften geliebet habe, weil seine ausnehmende Liebe zu seinen Soldaten ihn bewog, den Wundärzten der Armee seinen Schuß angedehen zu lassen: die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ist nicht der Fehler der kriegerischen Könige; man denkt nicht darauf, die Menschen aufzuklären, wenn man mit nichts beschäftigt ist, als sie zu vertilgen. Mein Verfasser ist inzwischen von Vorurtheilen für seine Monarchen so eingenommen, daß er eben diesen Geschmach auch Carl dem Zwölften beyleget, der in seinem Leben nichts anders gelesen hat, als Cäsars Schriften. So hat man viele Monarchen wegen desjenigen, was sie nicht gethan haben, oft mehr gelobet, als wegen dessen, was sie gethan haben, und sie durch diese Lobsprüche der Mühe überhoben, sie zu verdienen.

Was mir in der ganzen Geschichte des Gustavs am seltsamsten vorkömmt, sind die weisen und philosophischen Betrachtungen über die Eroberer, die man ihm zuschreibt. Man sollte glauben, daß Socrates sie gemacht hätte, und Gustav hätte billig zu dem Verdienste, sie gedacht zu haben, auch noch den Ruhm hinzufügen sollen, sie auszuüben. Das Uebel, so er dem Hause Oesterreich zugesüget hat, hat Schweden nicht glücklicher gemacht. Mir ist außer dem Czar Peter kein Prinz bekannt, dessen Eroberungen seinen Unterthanen vortheilhaft gewesen; und doch würde es in der Moral noch erst zu entscheiden seyn, ob ein Prinz, um die Glückseligkeit seiner Unterthanen zu vermehren, berechtigt sey, seine Nachbarn unglücklich zu machen.

machen. Um die Ruhe des deutschen Reiches zu versichern, und das österreichische Haus zu demüthigen, war es nicht nothwendig, daß Gustav in einem Jahre zween Drittheile von Deutschland anfiel, und seine Allirten so eifersüchtig und argwöhnisch machte, daß ihm Ludwig der Dreyzehnte eine Zusammenkunft abschlagen mußte, woben der König von Schweden alle Ehre allein würde gehabt haben. Gustav behauptete mit Recht, daß unter den Königen kein anderer Unterschied statt findet, als der Unterschied des Verdienstes; aber das vornehmste Verdienst eines Monarchen ist die Liebe zu den Menschen, zu der Gerechtigkeit, und zum Frieden. Die Könige, die nichts als Macht, oder die selbst nichts als Tapferkeit besitzen, sind ihren Hofleuten immer die ersten von allen Königen, und dem Weissen die niedrigsten.

Nachdem dieser Prinz, wie bekannt, in der Schlacht bey Lützen durch einen so sonderbaren Schuß getödtet ward, daß man auch ein Geheimniß darunter gesucht hat, folgte ihm Christina in der Regierung. In dem Plane, den der Canzler Oxenstiern von der Regierung entwarf, bemerkt man einen Widerwillen gegen die despotische Regierungsart, der dem Andenken eines Ministers Ehre macht. Er scheint sich für eine Regierungsart zu erklären, die aus der monarchischen und republikanischen zusammengesetzt ist; und ich kann nicht läugnen, daß diese Regierungsform nicht viele wichtige Vorthelle haben sollte, ohne jedoch die kühliche Frage zu berühren, welches die beste Regierungsform sey, die man nach der Verschiedenheit des Clima, der Lage, der Umstände, des Genies der Könige und der Völker verschieden beantworten kann.

Aber



Aber man kann einen so aufgeklärten Mann, als Orenstirn war, nicht in dem Verdachte halten, daß er, wie einige vorgeben, der aristocratischen Regimentsform den Vorzug gegeben, von der das Recht der Natur und die Erfahrung beweisen, daß sie die schlechteste von allen sey.

Diejenigen, denen die Erziehung der Christina anvertrauet ward, hatten Befehl, ihr frühzeitig die Lehre einzulösen, daß sie ihr ganzes Vertrauen nicht einer Person allein zuwenden sollte; eine Maxime, die ohne Zweifel an und für sich selbst vortrefflich ist, aber die so viel Prinzen nur gar zu sehr gemisbrauchet haben, indem sie gegen das Laster und die Tugend gleich misstrauisch gewesen, niemals guten Rath angenommen, und sich für klug und standhaft gehalten haben, da sie doch nichts als halsstarrig waren.

Christina zeigte sehr früh einen durchdringenden Verstand. Man versichert, daß sie von ihrer Kindheit an den Thucydides und Polybius im Grundtexte gelesen, und sehr wohl darüber geurtheilet habe. Man hätte besser gethan, wenn man sie die Menschen, anstatt der griechischen Autoren, hätte kennen gelehret. Die wahre Philosophie ist einem Prinzen noch nothwendiger, als die Geschichte; ich nehme die Geschichte der Bibel aus, worauf sie, nach dem Verlangen der schwedischen Stände, sehr viel Zeit wenden sollte, weil dieselbe, wie sie sich in einem besondern Memoire ausdrücken, die Quelle aller andern Historien ist. Man muß die Stände loben, daß sie in verschiedenen Stellen dieses Memoire darauf dringen, daß man der jungen Königinn die Gründe der Religion beibringen solle; aber es scheint, als wenn alle andere Vorwürfe, zum

## 348 Anmerkungen über Christina,

zum Vortheile dieses einzigen, ein wenig zu sehr vergessen worden: die Folge zeigte, daß man sie nicht hätte versäumen sollen.

Ich will mich in keine umständliche Erzählung, weder der Minderjährigkeit der Christina, noch ihres Bezeigens gegen Frankreich einlassen, nachdem sie die Regierung selbst übernommen hatte; ich will auch nichts von ihren Beschwerden über ihre Allirte, noch von den Klagen erwähnen, die ihre Allirten vermuthlich auch über sie fuhreten. Es geschieht in diesen Umständen oft, daß alle auf einmal klagen, und nicht selten haben alle Recht. Diejenigen, die es unternehmen, diese politischen Handel aus einander zu setzen, scheinen mir mehr bewundernswerth, als nachahmlich zu seyn: aber es scheint, als wenn die Schwierigkeit, die Wahrheit öffentlicher Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen, genau zu wissen, diejenigen sehr vorsichtig machen sollte, die es wagen, Begebenheiten und geheime Intriguen zu entwickeln, die zwischen zwei oder drey Personen vor hundert Jahren vorgegangen, und deren Geschichte durch diejenigen, so die vornehmste Rolle gespielt haben, vielleicht sehr verschieden würde erzählt seyn.

Ich werde also über alle diese Begebenheiten, ein fluges und richtiges Stillschweigen beobachten. Ich habe nur diese Schrift, die besondere Geschichte der Christina, und nicht die Geschichte ihrer Regierung zum Augenmerke, und ich betrachte sie bloß darum, einen Augenblick als Königin, um sie hernach in ihrem Privatleben desto besser und näher zu betrachten.

Für

Für nichts ist man der Christina mehr Dank  
 schuldig, als für die Achtung, die sie dem berühmten  
 Grotius bezeugete. Dieser Mann, der durch seine  
 Schriften berühmt ist, dessen größtes Verdienst aber  
 darinn besteht, daß er der Freund des Barneveldts  
 und der Vertheidiger der Freyheit seines Vaterlan-  
 des gewesen, hatte in Frankreich vor der Verfolgung  
 der Gomaristen Schutz und Sicherheit gesucht; er  
 misfiel dem Cardinal von Richelieu, weil er ihm in sei-  
 nen gelehrten Gaben nicht schmeichelte. Denn alle-  
 zeit müssen sich die größten Männer den andern  
 Menschen durch eine oder die andere Schwachheit  
 nähern. Es schmeichelt der menschlichen Bosheit,  
 wenn sie den Cardinal von Richelieu mitten in seinem  
 Glücke und Ruhme betrachtet, und sich zugleich vor-  
 stellen kann, daß er sich eben so über den Grotius be-  
 schweret, als sich Philaminte in den gelehrten Weis-  
 bern über den Clitander beklaget \*: Er weiß  
 es, daß ich schreibe, und doch hat er mich nie-  
 mals gebeten, ihm etwas vorzulesen.

Der Beschützer des Trauerspiels Myrame und  
 der tyrannischen Liebe, der den Corneille zugleich  
 verfolgte, und belohnte, that nicht nur nichts für den  
 Grotius, sondern nöthigte ihn sogar durch sein verächtli-  
 ches Bezeigen, sich nach Schweden zu begeben; Gu-  
 stav Adolph nahm ihn daselbst auf, und Christina,  
 die sein Verdienst bald einsah, schickte ihn als Am-  
 bassadeur nach Frankreich zurück; hiedurch fand sie  
 ein Mittel, auf eine Art, die ihrer würdig war, ei-  
 nen

\* Il fait, que dieu merci, je me mêle d'écrire & jamais  
 il ne m'a prié, de lui rien lire.

nen Mann von einem so seltenen Verdienste zu belohnen, die Holländer zu demüthigen, die sie nicht liebte, und dem Cardinal eins zu versetzen, über den sie, ihrer Meynung nach, Ursache hatte, sich zu beschweren. Grotius also, den sein Verdienst, die Unbiegsamkeit seines Charakters, und die ausdrücklichen Befehle der Christina von aller Art des Nachgebens entfernten, genoß das Vergnügen, einem Minister, der ihn verachtet hatte, als seines gleichen zu begegnen. Es ist eine Ehre für die Christina, daß sie vom Grotius, wie die Nachwelt, gedacht hat; der Beyfall dieser Königin war übrigens zu dem Ruhme dieses großen Mannes gar nicht nothwendig; aber man muß es doch immer den Prinzen Dank wissen, wenn sie gerecht sind, und die berühmten Männer ihrer Staaten kennen, die oft ein jeder kennt, nur sie nicht. Wenn Christina dem Grotius aus keinem andern Grunde, als aus Eitelkeit, Achtung bezeigt hätte, so muß man ihr selbst für diese Eitelkeit danken; wenn sie bey den Königen, wie bey andern Menschen eine Schwachheit ist, so ist es doch wenigstens eine Schwachheit, die zu großen Dingen führet.

Nach dem Siege bey Nördlingen, wo der Prinz von Conde und Turenne an der Spitze der französischen Kriegsvölker, die Ehre der Schweden rächeten, die einige Jahre vorher an eben diesem Orte waren geschlagen worden, schrieb Christina dem Prinzen einen Danksaungsbrief. Einige Geschichtschreiber geben vor, daß dieser Prinz in seiner Antwort auf diesen Brief gestanden habe, daß er einen großen Theil des Sieges dem Vicomte von Turenne verdanken

fen müsse. Wenn dieses wahr ist, so würde der Prinz von Conde seinen Ruhm durch dieses Geständniß bis auf den höchsten Gipfel gebracht haben; aber man findet in seiner Antwort nicht die geringste Spur davon.

Man wird sich nicht verwundern, daß Christina, die die Wissenschaften und die Ruhe eben so sehr liebte, als ihr Vater den Krieg, den westphälischen Friedensschluß beschleunigte. Die Hestigkeit der Minister, ihre Eifersucht und ihr persönlicher Haß unter einander setzten diesem Frieden größere Schwierigkeiten entgegen, als die ungeheure Menge der Angelegenheiten, die durch denselben mußten ausgemacht werden. Die schwedischen Bevollmächtigten, die eben so uneinig unter einander waren, als die französischen, waren der Graf Orenstirn, ein Sohn des Großkanzlers von Schweden, und der Hofkanzler, Alder Salvius. Der erstere richtete sich in allen Stücken nach dem Rathe seines Vaters, der der Christina mißfiel, weil er ihr gar zu nothwendig war, und der sich bemühte, den Friedensschluß wider den Willen der Königin zu entfernen. Er glaubte, daß die Fortsetzung des Krieges den Schweden rühmlich, und zugleich ein Mittel seyn würde, Frankreich zu schwächen, das er als einen gefährlichen Freund fürchtete, und den deutschen Protestanten Vortheile zu verschaffen. Er schrieb an seinen Sohn, der sich vor dem Labyrinth der Geschäfte scheuete: „Weißt du denn nicht, mein Sohn, wie wenig das Geheimniß die Welt zu bewegen und zu lenken auf sich hat.“ Salvius, der Gehülfe des Orenstirns, der von einem geselligen Charakter war, hatte das ganze Vertrauen

trauen und die Gemogenheit der Königin. Uebrigens war dieser Salvius nicht ohne alle Verdienste; Christina, die, wie alle Prinzen, lieber sah, daß man ihr schmeichelte, als daß man ihr diente, war indessen doch aufgeklärt genug, um die Ehre ihres Verstandes und ihren wahren Vortheil ihrer Eigenliebe nicht ganz und gar aufzuopfern, da sie den Salvius zum schwedischen Senator machte, ob er gleich nicht von einer Familie abstammte, die zu dieser Würde edel genug war, hatte sie im Senat eine Rede gehalten, die alle Könige auswendig lernen sollten. „Wann es darauf ankömmt, einen guten und klugen Rath zu ertheilen, so fragt man nicht nach sechszehn Jahren, sondern nach dem, was man zu thun hat. Salvius würde ohne Zweifel ein Mann von Fähigkeit seyn, wenn er von einer großen Familie wäre. Wenn die Kinder der großen Häuser Fähigkeit besitzen, so werden sie, wie die andern, ihr Glück machen, ohne daß ich mich jedoch auf sie allein einschränken will.“ Wenn Salvius nur ein mittelmäßiger Kopf war, so hätte Christina ohne Zweifel diese Worte bey einer bessern Gelegenheit anwenden sollen. Indessen ist sie zu loben, daß sie Verstand genug gehabt hat, sie zu denken, und Muth genug, sie zu sagen.

1648. Dieser so sehr gewünschte westphälische Frieden ward endlich geschlossen, und zwar zum Vergnügen der meisten theilnehmenden Mächte, aber zum größten Verdrusse des Innocentius des X. Dieser Pabst hätte gern in diesem Frieden zwey Vortheile finden mögen, die nicht mit einander bestehen konnten, die Erniedrigung des österreichischen Hauses,



ses, die er als ein weltlicher Prinz verlangte, und die Demüthigung der deutschen Protestanten, die er als Pabst wünschte; er gab eine Bulle heraus, worinn er der Christina den Titel einer schwedischen Königin weigerte, vermuthlich um sie dafür zu bestrafen, daß sie gar zu vielen Einfluß in das Friedenswerk gehabt hatte. Eine solche Unternehmung würde im zwölften Jahrhunderte sehr gut gewesen seyn, da die Prinzen noch glaubten, daß sie der Bullen und des Segensprechens nöthig hätten, um Prinz zu seyn; aber sie kam fünfhundert Jahr hernach viel zu spät. Der Nuncius ließ zu Wien die Bulle seines Herrn anschlagen, der Kaiser ließ sie abreißen, Innocentius schwieg stille, und niemand dachte mehr daran.

Die Liebe zur Freyheit bewog die Christina, alle Parteyen auszuschlagen, die sich ihr anbothen, obgleich einige darunter sehr vortheilhaft waren, und die Schweden sie drungen, sich zu verheirathen. Einige ihrer Unterthanen schrieben ihr so gar bey dieser Gelegenheit in langen Briefen, alle die allgemeinen Sätze, die man sich leicht vorstellen kann, und die ich mich wohl hüten werde, hier anzuführen. Der König von Spanien, Philipp der IV. war einer von den Freyern der Königin, er ließ aber diesen Gedanken bald fahren, weil er besorgte, daß er durch diese Verbindung würde gezwungen werden, den Protestanten nicht mehr als Ketzern zu begegnen. Von allen Prätendenten ließ es sich keiner mehr angelegen seyn, als Carl Gustav, ein Vetter der Königin, und Pfalzgraf, dem sie schon in ihrer Kindheit bestimmt war: die Königin war eben so taub gegen ihn, als gegen seine Nebenbuhler. Allein, es sey nun, daß er ihr

weniger zuwider war, oder daß sie schon damals den Vorsatz gefaßt hatte, die Regierung niederzulegen, sie brachte es endlich so weit, daß ihn die Gründe für ihren Nachfolger erklärten, und man kann sagen, daß sie durch diesen Prinzen dem schwedischen Reiche ein Geschenk machte. Durch diese Handlung erhielt sie auf einmal ihre Freiheit, versicherte die Ruhe von Schweden, und kam dem Ehrgeiz einiger schwedischen Familien zuvor, die nach ihrem Tode die Krone hätten können streitig machen. Man wies dem Carl Gustav ein gewisses Einkommen zur Unterhaltung seiner Hofstaat an, aber die Königin sagte, es sey ein Geheimniß, der königlichen Familie, niemals einem Erbprinzen Ländereien einzuräumen; ein Geheimniß, das gewiß diesen Namen nicht verdient, und das allezeit ein Grundsatz auch der einfältigsten despotischen Prinzen gewesen. Aus eben dem Grunde entfernte Christina den Prinzen Carl Gustav allezeit, so viel nur möglich war, von den Reichsgeschäften, so lange sie regierte; ob sie gleich die Regierung nicht liebte, so konnte doch ihr unabhängiges Genie nichts leiden, was sie einschränken könnte, so lange sie dieselbe noch verwalten wollte.

1649. Um diese Zeit trugen sich die französischen Unruhen zu, der Schleudererkrieg; dieser Krieg, der mehr durch das Lächerliche, das auf ihm haftet, als durch die übeln Folgen berühmt ist, die er nach sich zu ziehen schien, die Verbannung des Mazarins, seine Zurückkunft, seine abermalige Verbannung, die Gefangennehmung der Prinzen, die lärmenden Ver-

samm-

sammlungen des Parlaments, das damals aufrührerisch und in der Folge bürgerlich gesinnet war, Decrete gab, wenn man Schlachten lieferte, und wider ganze Armeen gerichtliche Untersuchungen anstellte, kurz, alle die tragicomischen Begebenheiten, die unsere Nation so gut schildern. Die Neigung zur Ruhe, die Furcht, daß dieser bürgerliche Krieg einen auswärtigen veranlassen möchte, und vielleicht der Geschmack, den diese Prinzessin noch immer an dem Prinzen von Conde fand, bewogen sie, an diesen Unruhen Theil zu nehmen; sie schrieb an die Königin, Anna von Oesterreich, an den Herzog von Orleans, an die Prinzen, und selbst an das Parlament, Briefe, die keine andere Wirkungen hatten, als daß sie ihrem Gesandten von dem französischen Hofe Klagen, und von ihrer Seite Verweise zuzog, ob er gleich weiter nichts gethan hatte, als was ihre Befehle ihm vorschrieben. Die Staaten gleichen in ihren bürgerlichen Streitigkeiten den Privatleuten, sie wollen nicht, daß sich Fremde darein mischen sollen. Aber diese Unruhen, die ohne Christina entstanden waren, endigten sich auch bald ohne ihre Vermittelung. Das Parlament, das im Begriffe stand, sich mit dieser Prinzessin in Unterhandlung einzulassen, ward nach Pontoise verbannt, und war noch glücklich genug, da es wieder zurück kam, um eben den Cardinal zu complimentiren, auf dessen Kopf es einen Preis gesetzt hatte. Der Prinz von Conde, der zu den Spaniern geflohen war, verlor alles, außer seinen Ruhm, und Mazarin blieb bis an seinen Tod, Herr der Königin, des Königs und des Staats.

## 356 Anmerkungen über Christina,

1650. Die Liebe, die Christina für die berühmten Männer hegte, oder die sie wenigstens für sie bezeugen wollte, erregte bey ihr den Wunsch, den berühmten Descartes an ihren Hof zu ziehen, diesen Wiederhersteller der Philosophie, der in Frankreich, seinem Vaterlande, unbekannt war, weil er sich mehr um die Wissenschaften, als um sein Glück bekümmerte, den man zu Rom unter die keiserlichen Schriftsteller gesetzt hatte, weil er über die Bewegung der Erde den astronomischen Beobachtungen mehr Glauben zustellte, als den Bullen der Päbste, und der in Holland verfolgt ward, weil er an die Stelle des Geschwäses der Scholastiker die wahre Methode zu philosophiren gesetzt hatte. Christina, die einige Schriften dieses Philosophen mit Vergnügen gelesen hatte, ließ ihm einige von denen moralischen Fragen vorlegen, womit sich die Philosophen schon so lange beschäftigt haben, ohne daß sie entschieden sind, und ohne daß die Menschen dadurch gebessert worden. Unter andern sollte er entscheiden, welches das höchste Gut sey, das Descartes in den rechten Gebrauch des Willens setzte, und zwar, wie er sagte, aus dieser Ursache, weil die Güter des Leibes und des Glücks nicht von uns abhängen; als wenn der richtige Gebrauch unsers Willens weniger als alle übrigen Dinge dem allmächtigen Wesen unterworfen wäre. Diese Auflösung, die allem Ansehen nach, niemals einen Unglücklichen weniger in der Welt machen wird, gefiel der Christina so gut, daß sie eifrig wünschte, den Urheber derselben zu sehen, den sie für einen der glücklichsten Menschen hielt, und dessen Zustand sie am meisten beneidete. Sie trug es dem französischen Ambassadeur

am schwedischen Hofe, Herrn Chanut, einem Freunde des Philosophen auf, ihn dazu zu bewegen, woben er aber anfänglich viele Schwierigkeiten fand. Die Verschiedenheit des Clima war eine von den wichtigsten Ursachen, warum Descartes sich zu dieser Reise nicht entschließen wollte. Er schrieb seinem Freunde, „daß ein Mann, der in den Gärten von „Touraine geboren wäre, und sich in ein Land be- „geben, worinn zwar in der That weniger Honig, „aber vielleicht mehr Milch sey, als in dem gelobten „Lande, sich nicht leicht entschließen könne, dasselbe zu „verlassen, um in dem Vaterlande der Bären, zwi- „schen Felsen und Eis zu wohnen. „ Dieser Grund war für einen Weisen sehr bindig, dem seine Gesund- heit nicht kostbar genug seyn kann, weil es eines von denen Gütern ist, die von den andern Menschen nicht abhängen. Aber sollte man nicht glauben dürfen, daß Descartes, der die Einsamkeit liebte, und die Wahrheit nach seiner Bequemlichkeit suchen wollte, sich ein wenig gefürchtet habe, dem Throne nahe zu kommen? Ein Prinz mag noch so sehr ein Philo- soph seyn, oder es wenigstens seyn wollen, so giebt ihm doch die königliche Würde einen unauslöschlichen Charakter, der allezeit diejenigen, die sich ihm nähern, wenn man so sagen darf, ein wenig zurücke stößt, und der Philosophie unbequem und beschwerlich ist, so sehr sich auch der Monarch bemühen mag, sie zu beruhigen und dreuste zu machen. Der Weise fürchtet die Prin- zen, schätzt sie zuweilen hoch und flieht sie beständig\*.

3 3

Wir

\* Wenn diese Regel Ausnahmen leidet, wie glücklich ist alsdenn der Monarch, zu dessen Vortheile man diese Aus-

Wir sind für uns beyde ein gnugsam großer Schauplatz, schrieb Descartes an einen Philosophen, wie er war, den er ersuchte, seine Einsamkeit mit ihm zu theilen, zu einer Zeit, da man sich bemühet, ihn daraus zu ziehen.

Indessen, da selbst die Liebe zur Freyheit den Königen nicht widerstehen kann, wenn sie anhalten, so gieng Descartes nicht lange hernach nach Stockholm, und zwar, wie er selbst sagte, mit der Entschliesung, der Königin nichts von seinen Gedanken zu verbergen, oder wieder zurück zu gehen, um in der Einsamkeit zu philosophiren. Man sieht aus seinen Briefen, daß er mit dem Empfang der Königin sehr zufrieden war, sie sprach ihn von allen den Beschwerlichkeiten der Hofleute frey, aber es geschehe bloß um ihm, der Gewohnheit nach, andere dafür aufzulegen, die seine Lebensart gänzlich umkehrten, und die ihn, nebst dem strengen Clima, nach Verlauf von vier Monaten, ins Grab brachten. Descartes fand bey der Christina viel Verstand und Scharfsinnigkeit. Es scheint aber doch, daß der herrschende Geschmack des Philosophen stets für die unglückliche pfälzische Prinzessin, seine erste Schülerinn, gewesen; es sey nun, daß die Unglücksfälle, die er selbst ausgestanden hatte, seine Neigung zu ihr verdoppelten, oder daß er mehr Einsicht, oder auch nur mehr von derjenigen Gelehrigkeit bey ihr angetroffen, die für das Haupt einer Secte die erste Huldigung ist; so viel ist gewiß, daß  
dieser

Ausnahme macht! Socrates, der von dem Anytus vor dem Areopagus angeklaget ward, würde zum Marcus Aurelius seine Zuflucht genommen haben, wenn er zu seiner Zeit gelebet hätte.



dieser Geschmack, den er vermuthlich blicken ließ, die Christina ein wenig eifersüchtig machte.

Descartes, der aus Liebe zur Philosophie, nicht nur dem Glücke, sondern auch allen andern Wissenschaften abgesaget hatte, und der von allen andern Arten des Ehrgeizes, welche die Menschen beunruhigen, nur den Ehrgeiz der Philosophen behalten hatte, nämlich das Verlangen, daß man seine Meinungen und seinen Geschmack allen andern Arten des Studierens vorziehen möchte, misbilligte es, daß Christina ihre Zeit zwischen der Philosophie und der Sprachwissenschaft theilte. Es war ihm mitten unter der Menge von Gelehrten nicht recht wohl zu Muth, womit Christina umgeben war, und die den Fremden Anlaß gab, zu sagen: Schweden würde bald von Grammatikern beherrscht werden. Er unterstand sich sogar, der Königin deswegen Vorstellungen zu thun, die so frey und stark waren, daß er sich auf ewig mit dem griechischen Sprachmeister der Königin überwarf, nämlich dem gelehrten Isaac Vossius, diesem Gottesgelehrten, der zugleich so wenig andächtig und so abergläubisch war, von welchem der König von Engelland, Carl der II, sagte, daß er, außer der Bibel, alles glaube. Wenn diese Vorstellungen des Cartesius die Königin nicht abhielten, Griechisch zu lernen, so brachte doch auch die Freyheit, so er sich genommen hatte, keine Veränderung in den Gesinnungen hervor, die sie gegen ihn hegete. Sie brach ihrem Schläfe die Stunden ab, die sie ihm widmete; sie wollte ihn zum Directeur einer Akademie machen, welche sie willens war, aufzurichten. Kurz, sie bezeugte ihm so viele Achtung, daß man vorgiebt, die stockholmschen Gram-

## 360 Anmerkungen über Christina,

matiker hätten den Tod des Philosophen durch Gift beschleuniget. Aber diese Art, sich seine Feinde vom Halse zu schaffen, sagt Sorbiere, ist eine Ehre, welche die Gelehrten den Großen nicht beneiden.

Indessen, so viele Achtung Christina gegen die Philosophie des Descartes bezeugete, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn, wie einige vorgegeben haben, in Staatssachen zu Rathe gezogen habe. Da sie in der besten Staatsschule von Europa, dem schwedischen Senate, erzogen war, so konnte sie wohl keinen Beystand von einem Manne erwarten, dessen Kenntniß der Menschen nur in der Theorie bestund, der durch seine Aufführung in Holland gezeigt, wie wenig er mit ihnen umzugehen wußte, und den eine Einsamkeit von 30 Jahren gewöhnet hatte, nichts zu schonen. Man hat sogar vorgegeben, und vielleicht nicht ohne Grund, daß sie für die Meinungen des Descartes eben so wenig Eifer bezeuget habe, als sie Achtung gegen seine Person habe blicken lassen, und daß sie keine andern Vortheile aus den Studien der Philosophie gezogen, als daß sie überzeugt worden, die alten Thorheiten wären wohl so gut, als die neuern.

Christina bekam in ihrem Reiche bald wichtigere Geschäfte, als die Erlernung des Griechischen, der angebohrnen Begriffe und der Wirbel. Der Entschluß, den sie gefasset hatte, sich nie zu verheirathen, beunruhigte das Volk, das sich fürchtete, es möchte ihm an Herren fehlen. Die Erschöpfung der öffentlichen Einkünfte, die durch ihre Verschwendung ganz in Unordnung gerathen waren, erweckten ein allgemeines Misvergnügen; und damals kam sie zum ersten male auf die Gedanken, die Regierung niederzulegen.

Sie

Sie begab sich in den Senat, eröffnete ihr Vorhaben, und gab dem Prinzen Carl Gustav schriftlich davon Nachricht. Dieser Prinz war geschickt genug, um sich zu verstellen, und da er vielleicht besorgete, daß die Königin ihren Nachfolger in eine gefährliche Versuchung führen wolle, so verwarf er die Anerbietungen der Christina, bath Gott und das schwedische Reich, die Königin noch lange zu erhalten, und prälete sehr mit Besinnungen, die er gar nicht hatte. Die Einsamkeit, zu der dieser Prinz sich zwang, nachdem er die Thronfolge angenommen hatte, seine Vorsicht, sich vom Hofe zu entfernen, kurz, die Behutsamkeit, die er in allen seinen Reden und Handlungen beobachtete, waren auch für die Blödsinnigsten Beweise von seiner Begierde, zum Throne zu gelangen. Er schmeichelte sich vielleicht mit der Hoffnung, daß der Senat die Abdankung der Christina annehmen, und ihm das Vergnügen, zu regieren, verschaffen würde, ohne daß er den Ruhm der Bescheidenheit verlöre. Allein, er betrog sich in seiner Hoffnung. Vielleicht hatte Christina diesen Schritt nur darum gethan, um ihre misvergnügten Unterthanen zu beruhigen, und sich durch ihre Einwilligung von neuem auf dem Throne zu befestigen, oder vielleicht hatte sie auch gedacht, daß eine solche Entschließung von den fremden Mächten als eine heroische und den größten Philosophen würdige That würde angesehen werden, und hatte hernach erfahren, daß man dieselbe nicht billigte, oder vielleicht wollte sie den Thron aus Eigensinn behalten, den sie aus Eitelkeit verlassen wollte; dem sey, wie ihm wolle, genug, sie gab dem Ansuchen ihrer Unterthanen nach, oder stellte sich wenigstens so.

## 362 Anmerkungen über Christina,

1652. Christina schrieb das Jahr darauf an den Herrn Godeau, Bischof von Vence, von dem wir so viele Verse und so wenig Gedichte haben. Dieser Prälat hatte sie in seinen Briefen gelobet; die Königin antwortete ihm darauf: daß die Franzosen, die zu leben wüßten, so sehr an die Lobsprüche gewohnt wären, daß sie sich nicht unterstünde, über eine so allgemeine Gewohnheit zu klagen, sie sey ihm vielmehr dafür verbunden. Es scheint, daß eben dieser Prälat in seinem Briefe einige Begierde hatte blicken lassen, die Königin zu bekehren. Indem sie dem Bischofe für seine gute Absicht danket, wünscht sie zugleich, daß er so, wie sie denken möchte, und scheint sich zu verwundern, wie man so aufgeklärt seyn könne, ohne ein Lutheraner zu seyn. Eben so wenig katholisch zeigte sie sich in dem Briefe, den sie um eben diese Zeit an den Prinzen Friedrich von Hessen schrieb, um ihm abzurathen, katholisch zu werden. Diese beyden Briefe sollten von einer Prinzessin sehr wunderbar scheinen, die ein Jahr darauf die katholische Religion annahm; wenn man nicht wüßte, wie wenig Zeit die Menschen brauchen, um ihre Meinungen und ihren Geschmack zu ändern. Ein protestantischer Schriftsteller, der dieser beyden Briefe erwähnt, bemerkt mit mehr Bosheit, als Wiß, daß die Gnadenstunde damals noch nicht gekommen sey: mit mehrerem Grunde könnte man sagen, daß Christina damals von den Geistlichen noch nicht genug gequälet worden, um ihre Lehren zu verabscheuen. Denn so unglaublich ungerecht sind die Menschen, daß sie den Haß, den sie gegen die Prediger einer Religion hegen, ungemein leicht in einen Haß der Religion selbst verwandeln.

Jänge

Sängt man an, sich von ihnen zu trennen, so wird dasjenige gleichgültig, so vorher ehrwürdig war; und misbrauchen diese Lehrer gar ihre Gewalt, so höret dasjenige, was gleichgültig war, bald auf, es zu seyn. Diese Art zu denken ist ohne Zweifel weder billig, noch gründlich, wenigstens wenn es auf die wahre Religion ankommt; aber die Leidenschaften schließen so, man muß ihnen eben so behutsam, als einem Kranken begegnen; und das sicherste Mittel, die Menschen zu lehren gerecht zu seyn, ist dieses, wenn man anfängt, gegen sie gerecht zu seyn.

Wenn man übrigens die Gründe selbst untersucht, die Christina dem Prinzen von Hessen vorlegt, um ihn zu bewegen, bey seiner Religion zu bleiben; so ist es sehr leicht einzusehen, daß sie gegen die ihrige sehr gleichgültig war. Ob sie gleich eine Lutheranerin war, und folglich von der reformirten Religion eben so weit entfernt war, als von der katholischen, so ermahnet sie doch diesen calvinischen Prinzen, seine Religion nicht zu verändern. Sie scheint die dumme Hefigkeit zu verachten, mit der Leute, die sich doch für weise ausgaben, so viel von Dingen geschrieben haben, die man doch nur glauben muß. „Ich überlasse es denen, schreibt sie, die ihr Hauptwerk aus den Streitfragen machen, sich nach ihrem Gefallen die Hälse zu brechen.“ Sie legt dem Prinzen von Hessen keine andere Gründe vor, als die von der Ehre der Beständigkeit, und von den Vortheilen seines Hauses und seiner Staaten hergenommen sind; Gründe, die in der That nicht würdig sind, in den Angelegenheiten der wahren Religion zu Rathe gezogen zu werden.

werden, die aber mehr nach der Eitelkeit und Schwachheit der Menschen eingerichtet sind.

Ihre Freygebigkeit, die aber ohne Einsicht und verschwenderisch war, erwarb ihr bald die Lobsprüche der schwedischen und auswärtigen Gelehrten. Ihr Geschichtschreiber zählet derselben zweyhundert, die aber igund vergessen sind, wie beynahe alle die Lobeserhebungen, die man den Prinzen bey ihrem Leben gegeben hat. Die Lobrede des jungen Plinius auf den Trajan, die im Rathe in Gegenwart des Kaisers gehalten ward, ist fast die einzige, die uns übrig geblieben ist; der Name des Redners, und der Begriff, den uns sein Werk von der Beredtsamkeit der damaligen Zeiten giebt, haben noch weniger zu ihrer Erhaltung bengetragen, als die Tugenden des Prinzen, der der Vormurf derselben war. Das Werk hat nicht den Monarchen unsterblich gemacht, sondern der Monarch ist die Ursache, daß das Werk bis auf die Nachwelt gekommen ist; vielleicht würde diese Lobrede dem Trajan sogar schädlich gewesen seyn, hätte er sie nicht so sehr verdient, daß man die Schwachheit vergißt, die er gehabt hatte, indem er sie anhörete.

Ich übergehe alle Zeichen der Gewogenheit mit Stillschweigen, die Christina dem Salmasius, diesem so gelehrten und unangenehmen Manne gab, der bey seiner übrigen weitläuftigen Gelehrsamkeit auch gelernt hatte, Träume auszudeuten, ich will nichts von dem Besuch erwähnen, den Christina bey ihm abstattet, wo sie mit einander das Buch von den Mitteln sich empor zu schwingen, (*le moyen de parvenir*) durchgelesen, ich will auch nichts von der Faustschlägeren des Herren Meibom und Bourdelot, noch von

anderr



andern eben so einnehmenden Begebenheiten melden. Ich übergehe auch die Namen aller derer Gelehrten in us, die Christina in ihre Staaten zog, oder die sie schon darinn fand, die Briefe, die sie an sie schrieb, und ihre Antworten, kurz den ganzen Briefwechsel, den Christina so wohl mit ihren Unterthanen, als mit Fremden führte. Sie hätte besser gethan, wenn sie anstatt so viele Complimentenbriefe an die Gelehrten zu schreiben, ein wenig mehr Wechselbriefe dem Nicolaus Heinsius geschickt hätte, dem sie aufgetragen hatte, Bücher, Manuscripte und Medaillen für sie zu kaufen, und der es niemals so weit bringen konnte, daß er sein ausgelegtes Geld wieder bekam. Nichts ist sonderbarer, als daß der Geschichtschreiber der Christina es unternimmt, sie in dieser Absicht zu rechtfertigen, und daß er dem Heinsius ein Verbrechen daraus macht, daß er sich über das Verfahren gar zu heftig beklaget hat. Die Monarchen sind es so gewohnt, sich unter einander zu hintergehen, aber es ist ihnen noch nicht erlaubt, den Privatleuten in diesem Puncte, wie ihres gleichen zu begegnen.

Das merkwürdigste in diesen Briefen, wovon wir reden, ist das Anerbiethen, das Christina dem Scudery that, wenn einem neuern Schriftsteller zu trauen ist, die Zuschrift seines Alarichs anzunehmen, und ihm noch ein ansehnliches Geschenk dazu zu geben, wenn er den Lobspruch des Herrn de la Gardie, der in die Ungnade der Königin gefallen war, aus diesem Gedichte austreichen wollte; Scudery antwortete auf dieses Anerbiethen, daß er nie den Altar zerstöhre, auf dem er geopfert habe, wegen einer so edlen

## 366 Anmerkungen über Christina,

edlen Antwort sollte man wünschen, daß das Gedicht Alarich besser seyn möchte.

Unter den Gelehrten, die Christina aufnahm, findet man keinen einzigen Engländer. Diese Nation, die nach der Zeit so berühmt und so fruchtbar an großen Geistern geworden, ward damals durch Verwirrung und bürgerliche Kriege beunruhiget, die den Wissenschaften eben nicht vortheilhaft sind. Sie hatte eben Carln den I. enthaupten lassen, und dachte auf weiter nichts, als auf ihre Freyheit, ihre Vergrößerung und ihre Handlung. Die Hinrichtung dieses Prinzen machte damals viel Aufsehen in Schweden: Einige waren nicht übel damit zufrieden, wie der französische Ambassadeur, Herr Chanut, sagte, daß man ein öffentliches Beyspiel habe, daß ein König von England abgesetzt worden, weil er den Vergleich gebrochen, den er mit seinen Unterthanen aufgerichtet hatte; aber alle tadelten die ausschweifende Ungerechtigkeit und Wuth dieser Nation. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Christina bey Anhörung dieser Neuigkeit die Worte gesagt habe, die ihr ein neuer Schriftsteller in den Mund leget: „Die Engländer haben Recht daran gethan, daß sie ihrem Könige den Kopf abhauen lassen, womit er niemals etwas gethan hat.“ Wie soll man diese Worte mit dem Briefe vergleichen, den sie zu eben dieser Zeit an den Sohn dieses unglücklichen Prinzen schrieb, und worinn sie diese That des blutdürstigen Parlaments offenbar tadelte? Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Abscheu, den Christina vor dieser That hatte, eine von denen Ursachen gewesen, weswegen Christina die Schließung des Tractats ver-  
zöger

zögerte, den der Ambassadeur des Cromwells eben damals am schwedischen Hofe negociirte. Dieser Ambassadeur, der nicht anders als mit vieler Mühe seine Absicht erreichte, beklagte sich, daß man ihn bey den Audienzen von nichts als von Philosophie, Ballen und Lustbarkeiten unterhielte.

Unter allen fremden Ministern, die damals am schwedischen Hofe waren, war keiner mehr bey der Königin gelitten, als der spanische Gesandte, Pimentel. Bey der ersten Audienz, die er bey der Königin hatte, sprach er nicht ein Wort, und er gestand ihr den Tag darauf, daß er vor der Majestät, die aus ihrer Person hervor geleuchtet hätte, verstummt wäre. Man kann leicht denken, wie Christina diese Worte aufgenommen. Pimentel, der seine Sachen verstand, machte sich diesen ersten Vortheil zu Nutze, um das Vertrauen der Königin zu gewinnen; er entdeckte bald in ihrem Charakter viel Liebe zu allem, was neu war, viele Vorurtheile für diejenigen, die zuletzt gekommen waren, und viel Neigung, ihre Geheimnisse auszuschwaßen, wenn sie einmal jemanden ihre Gewogenheit zugewandt hatte. Die Gunst, worinn Pimentel bey der Königin stand, war dem spanischen Reiche nützlich, und erregte bey den Franzosen und bey den Schweden selbst so viel Verdacht, daß die Königin bald genöthiget ward, ihm seinen Abschied zu geben.

1654. Wir sind endlich auf den Zeitpunkt gekommen, da Christina die Regierung niederlegte. Dieses Vorhaben, so sie bereits einige Jahre vorher gehabt hatte, erwachte bey ihr mit solcher Hefigkeit, daß nichts vermögend war, sie davon abzubringen.

## 368 Anmerkungen über Christina,

Es ist wahrscheinlich, daß der Ekel an den Geschäften, und die Begierde, frey zu seyn, die vornehmsten Gründe gewesen, welche sie dazu bewogen. „Ich höre immer dasselbe,“ sagte sie, indem sie von den Geschäften redete, „ich sehe wohl, daß ich mich den Studien und dem Umgange der Gelehrten allein überlassen muß.“ Es war ihr nicht anders, als wenn sie den Teufel sähe, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, wenn sie ihre Secretaire ins Zimmer treten sahe, um ihre eigene Depeschen zum Unterschreiben zu bringen; und der Verdruß, den ihr die Regierungsgeschäfte verursachten, stürzte sie in eine so tiefe Schwermuth, daß man besorgete, ihr Verstand würde darunter leiden. Sie meldete endlich dem Herrn Chanut schriftlich den Entschluß, den sie gefaßt hatte; die Reden, welche ihre Handlung veranlassen möchte, scheinen sie nicht sehr bekümmert zu haben. Ich bekümmere mich nicht um das Plaudite, schreibt sie an ihn, schwerlich kann ein männliches und starkes Vorhaben allen gefallen, ich bin zufrieden, wenn ich auch nur den Beyfall eines einzigen habe, und selbst diesen könnte ich noch entbehren. Wie angenehm wird es mir seyn, wenn ich mich erinnere, daß ich den Menschen Gutes gethan habe. Herr Chanut hätte ihr antworten können, daß sie in diesem Falle noch nicht hätte aufhören sollen.

Man hat von der Abdankung der Christina sehr verschiedentlich geredet; sie würde viel allgemeiner gebilliget seyn, (ohne es vielleicht zu verdienen) wenn diese Prinzessin, durch ihre Religionsveränderung, die kurz hernach geschah, nicht alle Feinde der römischen

schen Kirche wider sich aufgebracht hätte. Denn überhaupt ist man ziemlich geneigt, die Monarchen zu loben, welche die Regierung niederlegen; und man hat so wenig Kenntniß von den unendlichen Pflichten eines Regenten, daß man seine Abdankung als eine ausnehmende Selbstverläugnung ansieht. Ich unterstehe mich, zu sagen, daß man sich in seinem Urtheile nicht so übereilen würde, wenn man dasjenige genauer untersuchen wollte, was der Name eines Monarchen demjenigen auflegt, der ihn führet; er ist ein geborner Slave der Gerechtigkeit und des Wohlstandes, verpflichtet, die Gesetze, deren Beschützer er ist, vor allen andern und zuerst auszuüben, und er ist dem Staate von allem dem Bösen, was unter seinem Namen geschieht, und von allem dem Guten, was nicht geschieht, Rechenschaft schuldig. Wie wenig Leute würden Könige seyn wollen, wenn sie es mit der Bedingung seyn sollten, in der That Könige zu seyn? Wenn also ein Prinz die gehörigen Gaben zur Regierung besitzt, so begeht er ein Verbrechen, wenn er sie durch eine freywillige Abdankung unnütze macht. Nichts könnte ihn entschuldigen, als wenn er sich einen Nachfolger verschaffete, der seine Stelle vertreten könnte; aber außer daß ein solcher Nachfolger so selten ist, so haben einige Prinzen oft nach einem entgegengesetzten Grundsatz gehandelt, weil sie nichts als ihren Ruhm, und keinesweges die Menschen liebten. In Absicht auf die Könige, die nur aus Mangel der Fähigkeit den Thron verlassen, so thun sie weiter nichts, als was ihre wesentliche Pflicht ist. Indessen bekenne ich, daß es gewisse Pflichten giebt, für deren Erfüllung man den Menschen Dank schuldig ist, wenn

sie nämlich durch diese Erfüllung großen Vortheilen absagen. Von dieser Art ist die Pflicht, von der ich rede, und ich würde gern darein willigen, daß man die Prinzen lobete, welche die Regierung niedergelegt haben, wenn sie es darum gethan hätten, weil sie sich selbst haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihr Unvermögen zu regieren einsahen. Aber die meisten haben nicht einmal den Vortheil, daß sie diese löbliche That aus einem lobenswürdigen Grunde gethan haben. Die Liebe zur Muße, die Begierde, niedrige und schlechtere Neigungen in Ruhe zu befriedigen, sind fast allezeit die Triebfedern dieser Handlung. Sie glauben, daß ihnen zum Regieren nichts als der Wille fehle, und dieser Wille wacht auch oft in der Einsamkeit wieder auf, und quälet dieselben. Uebrigens ist das wohl der größte Vortheil, den die Prinzen durch ihre Abdankung erlangen können, daß sie auf diese Art von der Wirklichkeit der Lobsprüche versichern können, womit man sie zur Zeit ihrer Gewalt überhäufet hat, daß sie die Schmeichler verschwinden sehen, und mit ihrer Tugend allein gelassen werden, wenn sie so glücklich sind, Tugend zu besitzen. Aber allem Ansehen nach schmeichelt ein solcher Vortheil den Monarchen eben nicht sehr, und das Beispiel der Könige, die sich freywillig ihrer Höflinge berauben, ist nicht ansteckend.

Man versichert, daß, ehe die Königin die Krone niederlegen wollen, sie willens gewesen, mit dem Prinzen Carl Gustav eine Art von Vergleiche zu treffen, der diesem letzten gar zu beschwerlich würde gewesen seyn. Sie wollte sich den größten Theil des Reiches vorbehalten, gänzlich unabhängig seyn, die Freyheit haben,



haben, zu reisen, oder nach ihrem Gefallen einen Ort in Schweden zu ihrem Aufenthalte zu wählen; kurz, sie verlangete, daß ihr Nachfolger in den Stellen, die sie vergeben hatte, nicht die geringste Veränderung vornehmen sollte. Carl, der anfänglich gesucht hatte, die Königin von ihrem Vorhaben abzurathen, und der sie, allem Ansehen nach, ikund in einer solchen Verfassung sah, daß sie nicht zurückziehen wollte, verworf diese Bedingungen, und antwortete, daß er nicht bloß dem Namen nach König seyn wolle. Als Christina seine Antwort erfuhr, sagte sie, daß sie ihm diese Bedingungen bloß in der Absicht vorgelegt hätte, um seine Denkungsart zu erforschen, ikund aber sähe sie, wie sehr Carl Gustav würdig sey, zu regieren, weil er die Rechte eines Monarchen so gut kennete; schmeckte diese Rede nicht ein wenig nach der Comödie?

Um der Königin indessen seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, ließ Carl Gustav eine Medaille schlagen, mit der Umschrift, daß er den Thron von Gott und der Christina hätte; diese Medaille mißfiel den Ständen, die mit Recht behaupteten, daß er durch ihre Wahl zum Throne gelangt sey. Man kann nicht daran zweifeln, weil es uns der heilige Paulus lehret, daß das rechtmäßige Ansehen der Könige nur von Gott herrühret; aber die Einwilligung der Völker ist das sichtbare Zeichen dieses rechtmäßigen Ansehens, und versichert die Ausübung desselben.

Die Geistlichkeit wollte die Christina verbinden, in Schweden zu bleiben, aus Furcht, daß sie ihre Religion verändern möchte; als wenn diese Prinzessin, nachdem sie den Thron der Freyheit aufgeopfert hatte, nicht das Recht erlangt hätte, sich dieser Freyheit in ihrem

ihrem ganzen Umfange zu bedienen, und als wenn sie nicht zu Stockholm hätte in die Messe gehen können, ohne die Ruhe des Staats zu stören. Aber entweder wollte die Königin sich vor den geistlichen Verfolgungen in Sicherheit setzen, die den Monarchen selbst so furchtbar sind, vornehmlich wenn sie die Gewalt nicht mehr in Händen haben, oder vielleicht hatte sie auch schon damals den Entschluß gefasset, ihre übrige Lebenszeit außerhalb Schweden zuzubringen; genug, sie verließ Schweden noch an dem Tage ihrer Abdankung, nachdem sie eine Medaille mit der Ueberschrift hatte schlagen lassen, daß der Parnas besser sey, als der Thron; eine Medaille, die ihren Gesinnungen eben so wenig Ehre macht, als die Ueberschrift ihrem Geschmacke zum Ruhme gereichen kann. Wie sie auf der schwedischen Gränze bey einem kleinen Flusse angelanget war, der damals dieses Königreich von Dänemark absonderte, sagte sie: so bin ich denn einmal in Freyheit und aus Schweden, wohin ich niemals wieder zurück zu kehren hoffe? Carl Gustav ließ ihr noch einmal seine Hand und sein Herz anbiethen; aber sie antwortete, daß es nicht mehr Zeit sey.

Sie legte einen Theil ihrer Reise in Mannskleidern zurück, und gieng auf diese Art durch Dänemark und Deutschland, indem sie allenthalben in den Reden, die ihre Abdankung veranlassete, eine Philosophie zeigte, die weit erhabener war, als die Philosophie, die sie zu dieser Abdankung bewogen hatte. Der Prinz von Conde war eben in Brüssel, als die Königin durchreisete, und fragete, wo ist die Königin, welche die Krone so freywillig niedergelegt hat, für die

die wir streiten, und nach der wir die ganze Zeit unsers Lebens rennen, ohne sie erreichen zu können. Ihre Feinde geben vor, daß sie schon bey ihrer Ankunft zu Brüssel angekommen habe, ihre Abdankung zu bereuen; welches gar nicht wahrscheinlich ist; indessen verbreitete sich dieses Gerücht dergestalt in Schweden, daß der Großkanzler Oxenstirn, der damals zu Bette lag, sich nicht enthalten konnte, zu sagen: ich habe es ihr vorher gesagt, daß sie es bereuen würde; aber sie ist doch immer die Tochter des Gustavs. Dies waren die letzten Worte dieses großen Mannes.

Schon bereitete sich Christina zu ihrer Religionsveränderung, indem sie alle Klöster und Kirchen besuchte, die sie unterwegs antraf, vornehmlich wenn diese Gebäude einige besondere Seltenheiten enthielten. Endlich, nachdem sie zu Brüssel die katholische Religion angenommen hatte, schwor sie zu Inspruck öffentlich das Luthertum ab, und erwählte sich diesen eben nicht allzu andächtigen Wahlspruch: Fata viam inuenient, das Schicksal soll mein Führer seyn.

1655. Diese Handlung war für die Katholiken ein großer Triumph, als wenn die Beweise, worauf die römische Religion gegründet ist, durch die Denkart dieser Königin einen neuen Grad der Stärke bekommen hätten, und als wenn man eine wahre Religion nicht aus bloß menschlichen Absichten annehmen könnte. Die Protestanten ließen im Gegentheile aus einer eben so schlechten Ursache eine große Verzweiflung blicken. Sie gaben vor, daß Christina, der alle Religionen gleichgültig wären, die ihrige bloß

aus Bequemlichkeit verändert hätte, damit sie desto geruhiger in Italien leben könnte, wohin sie sich begeben wollen, um daselbst die Künste zu genießen, die dieses Land besitzt. Sie führen zum Beweise dieser Gleichgültigkeit einige Briefe oder einige Reden der Christina an, deren Wahrheit man erst recht beweisen muß, wenn man etwas daraus schließen will. So giebt man vor, daß die Jesuiten in Löwen ihr eine Stelle bey der heiligen Brigitta von Schweden versprochen, worauf sie geantwortet habe: ich sähe es lieber, wenn man mir eine Stelle unter den Weisen gäbe; eine Antwort, die, wenn sie wahr wäre, freylich mehr Philosophie als Christenthum in den Bewegungsgründen ihrer Befehrung voraussetzen würde. Man kann es nicht läugnen, und eine gar zu unglückliche Erfahrung beweiset es, daß man selten eine Religion aus Ueberzeugung annimmt, deren Grundsätze uns nicht von unserer Kindheit an eingeprägt sind. Der Eigennuß ist so oft der Bewegungsgrund einer solchen Veränderung, daß rechtschaffene Leute sogar denen, die eine falsche Religion abschwören, gemeiniglich ihre Hochachtung versagen, wenn sie nur im geringsten im Verdachte stehen, daß sie bey dieser Veränderung andere Absichten, als die Wahrheit, gehabt haben. Wenn man in seinem vierzigsten Jahre katholisch wird, so ist man gezwungen, es zweymal mehr zu seyn, als ein anderer. Die Religionsveränderung ist fast der einzige Fall, worinn sich ein übermäßiger Eifer entschuldigen läßt. Doch dem sey, wie ihm wolle, nur dem höchsten Richter der Menschen kommt es zu, die Bewegungsgründe ihrer Handlungen zu erforschen. Um wieder auf die Chri-

stina zurück zu kommen, so lasset uns bloß anmerken, daß, wenn sie nur darum katholisch geworden, um mit desto mehrerer Bequemlichkeit Statuen zu betrachten, sie selbst keine verdient habe, und daß sie dem verächtlichsten Monarchen, der jemals regieret hat, nachzusetzen ist, wenn sie sich bloß, um Gemälde zu sehen, des Vorzugs begeben hat, ihren Unterthanen Gutes zu thun.

So viel ist gewiß, daß Christina bey ihrem Aufenthalte in Rom viel Geschmack an den Werken der großen Meister bezeugete, womit diese Stadt angefüllet ist. Als sie eines Tages eine Statue der Wahrheit von dem Ritter Bernini bewunderte, nahm ein Cardinal, der bey ihr stand, Gelegenheit, ihr zu sagen, daß sie die Wahrheit mehr liebe, als die andern Prinzen gewohnt sind, ja, antwortete sie, aber alle Wahrheiten sind nicht von Marmor.

Ihre Religionsveränderung hatte für ihren Lehrmeister, den Bischoff Johann Matthiä, einen gemäßigten und friedfertigen Lutheraner, der verschiedene Vorschläge zur Vereinigung der protestantischen Kirchen gethan hatte, sehr schlimme Folgen. Die Protestanten, die der römischen Kirche den Verfolgungsgeist so sehr vormwerfen, hassen die Verfolgung nur alsdann, wenn sie darunter leiden, und keinesweges, wenn sie dieselbe selbst ausüben. Matthiä ward ohne Grund angeklaget, daß er an dem Abfalle der Christina Theil gehabt habe, und durch die Stände von seinem Bisthume abgesetzt.

Christina, die niemals einige Neigung für Frankreich gehabt hatte, ward diesem Reiche auf einmal günstig, und zwar bey Gelegenheit einiger unanständigen

digen Reden, welche einige spanische Bedienten, so sie zurück geschickt hatte, von ihr geführt hatten. Die Bewegungsgründe, die den Geschmack der Prinzen verändern, brauchen nicht stärker zu seyn, als die, so den Geschmack der Privatpersonen verändern. Diese Liebe zu Frankreich ward so lebhaft, daß sie bald den Entschluß fassete, eine Reise dahin zu thun, und dieser Nation, die in die Monarchie so verliebt ist, eine Königin zu zeigen, die den Thron verlassen hatte; um zu philosophiren. Sie hielt bey ihrer Reise durch die französischen Städte alle die Reden und alle die Ehrenbezeugungen aus, wozu die Monarchen verdammt sind. Ob sie sich gleich vor gar kurzer Zeit in den Schooß der Kirche begeben hatte, so empfing sie doch, weil sie noch immer ein Frauenzimmer und eine Prinzessin war, einen Redner sehr übel, der sie von dem göttlichen Gerichte und der Verachtung der Welt unterhielt. Sie kam endlich zu Fontainebleau an; sie erstaunte über das Ceremoniel des Hofes, und fragte, warum die Damen so viel Begierde zeigten, sie zu küssen, geschieht es etwa darum, sagte sie, weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?

Die berühmte Ninon, die sie bey ihrer Durchreise durch Senlis sehen wollte, war das einzige französische Frauenzimmer, dem sie Zeichen ihrer Hochachtung gab. Diese Person, die wegen ihres Witzes, ihrer Denkungsart und Aufführung so sonderbar war, und die es so weit gebracht hatte, daß sie mit vielem Ansehen die Rolle einer Buhlerin spielte; war geschickter, als eine jede andere, bey einer Prinzessin einen Eindruck zu machen, die eben so sonderbar war,



ob gleich auf eine andere Art. Man muß die Mignon wegen des Bezeigens, das ihr wiederfuhr, loben; aber man muß die Christina nicht darum tadeln.

Von Fontainebleau gieng sie nach Paris, wo sie abermals Reden und lange und traurige Festins ausstehen mußte, die man ihr zu Ehren gab, ja so gar die Tragödien des Collegii, worüber sie dreuste spotete. Sie rächete sich an diesen Schauspielen wegen des Verdrusses, den ihr alle diese Feyerlichkeiten und Ceremonien verursacht hatten. Wenn die Schauspiele in den Collegiis sich in eben dem Maaße, als die Schauspiele auf der Bühne, verbessert haben, so urtheile man aus ihrem izzigen Zustande, wie sie damals beschaffen gewesen.

Christina besuchte in Paris viele Gelehrte, nahm Verse ohne Zahl an, und schätzte sie vermuthlich nach ihrem Werthe. Sie hatte seit langer Zeit eine große Hochachtung für den berühmten Menage geheget, der uns in seinen Schriften unter einigen nützlichen Dingen so viele nichtswürdige hinterlassen hat. Auf ihrer Reise von Schweden nach Italien hatte sie ihm bey ihrem Aufenthalte in Brüssel geschrieben, zu ihr zu kommen, sie meldete ihm, daß sie die Hälfte des Weges gethan hätte, und daß es ihm zukäme, die andere Hälfte zu thun. Menage fand es nicht für gut, sich wegen einer Königin Ungelegenheit zu machen, die es nicht mehr war. Sie war darum nicht übel auf ihn zu sprechen. Denn als sie zu Paris angekommen war, wo sie nichts, als solche Leute suchte, die sich durch ihre Wissenschaften und durch ihren Verstand berühmt gemacht hatten, gab sie dem Menage die Berrichtung, die Personen, die zu ihr

wollten, zu ihr zu führen; eine Stelle, die ein Gelehrter damals zum ersten, wahrscheinlicher Weise auch zum letztenmale bekleidet hat. Weil man einiges Ansehen dadurch zu erhalten glaubete, wenn man der Königin vorgestellt ward, so war Hr. Menage kaum im Stande, alle diejenigen zu befriedigen, die ihn darum ersuchten, und weil er niemand abwies, so sagte Christina, Menage kennt doch in der That viele Leute von Verdienst.

Sie hatte Ursache, mit Paris zufriedener zu seyn, als mit dem Hofe, wo sie nur ein mittelmäßiges Glück gehabt hatte. Die Damen und die Hofleute konnten keinen Geschmack an einer Prinzessin finden, die sich wie eine Mannsperson kleidete, die die Schmeichler abwies, die denenjenigen ein Compliment wegen ihres guten Gedächtnisses machte, die ihr eine artige Historie erzählen wollten, und deren Geist mit einem Worte, wenn man so reden darf, etwas gar zu Männliches, für solche nichtswürdige Geschöpfe hatte, bei denen ihr alle ihre Kenntnisse und Einsichten unnütz waren. Diejenigen, die sie am besten zu kennen glaubeten, vergleichen sie mit dem Schlosse Fontainebleau, welches groß aber unregelmäßig wäre. Man würde sich über die schlechte Aufnahme, die man ihr daselbst wiederfahren ließ, nicht verwundern, wenn man bedenket, wie wenig Eindruck der Czar, Peter der Große, im Jahre 1717 auf eben diesen Hof machte, ein Monarch, der über die Christina erhaben war. Der größte Theil der Franzosen sahe in diesem Monarchen weiter nichts, als einen Fremden, der gar nicht die Manieren ihres Landes hatte, aber keinesweges einen Prinzen

zen voller Genie, welcher reisete, um sich zu unterrichten, und den Thron verlassen hatte, um sich desselben würdig zu machen. Es scheint, als wenn unsere Nation diese niedrige Art von Aufmerksamkeit, von der Tacitus redet, weiter als eine jede andere getrieben habe, eine Aufmerksamkeit, die nur gewohnt ist, große Männer aus Eitelkeit zu schätzen, ihren Ruhm in ihren Minen sucht, und sich verwundert, ihn nicht darin zu entdecken.

1657. Christina hatte so viel Geschmack an Frankreich gefunden, daß sie kaum in Rom wieder angelangt war, als sie sich vornahm, eine zwote Reise dahin zu thun. Man glaubte, daß politische Absichten sie dazu bewogen, aber diese Reise ward durch nichts merkwürdig, als durch den traurigen Tod des Monaldeschi, ihres Oberstallmeisters, den sie, wie bekannt ist, in Fontainebleau in ihrer Gegenwart ermorden ließ. Die Umstände dieser Ermordung sind bekannt genug, aber dasjenige, was nicht so bekannt ist, und was noch befremdlicher als die Grausamkeit der Christina, scheinen muß, das sind die gelehrten Abhandlungen, welche die Rechtsgelehrten schrieben, um sie zu rechtfertigen. Diese Schriften, diese traurigen Denkmäler der Schmeicheley der Gelehrten gegen die Könige, beschimpfen ihre Verfasser, ohne diejenige zu entschuldigen, für die sie geschrieben wurden.

Es thut mir aber um Leibnizens Andenken, und um die Menschlichkeit leid, daß ich den Namen dieses großen Mannes unter der Zahl der Vertheidiger eines Mordes sehen muß; und noch mehr muß ich über seine Ungerechtigkeit gegen den französischen Hof

## 380 Anmerkungen über Christina,

erstaunen, indem er sagete, wenn derselbe die That, der Christina übel aufgenommen, so sen es bloß darum geschehen, weil man die vorige Neigung nicht mehr für sie gehabt hätte. Die Nachwelt wird es sehr befremden, daß man in unserm Europa, das sich für so menschlich und gesittet hält, im Ernste die Frage aufgeworfen, ob eine Königin, die den Thron verlassen, nicht noch das Recht behalten habe, ihre Bediente ohne einige Form des Processus ermorden zu lassen. Man hätte vielmehr fragen sollen ob es der Christina, wenn sie auf dem schwedischen Throne geblieben wäre, erlaubt gewesen wäre, sich eines so barbarischen Rechtes zu bedienen; eine Frage, die vor dem Richterstuhle des Natur- und Völkerrechts sich bald würde haben entscheiden lassen. Dem Staate, dessen Erhaltung den Monarchen heilig seyn muß, weil er beständig bleibt, wenn die Könige und Unterthanen verschwinden, ist daran gelegen, daß die Menschen nach den Gesetzen gerichtet werden. Den Prinzen selbst ist daran gelegen, deren Stärke und Sicherheit die Gesetze sind. Die Menschlichkeit erlaubt ihnen zuweilen, die Strenge derselben zu mildern, wenn es darauf ankömmt, zu begnadigen: aber niemals ist es ihnen erlaubt, von denselben abzugehen, um grausam zu seyn. Man würde den Königen Unrecht thun, wenn man sich einbildete, daß diese Grundsätze sie beleidigen könnten, oder daß nur Muth dazu gehöre, sie in dem Schooße einer Monarchie vorzutragen. Sie sind die Stimme der Natur, der die Tyranney eben so verhaßt ist, als ihr ein gerechter und weiser König werth ist. Nach so wahren Grundsätzen,

sägen, die so tief in das Herz aller Menschen gegraben sind, ist, meiner Meinung nach, wenig daran gelegen, zu entscheiden, vor welchem Richterstuhle Christina, die die Regierung niedergelegt hatte, den Monaldeschi hätte sollen richten lassen, ob es hätte in Schweden, in Rom, oder in Frankreich geschehen sollen. Es ist wenig daran gelegen, würde ich antworten, vor welchem Gerichte es geschehen wäre, nur mußte es nicht vor ihrem eigenen Gerichte geschehen.

Noch weniger wesentlich scheint es mir zu seyn, wenn man untersuchen wollte, welches die Ursache der Ermordung des Monaldeschi gewesen; vielleicht ist es so gar für die Ehre der Königin nothwendig, über dieses Geheimniß eine Decke zu ziehen! es wäre abscheulich, wenn ein Liebeshandel die Ursache derselben gewesen wäre, wie einige Schriftsteller haben vorgeben wollen. Die That der Christina hat einen solchen Bewegungsgrund nicht nöthig, um verhaßt zu seyn.

1657. Weil ihr Frankreich zuwider war, wo der Mord des Oberstallmeisters einen Abscheu vor ihr verursacht hatte, so nahm sie sich vor, nach England überzugehen; Cromwell, der damals dieses Königreich auf eine despotische Art regierte, die viel weiter gieng, als die Tyranney, wofür er seinen König hatte bestrafen lassen, hielt es nicht für rathsam, die Christina aufzunehmen. Dieser Mann, der ein eben so geschickter Staatsmann als gefährlicher Bürger war, befürchtete, das Geheimniß seiner Geschäfte, den durchdringenden Blicken eines Frauenzimmers auszufeseln, das man für eine Meisterinn in den Staatsstreichen hielt. Außerdem konnte er sich nicht entschließen,

schließen, eine Königin zu sehen, die drey Kronen für eine Religion hatte fahren lassen, die er hasste, und er fand es nicht für gut, das Geld der Engländer auf einen so unnützen Empfang anzuwenden. Christina verlor auch bald die Lust zu dieser Reise, und reiste dafür nach der französischen Akademie, die damals bey weitem das nicht war, was sie ihund ist; weil man ihr nichts bessers zu geben hatte, als eine Uebersetzung einiger Verse des Lucrez, wider die Vorsehung, die der Corin gemacht hatte, und denen er wie Patru saget, einige zwanzig von seiner Art entgegen gesetzt hatte, um sie zu behaupten. Es ist nicht unnütz anzumerken, daß man in eben der Versammlung der Königin einige Artikel aus dem französischen Wörterbuche vorlas, woran die Akademie damals arbeitete; man fiel auf das Wort jeu, worunter sich diese Worte befanden: Jeux de Princes, qui ne plaisent qu'à ceux qui les font. Spiele der Prinzen, die nur denen gefallen, die diese Spiele machen.

1658. Endlich kehrte Christina nach Rom zurück, wo sie sich in ruhiger Muße ihrem Geschmack für die Künste und Wissenschaften, vornehmlich aber für die Chymie, die Medaillen und Statuen in ruhiger Muße überließ. Der Cardinal Azzolini, der eine Neigung gegen sie faßte, welche die Verläumdung nicht verschonet hat, brachte die Finanzen der Königin, die theils durch ihre Verschwendung und Nachlässigkeit, theils durch die unrichtige Bezahlung der bewilligten schwedischen Gelder, in große Verwirrung gerathen waren, wieder in Ordnung. Dieser Cardinal blieb ihr Freund und Vertrauter bis an seinen



seinen Tod. Man saget auch, daß nicht mehr als drey Männer sich die Hochachtung der Königin erworben, der Prinz von Conde durch seine Tapferkeit, der Cardinal von Retz durch seinen Verstand, und der Cardinal Azzolini durch seine Höflichkeit. Wenn man übrigens von dem Charakter der Königin urtheilen soll, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sie sehr zur Heppigkeit oder gar nur zur Liebe geneigt gewesen. Eine ziemlich übelverstandene Eitelkeit war ihre Hauptleidenschaft.

Christina war nicht lange in Rom gewesen, als sie mit Alexander dem Siebenten Händel bekam. Dieser Pabst war ein eitler und zänkischer Mann, und hatte sich bereits die Ehre der Bekehrung dieser Prinzessin zueignen wollen, von der er doch nur weiter nichts als einen Brief erhalten hatte, nachdem sie diesen Entschluß genommen hatte. Das Antheil, das Christina an den französischen Angelegenheiten zu nehmen schien, erweckte dem Pabste Misvergnügen, der Ludwig den Bierzehnten nicht liebte; aber Christina, die die Denkungsart Alexanders des Siebenten kannte, und Ursache hatte, ihn zu schonen, besänftigte ihn von Zeit zu Zeit, indem sie sich in den öffentlichen Processionen den Segen geben ließ; sie nahm sogar ihre Wohnung in einem Kloster, um desto weniger Verdacht bey dem Pabste zu erwecken, der sie durch Geistliche und Mönche ausspioniren ließ. Dieser Aufenthalt in einem Kloster brachte die Leute auf die Gedanken, daß sie willens sey, sich zur Nonne einkleiden zu lassen; „Die Königin Christina, schrieb Guy Patin bey dieser Gelegenheit, wird noch alle Lebensarten durchgehen, wosern sie nicht bald stirbt; sie  
„hat

„hat schon sehr verschiedene Personen gespielt, die von  
 „ihrem ersten Stande sehr entfernt sind, da man sie  
 „die zehnte Muse und die Sibylle des Nordens  
 „nannte.“ Man kann leicht einsehen, ob es wahr-  
 scheinlich gewesen, daß eine Prinzessin, die wider den  
 Pabst aufgebracht war, auf eine so seltsame Art die  
 Bände noch genauer zusammenziehen wollen, welche  
 sie an den Pabst verknüpften.

1660. 1661. Die Ursachen des Misvergnügens,  
 die sie entweder wirklich hatte, oder zu haben glaubte,  
 vermehrten sich endlich dergestalt, daß sie sich nach  
 dem Absterben Carl Gustavs entschloß, nach Schwe-  
 den zurück zu kehren: Diese Reise, deren wahre Ur-  
 sachen man nicht wußte, gab den Politicis zu vielen  
 Muthmaßungen Anlaß; sie fiel aber unglücklich aus.  
 Die alten Unterthanen der Christina vergaßen alles,  
 was sie für sie gethan, und alle die Liebe, die sie ihnen  
 vormals bezeuget hatte, und sahen in ihr weiter nichts,  
 als ein Frauenzimmer, das sie verlassen hatte, um in  
 einem fremden Lande in dem Schooße einer Religion  
 zu leben, von der sie glaubten, daß sie Schweden  
 schädlich sey. Die Messe, die in ihrem Pallaste ziem-  
 lich frey gehalten ward, mißfiel dem Adel eben nicht sehr,  
 der mit nichts als Intriguen und Kriegen beschäftigt  
 war. Aber sie beleidigte die beyden untersten Stände  
 des Königreichs, die Geistlichkeit, deren Ansehen sie  
 troßete, und den Bauernstand ungemein, dessen Vor-  
 urtheile sie aufbrachte; diese beyden Stände weiger-  
 ten sich, ihr ihre Einkünfte zu versichern, indem sie  
 überzeugt waren, daß man an Luthern glauben mußte,  
 um werth zu seyn, zu leben. Christina mochte im-  
 merhin sagen, daß sie als eine Monarchinn nieman-  
 den

den von ihren Handlungen Rechenschaft geben dürfe; man antwortete ihr, daß es ihr nicht frey stünde, die Grundgesetze des Reichs aufzuheben. Die Stände ließen ihre Kapelle niederreißen, und beurlaubeten ihre italienischen Almosenpfleger, die sie mitgebracht hatte. Sie war nur noch dem Namen nach Königin, sagt ein Geschichtschreiber, und derjenige, den sie zum Könige gemacht hatte, und der sich rühmete, alles von Gott und von Christina zu haben, war nicht mehr.

Allem Ansehen nach würde Christina diese Verfolgung durch eine andere bestraft haben, wenn sie in ihrem Vorhaben, wieder auf den Thron zu gelangen, wäre glücklich gewesen; aber dieses Vorhaben lief auf weiter nichts hinaus, als daß man sie zu einer abermaligen Abdankung nöthigte. Sie gieng also nach Rom zurück, und sah bey ihrer Durchreise durch Hamburg den berühmten Lambecius, den sie durch ihre Begegnung wegen der Verfolgungen tröstete, die er damals von den Theologen dieser Stadt erdulden mußte. Diese Verfolgungen giengen so weit, daß er katholisch ward, um seinen Feinden zu beweisen, daß er kein Atheist sey: für alle andere, außer für die, so er überzeugen wollte, war dieser Beweis entscheidend.

Die Belagerung von Candia, von der die christlichen Prinzen damals Zuschauer abgaben, ohne dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, schien der Königin von Schweden nicht so gleichgültig zu seyn; Sie gab sich sehr viel Mühe, den Venetianern Hülfe an Geld und Truppen zu verschaffen; und ob diese Bemühungen gleich fruchtlos waren, so waren sie doch so stark, daß man sie für eigennützig hielt; so geschickt ist die mensch-

liche Bosheit, ohne Grund auch die löblichsten Handlungen zu vergiften.

1662. Kurz hernach fiel die bekannte Sache mit den Corsen vor, weswegen sich der König von Frankreich auf eine Art, die den römischen Hof so sehr bemüthigte, Recht verschaffete. Christina hatte in dieser Sache zugleich die Ehre, bey dem Könige für den Pabst, den sie nicht liebte, eine Fürbitte zu thun, und das Vergnügen, nichts auszurichten. Der Pabst, den es würde verdrossen haben, wenn er ihr das Nachgeben des Königs zu danken gehabt hätte, und der vielleicht ihre Bewegungsgründe einsah, glaubte ihr gar nicht verbunden zu seyn, weil sie nichts ausgerichtet hatte. Er fuhr fort, ihr mit so weniger Mäßigung zu begegnen, daß sie es endlich müde ward, vom Pabste nichts als Verdruß und Vergebung der Sünden zu haben, und den festen Schluß fassete, noch einmal nach Schweden zurück zu kehren.

1663. Unterdessen daß sie die schwedischen Stände hierüber ausforschen ließ, beschäftigte sie sich in Rom mit dem Umgange der Gelehrten, und machte sich bisweilen auf ihre Kosten lustig. Sie ließ unter andern eine sonderbare Medaille schlagen, um sich an der Verlegenheit zu belustigen, worein die Umschrift derselben die Gelehrten setzen würde. Ich weiß nicht, ob dies Vergnügen sehr anständig ist. Ein Prinz hat so viel Ursache, die Wissenschaften zu lieben und zu beschützen, daß es sich für ihn weniger, als für einen jeden andern schickt, die armen Gelehrten lächerlich zu machen: diese Sorge muß man ihnen selbst überlassen, sie lassen sich dieselbe nur gar zu sehr angelegen seyn.

Die Bedingungen, die der Senat der Christina künftig, wenn sie sich in Schweden aufhalten würde, selbst damals vorschrieb, da sie bereits abgereiset war, um zum zweytenmale wieder dahin zu kommen, schienen ihr so hart zu seyn, daß sie es für gut befand, in Hamburg den nächsten Reichstag abzuwarten, um auf demselben ihre Rechte geltend zu machen. Von hier aus schrieb sie an den Reichsrath Sevedt Baaf, der ihre Angelegenheiten am schwedischen Hofe besorgte, daß die Verbindlichkeit, die sie hätte, große Angelegenheiten zu schonen, sie gelehret habe, zu leiden, und ihren Schmerz zu verbergen. Auf dieser Reise fand sie in dem Cabinette eines Antiquarii die Medaille ihrer Abdankung, welche sie wegwarf und nicht sehen wollte. Diese Handlung, die vielleicht nichts als eine Wirkung ihres gegenwärtigen Verdrußes war, ward indessen mit vieler Wahrscheinlichkeit als ein lebhafter Ausdruck ihrer Reue über ihre Abdankung angesehen.

Der Reichstag ward gehalten, und man hätte denken sollen, daß sich die Angelegenheiten Gottes verändert hätten; denn von allen Ständen war die Geistlichkeit der Christina allein günstig. Vermuthlich befürchteten die Geistlichen, daß sie noch mehr ausrichten würde, als sie selbst hoffete, wenn sie an den Hof käme, und ihre Forderungen selbst vorbrächte; und die schwedischen Priester übeten bey dieser Gelegenheit die Maxime aus, daß man seinem Feinde eine goldne Brücke bauen müsse. Aber der übrige Theil der Nation, dem alle diese Reisen der Christina wenig Hochachtung für sie eingefloßet hatten, und der in ihrer Aufführung nichts, als sehr viel Unbeständigkeit

und Intriguen sah, bediente sich des Rechts, das sie ihm gegeben hatte, und schlug ihr beynahe alle ihre Forderungen ab. Sie verließ also Schweden auf ewig, und kam nach Rom zurück, wo sie ihre übrige Lebenszeit misvergnügt zubrachte, indem sie von ihren alten Unterthanen übel bezahlt, von Frankreich vergessen, und selbst von der Nation wenig geachtet ward, die sie allen andern vorgezogen hatte. Die Erkenntlichkeit und die Bewunderung waren, so zu sagen, die ersten Bewegungen der Römer gegen eine Prinzessin gewesen, die die Regierung niedergelegt hatte, um unter ihnen zu leben; aber die Menschen haben keine dauerhafte Empfindung, als für die Größe und die Macht; und selbst die Prinzen, die am höchsten geschätzt werden, und die es am meisten verdienen, wissen nicht, wie sehr ihnen der Thron nothwendig ist, um ihren Gaben Gerechtigkeit zu verschaffen, und wie viel Verdienst ihnen in den Augen des Pöbels, das ist, fast aller Menschen, ihre Krone giebt, selbst alsdann, wenn sie dieselbe am wenigsten nöthig haben. „Christina, sagt der Geschichtschreiber Nani, ward bald nach ihrer Abdankung gewahr, daß eine Königin ohne Staaten eine Gottheit ohne Tempel sey, deren Dienst bald verlassen wird.“

Sie war noch nicht zu Rom angelangt, als sie von dem Tode des Papstes Alexanders des Siebenten Nachricht erhielt. Es ist nicht unnütz, anzumerken, daß dieser Papst beym Antritte der päpstlichen Würde, viel Strenge und Widerwillen gegen den sogenannten Nepotismus bezeugte. Diese Uneigennützigkeit war der Vorwurf eines Briefes, den der Cardinal Pallavicini vor seine Geschichte des tridentinischen Concilii an



an ihn gerichtet hatte; aber der Pabst veränderte seine Denkungsart oder seine Aufführung so plöglich, und überschwemmte Rom dergestalt mit seinen Nepoten, daß Pallavicini das Lächerliche dieses Briefes einsah, und ihn nicht heraus gab, ob er gleich bereits abgedruckt war.

Ihm folgte Clemens der Neunte in der päpstlichen Würde, seine Regierung, die gar zu kurze Zeit dauerte, ward das güldene Alter Roms genannt. Christina hatte viel Ursache, mit diesem Pabste zufrieden zu seyn, er war freugebig, prächtig, ein Freund der Wissenschaften und der Menschen, und so aufgeklärt, daß er die Religion durch die Endigung aller Zänkereyen verehrungswürdig machen wollte. Es wäre in der That zu wünschen, daß er in seiner friedfertigen Art zu denken viele Nachfolger haben möchte.

Christina setzte ihre Bekanntschaft mit den römischen und auswärtigen Gelehrten beständig fort. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten giebt sich die Mühe, uns bey dieser Gelegenheit ein Verzeichniß von den Gelehrten zu geben, die damals die arcadische Akademie ausmachten, ein Verzeichniß, das in dieser Geschichte eben so unnütz ist, als die Liste, die er von den schwedischen Gelehrten giebt, die unter der Regierung der Christina gelebt haben. Ich will aus dieser ganzen Stelle seiner Denkwürdigkeiten nichts anders anführen, als den Titel eines Werks des Nicolaus Pallavicini, der folgendermaßen lautet: Rettung der göttlichen Vorsehung durch das große Gut, das die katholische Religion in der Person der Königinn von Schweden erworben hat. Dieser Tractat ward nicht gedruckt, weil man 54

## 390 Anmerkungen über Christina,

Reheren darinn zu finden glaubte. Ich bewundere die Geduld desjenigen, der sie gezählet hat.

Man sieht aus einem Briefe, den Christina an Otto von Guericken schrieb, wie sehr das Vorurtheil wider die Bewegung der Erde in Rom eingewurzelt gewesen. Diese Prinzessin, die dem Throne abgesetzt hatte, um frey zu seyn, hatte doch nicht die Freyheit, einem Fremden dreuste zu sagen, daß sie die Unbeweglichkeit der Sonne glaube.

Sie hatte in Rom viel Umgang mit dem berühmten Lucas Holstein, der, wie man sagt, 8000 Fehler im Baronius gefunden, und der vielleicht noch mehr würde begangen haben, wenn er ihn widerlegt hätte.

1672. Bald darauf entstand der berühmte Krieg, den Ludwig der Vierzehnte wider ganz Europa, das wegen der Demüthigung der Holländer eifersüchtig war, mit so vielem Ruhme aushielt, und der durch den nimwegischen Frieden geendiget ward. Christina billigte es nicht, daß sich die Schweden in diesen Krieg gemischet hatten, worinn sie auch in der That nicht glücklich waren. Vielleicht war sie auch durch eine Schmähschrift aufgebracht worden, die man in Frankreich wider sie herausgegeben hatte, und wofür sie keine Genugthuung erhalten konnte. Aber das, was ihr am meisten zu Herzen gieng, war die Furcht, daß die Bezahlung ihrer Einkünfte dadurch möchte verzögert werden. Sie schickte einen Bevollmächtigten nach Nimwegen, der ihre Angelegenheiten daselbst besorgen sollte, den man als einen Ambassadeur einer Königin ohne Macht, von der man nichts zu hoffen und zu fürchten hatte, empfing und anhörte. Dieser Bevollmächtigte war ein junger Schwede, mit Namen Ce-  
der.

derfranz; der wenige Verstand, und die schlechten Einsichten, die Christina bey ihm bemerkt hatte, konnten sie nicht abhalten, ihm ihre Angelegenheiten anzuvertrauen; sie sagte, sie wäre willens, diejenigen, die ihr dienen, nicht allein glücklich, sondern auch klug zu machen. Indessen überschickten die Schweden der Christina gleich nach dem Friedensschlusse ansehnliche Summen; aber diese Prinzessin verwarf den Vorschlag gänzlich, den man ihr that, jährlich eine gewisse Summe auf Abrechnung ihrer Forderungen, von Frankreich anzunehmen. Wenn man sein eigener Herr seyn kann, antwortete sie, so muß man keinen andern suchen.

1679. In dem folgenden Jahre machten die Meynungen der Quietisten, die, wie so viele andere, die menschliche Vernunft so sehr demüthigen, ein großes Aufsehen in Rom, wo dergleichen Zänkereyen im Grunde verachtet, und dem äußerlichen Ansehen nach mit vieler Feyerlichkeit beurtheilet wurden; das neue System hatte den Michael Molinos, einen spanischen Priester, zum Urheber, der ein großer Gewissensrath und selbst ein redlicher Mann war, wie der Pabst selbst gestehen mußte. Dies waren zween Titel, die ihm viele Feinde erregen mußten. Diejenigen, die eifersüchtig darnach trachteten, die Gewissen zu regieren, unterließen nicht, einen gefährlichen Keger in einem Manne zu finden, dessen Gedanken von der Spiritualität mehr Mitleiden als Unwillen verdienen. Christina nahm sich des Molinos, entweder aus einem natürlichen Mitleiden, oder aus Haß gegen die Verfolger desselben, oder auch vielleicht aus Begierde, in einer Sache, womit damals ganz Europa beschäftiget

war, eine ansehnliche Rolle zu spielen, auf eine so öffentliche Art an, daß man sie sogar in dem Verdachte hielt, daß sie den Meynungen des Molinos zugehörig sey, und es fehlte nicht viel, so hätte man dieser Prinzessin ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie gegen einen unglücklichen Priester die Pflichten der Menschlichkeit erfüllete. Die geistige Ruhe, die Molinos predigte, und die damals die Aufmerksamkeit der Inquisition beschäftigte, gab dem Pasquin Gelegenheit, auf eine lustige Art zu sagen: „Reden wir, so stehen die Galeeren darauf, schreiben wir, so haben wir den Galgen, und halten wir uns in Ruhe, so haben wir die Inquisition zu befürchten: was soll man also anfangen?“

Molinos, der von der Christina unterstützt ward, hatte in der Person des Königs von Frankreich einen fürchterlichen Gegner, der durch die Feinde dieses bedauernswürdigen Regierhaupts angetrieben, sehr eifrig auf seine Verdammung in Rom drang. Derselbe ward endlich von dem Pabst Innocentius dem XI. ausgesprochen, der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, und wenn man auch das gerechte Verfahren des Pabstes bey dieser Gelegenheit nicht in Betrachtung zieht, so muß man ihm dennoch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihn kein menschlicher Bewegungsgrund zu dieser Handlung angetrieben; man sieht aus seiner ganzen Aufführung gegen Frankreich, daß er gar nicht Willens war, den König zu schonen. Dieser tugendhafte, halsstarrige und blödsinnige Pabst bezeigte sich so unbiegsam, daß er unter einem weniger frommen Könige, als Ludwig der XIV. war, leicht eine Trennung zwischen der fran-

französischen und römischen Kirche hätte verursachen können. Seine Nachfolger haben weit mehr durch Güte erhalten, als er durch eine übel angebrachte Standhaftigkeit ausrichten konnte, und es ist etwas Merkwürdiges in der französischen Geschichte, daß der französische Hof, ohngeachtet seiner Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl, sich den römischen Bischöfen, doch am besten widersezet hat, und ihnen niemals auf eine andere Art, als freywillig, etwas zugestanden hat.

Die berühmte Mademoiselle le Febvre, die nachher unter dem Namen der Madame Dacier bekannt ward, schickte um diese Zeit der Christina den *Florum ad usum etc.* zu; welchen sie eben damals herausgegeben hatte, Christina dankte ihr in ihrer Antwort auf eine sehr verbindliche Art, und ermahnte sie, die katholische Religion anzunehmen.

Ich weiß nicht, ob ich bey dieser Gelegenheit eines Briefes erwähnen soll, den der Verfasser der Denkwürdigkeiten anführet, und worinn die Königin von Schweden, einen gewissen Grafen Basato ermahnet, ein Mönch zu werden. Der Verfasser will sich dieses Briefes als eines Beweises bedienen, um die Religion der Christina darzuthun, ob er sich gleich in verschiedenen Stellen seines Werkes hat merken lassen, daß er an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zweifele, denn die Auflösung dieses Problems scheint ihm von großer Wichtigkeit zu seyn, und viele Unruhe zu verursachen. Aber ein Brief, der der Prinzessin und desjenigen, an den sie ihn schrieb, so unwürdig ist, beweiset weiter nichts, als wie viel Zeit,

Bb 5 Chri.

Christina zu verlieren hatte; er gehöret mit zu denen, die man aus ihrer Geschichte hätte weglassen sollen.

Eben dieses ist auch meine Meynung von der Vertheidigung, womit man den vorgeblichen Geschmack dieser Königin an der Astrologie entschuldigen wirt. Zu einer Zeit, da die Philosophie, (die gemeinlich bey dem Throne aufhöret,) noch nicht alle Staaten aufgekläret hatte, würde es eben nichts Erstaunliches seyn, daß eine Königin, die selbst nach denen Dingen begierig war, die sie nicht wissen konnte, für eine nichtswürdige Wissenschaft eingenommen gewesen wäre, auf die sich damals sehr große Leute legten, und die den berühmten Casini in seiner Jugend beschäftiget hatte. Zum wenigsten zeigte Christina einige Einsicht und Kenntniß der Welt, wenn sie sagte, daß die irdische Astrologie ihr noch sicherer vorkäme, als die himmlische, wenn man von den Begebenheiten urtheilen wolle, und daß man die Astrologie, so wie die Arzneykunst, nur darum studieren müsse, um nicht betrogen zu werden.

1683. Diese Prinzessin schrieb als Königin, als eine römischkatholische Christinn, und als eine Bewundererin großer Thaten, im Jahr 1683, einen Brief an den König von Pohlen, Johannes Sobiesky, der durch den Entsatz der Stadt Wien, die von den Türken belagert ward, dem Kayser einen so wichtigen Dienst leistete, und ihn zu gleicher Zeit demüthigte. Es scheint, als wenn Christina dem Sobiesky den Vorwurf zu verstehen gegeben, den man ihm machte, daß er sich nämlich durch die Beute des Krieges gar zu sehr bereichert habe: „Ich beneide  
„Ew.



„Ew. Majestät, schrieb sie, so viele Schätze nicht, ich be-  
 „neide Ihnen bloß den rühmlichen Titel eines Erretters  
 „der Christenheit; und ob ich gleich kein Königreich  
 „habe, so bin ich desfalls doch nicht von der Ver-  
 „bindlichkeit frey, die alle Monarchen Ew. Majestät  
 „schuldig sind.“

Indem Ludwig der XIV. den Papst demüthigte, dachte er zugleich darauf, die calvinische Religion in seinen Staaten auszurotten, und widerrief im Jahre 1685 das Edict von Nantes. Christina schrieb bey dieser Gelegenheit an den Ritter von Terlon, französischen Ambassadeur am schwedischen Hofe, einen Brief, den Bayle in sein Journal einrückte. Sie bedauerte in demselben das Schicksal der verfolgten Calvinisten auf eine so theilnehmende und aufrichtige Art, daß dieser berühmte Schriftsteller daher Anlaß nahm, zu sagen, der Brief der Königin sey ein Rest der protestantischen Religion. Dieser Rest der protestantischen Religion, Bayle mag auch sagen, was er will, war wenigstens sehr zweydeutig; es ist sehr wahrscheinlich, daß bloß die Rechte der Menschlichkeit der Christina diesen Brief abgezwungen. Die Verfolgung der Reformirten ward zu einem so hohen Grade der Gewaltthätigkeit getrieben, die man Ludwig dem XIV. nicht bemessen kann; sie war die unglückliche Wirkung der Hestigkeit seiner Minister. Er würde sie verabscheuet haben, wenn er ein Zeuge davon gewesen wäre. Ich lasse mich hier in die Frage nicht ein, ob der König die reformirte Religion in seinen Staaten hätte dulden sollen; ob zwei mächtige Religionen, die auf einander eifersüchtig sind,

## 396 Anmerkungen über Christina,

sind, in der Länge einem Königreiche nicht gefährlicher sind, als es die Ausrottung der einen von beyden seyn würde, ob es in dem Zustande, worinn die Sachen damals waren, nicht besser würde gewesen seyn, sich gelinder Mittel zu bedienen, als offenbare Gewalt zu gebrauchen, und in der Stille nach und nach Proselyten zur katholischen Religion zu machen, anstatt Märtyrer in der reformirten zu machen. Dieß sind politische und Religionsaufgaben, wenn man so sagen darf, die eine andere Feder als die meine, und eine andere Schrift, als die gegenwärtige, erfordern. Aber es scheint doch, als wenn ich und alle Welt darinn einig wäre, daß diese Verfolgung, (die keinesweges von Ludwig dem XIV. befohlen worden,) mit einer Grausamkeit ausgeübet worden, die beydes, die Religion und die Gerechtigkeit, beleidiget; und daß man den König zu eben der Zeit, da man ihn wegen seiner richtigen Absichten lobet, zugleich beklaget, daß seine Befehle auf eine so unmenschliche Art vollzogen worden. Doch dem sey wie ihm wolle, die Gesinnungen, die Christina in diesem Briefe äußert, machen ihr Ehre, und sind eines von den schönsten Stücken, die wir von ihr übrig haben.

„Seyd ihr auch, schrieb sie an den Ritter von Zer-  
 „lon, von der Aufrichtigkeit dieser Neubefehrten  
 „recht überzeugt? . . . „die Soldaten sind seltsame  
 „Apostel . . . „ich beklage so viele rechtschaffene  
 „Leute, die an den Bettelstab gebracht sind, ob sie  
 „gleich irren, so verdienen sie doch mehr Mitleiden  
 „als Haß . . . Ich betrachte Frankreich als einen  
 „Kranken, dem man einen Arm abnimmt, um ein  
 „Uebel auszurotten, das die Geduld und gelinde Mit-  
 „tel

„tel würden geheilet haben.“ Sie endiget ihren Brief, indem sie die Aufführung Ludwigs des XIV. gegen seine protestantische Unterthanen dem Bezeigen entgegen setzet, das er damals gegen den Pabst beobachtete. Dieser letzte Punct ist eben so überflüssig, als ihre italienischen Declamationen wider die Freyheiten der französischen Kirche und die berühmten Artikel von 1682.

Indessen nahm es Christina sehr übel, daß Bayle diesen Brief öffentlich bekannt gemacht hatte, noch mehr aber ärgerte sie sich über die Anmerkungen, die er hinzu gefüget hatte, um ihre Befehrung ein wenig verdächtig zu machen. Ihre Klagen veranlasseten eine ziemlich lange Unterhandlung zwischen dem Philosophen und der Prinzessin, und diese Unterhandlung ward endlich zum Vergnügen beyder Parteyen geendiget.

1687. Die Sache wegen der freyen Zuflucht, die um diese Zeit in Frankreich so viel Lärm verursachte, machte in Rom nicht weniger Aufsehen. Christina, die ihrem Rechte anfänglich entsaget hatte, wollte ihre Entsagung wegen eines Verdrusses wieder aufheben, den ihr die Frechheit der päbstlichen Gerichtsbedienten verursachte, indem sie einen Missethäter bis in ihr Haus verfolgten, und ihn herausholten. Aber diese Sache, die in Paris mit vieler Feyerlichkeit getrieben ward, und von Seiten des Pabstes Bannstrahlen, und von Seiten des Parlements Decrete und Appellationes an ein künftiges Concilium veranlassete, ward zwischen der Christina und dem Pabste durch die Vermittelung ihrer Beichtväter auf eine gelasse-

gelassene Art abgehandelt. Indessen kostete es doch eben so viel Mühe, sie bezulegen, als wenn Christina furchtbar gewesen wäre.

Da der Prinz von Conde in dem vorhergehenden Jahre gestorben war, schrieb Christina, deren Bewunderung für diesen Prinzen durch sein Unglück nie war vermindert worden, an die berühmte Mademoiselle Scudery, um sie zu bewegen, einen Helden, der ihrer Lobsprüche so würdig sey, nach ihrem ganzen Vermögen zu erheben. Man sieht aus diesem Briefe, daß Christina dem Tode ziemlich stoisch entgegen sahe. „Der Tod, schreibt sie, der sich nähert, und „der seinen Augenblick nie versäumt, beunruhiget „mich nicht, ich erwarte ihn, ohne ihn zu wünschen, „und ohne ihn zu fürchten.“

1688. Indessen brach der Krieg wieder in Europa aus. Man sieht aus einem der letzten Briefe der Christina, daß sie es vorher gesehen, was für einen Ausgang derselbe, in Absicht auf den König Jacob den II, nehmen würde. Dieser Prinz, dessen Leben sich weit besser in einer Leichenpredigt, als in einer Geschichte ausnimmt, und dessen Verfolgungsgeist allezeit durch ein vernünftiges Christenthum wird gemisbilliget werden, war von einem Throne verjagt worden, weil er eine freye Nation, die ihn ganz geruhig seiner Mönche und seiner Maitressen genießen ließ, quälen wollte, und weil er die Engländer mit Gewalt zwingen wollte, das zu glauben, wovon er sie durch sein Beyspiel hätte überzeugen sollen. Nach Frankreich geflüchtet, in Europa wenig geachtet, den Spöttereien des Hofes ausgesetzt, wohin er seine Zuflucht genommen hatte, hat er, wie  
man

man sagt, nach seinem Tode Wunder gethan, da er in seinem Leben nie das Wunder hat thun können, wieder auf den Thron zu steigen. „Da ist aber, damals, schrieb Christina bey Gelegenheit dieses Krieges, ein großer Schauplatz geöffnet, der sehr viele Leute zum Weinen und zum Lachen bringen wird. „Alles zittert in Rom; nur ich nicht. Meine größte Aufmerksamkeit ist auf die Maaßregeln gerichtet, die Schweden bey dieser Gelegenheit ergreifen wird. „ Da sie noch immer wider Frankreich aufgebracht war, so scheint es, als wenn sie nicht wünschte, daß Schweden sich mit Frankreich verbinden möchte; man sagt auch, daß sie sich aus Verdruß über den Pabst und die Römer, deren sie müde war, damals mit dem großen Churfürsten von Brandenburg in eine Unterhandlung wegen einer freyen Zuflucht in seine Staaten eingelassen. Einige Schriftsteller haben, ohne zu untersuchen, ob dieses auch wahr sey, daraus den Schluß gezogen, daß sie Willens gewesen, die protestantische Religion wieder anzunehmen; aber wenn sie auch wirklich dieß eben nicht wahrscheinliche Vorhaben gehabt hat, so hatte sie doch nicht die Zeit, es auszuführen.

1689. Sie starb kurze Zeit hernach, mit Gelassenheit und Philosophie. Man hat vorgegeben, daß sie besser gestorben sey, als Elisabeth, möchte man doch auch sagen können, daß sie besser gelebet hätte. Sie verordnete in ihrem Testamente, daß man auf ihr Grabmaal nichts als die Worte setzen solle: D. O. M. vixit Christina annos LXIII. Die Bescheidenheit und der Stolz der Grabschriften sind beyde

## 400 Anmerkungen über Christina,

de auf gleiche Art Werke der Eitelkeit. Die Bescheidenheit schickt sich besser zu der Eitelkeit, die große Dinge gethan hat, der Stolz schickt sich besser zu der, die nur kleine Dinge gethan hat. Wenn man die Grabschrift der Christina nach dieser Regel beurtheilet, so wird man finden, daß sie nichts als wahr sey, ohne groß zu seyn. Die Ungleichheit in ihrer Ausführung in ihrer Gemüthsbeschaffenheit und in ihrem Geschmacke, der wenige Anstand, der sich bey ihren Handlungen zeigte, der schlechte Vorthail, den sie aus ihren Kenntnissen und aus ihrem Verstande zog, um die Menschen glücklich zu machen, ihr oft unrecht angebrachter Stolz, weil er allemal unrecht angebracht wird, wenn er nicht Hochachtung zuwege bringt, ihre zweydeutigen Reden über die Religion, die sie verlassen hatte, und über die Religion, zu der sie sich bekannte, endlich das herumirrende Leben, so sie unter Fremden führete, von denen sie nicht geliebet ward; alles dieses macht, daß man zu ihrem Lobe weiter nichts sagen kann, als daß sie 63 Jahre gelebet hat.

Ich sage nichts von ihrem Leichenbegängnisse, ihrer Bibliothek, ihren Gemälden, ihren Seltenheiten, den Medaillen, die auf sie geschlagen sind, und überlasse alle diese Dinge dem Verfasser der Denkwürdigkeiten; ich will lieber von zwey Werken, die sie geschrieben hat, noch etwas sagen. Das eine führet den Titel: *Pensées diverses*, und ist, wie die meisten Werke von dieser Art, eine Sammlung von allgemeinenten Sachen, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat, durch eine epigrammatische Wendung zu ver-



verstecken. Das Sonderbarste in dieser Schrift ist, daß man einige Sätze von der Religionsduldung darinne antrifft, die einigen höchst übertriebenen Sätzen von der Unfehlbarkeit des Pabstes gerade gegen über stehen. Hat sie diese letztere als ein Gegengift der erstern hingesezt, so kann man sagen, daß die Arzney schlimmer als das Uebel ist. Das andere Werk ist eine Lobrede des Alexanders, dieses Eroberers, dieses Abgözen des Alterthums und Gegenstandes der Critik unserer Zeiten, der wie der größte Theil der berühmten Prinzen, weder die übermäßigen Lobsprüche verdiente, womit ihn die Schmeicheln überhäufte, noch die Satyren, die so viele Gelehrte ihnd auf ihn machen, weil sie nichts von ihm zu erwarten haben. Christina hätte diesen Prinzen weniger loben, und ihm mehr nachahmen sollen, nicht in seiner ausschweifenden Liebe zum Ruhme und zu den Eroberungen, sondern in seiner Größe der Seele, in seiner Fähigkeit zur Regierung, in seiner Kenntniß der Menschen, in seinen weitläufigen Einsichten und in seiner aufgeklärten Liebe zu den Künsten und Wissenschaften.



\*\*\*\*\*

## II.

Albrecht von Haller,  
von den  
empfindlichen und reizbaren Theilen

des  
menschlichen Körpers.

## II. Abschnitt.

Vorgelesen den 6ten May 1752.

**W**ir kommen nunmehr auf das Reizbare, welches von dem Empfindlichen so unterschieden ist, daß es höchst Empfindliche Theile giebt, die ohne alle Reizbarkeit sind; und hingegen giebt es wiederum reizbare, die keine Empfindung haben. Ich werde von beyden überzeugende Erfahrungen beybringen, und mit gleicher Sorgfalt erweisen, daß die Reizbarkeit nicht, wie man insgemein glaubet, von den Nerven entspringe; sondern aus der Structur des reizbaren Theils selbst folge.

Erstlich, so ist der Nerve, von welchem alle Empfindung zur Seele gebracht wird, selbst von aller Reizbarkeit entfernt. Dieses scheint zwar wunderbar zu seyn, indessen aber ist dieses so gewiß als wunderbar. Wenn man einen Nerven reizt, so bekommen die Muskeln, in welche Zweige von diesen Ner-

ven

ben gehen, in der That krampfhafte Zucken; und ich weiß kein einziges gegenseitiges Exempel. Denn ich habe so wohl das Zwerchfell, als die Muskeln des Unterleibes (bey einer Ratte,) und den vordern und hintern Schenkel vornehmlich bey dem Frosche, öfters auf eben die Art, da der Nerve gereizt wurde, krampfhafte Zucken leiden sehen. Man sehe hiervon die hiermit übereinkommenden Versuche des Schwammerdam. Ich habe bey dieser Beobachtung, so wohl als George Christian Oeder, gefunden, daß, wenn der Nerve gereizt wird, keine andern Muskeln zittern oder zucken, als diejenigen, welche von diesem Nerven Aeste bekommen a).

Ich habe auch beständig gesehen, daß der mit dem Messer gereizte Nerve ein Zucken in dem Muskel macht, nicht anders, als wenn er von einem Gifte gereizet worden.

Ein solches Zusammenziehen aber, wie bey einer gereizten Muskelfaser, geschieht bey den Nerven nicht. Ich habe öfters bey Wunden, und vornehmlich bey Fröschen, den Nerven mit aufmerksamen Augen betrachtet, und gewartet, was in dem Nerven vorgehen würde, wenn der Muskel krampfhafte Zucken hätte: ich habe aber niemals die geringste Spur einer Bewegung in dem Nerven gesehen.

Ich habe daher einen andern Versuch vorgenommen, welcher auch zu Berlin von dem gelehrten Hrn. Doctor J. Gottfried Zinn angestellt worden. Ich habe bey einem lebendigen Hunde einen langen Nerven über ein subtil eingetheiltes mathematisches Instrument gelegt, so daß der Nerve bey der geringsten

C c 2

Bewe-

a) n. 22. p. 5.

Bewegung nothwendig von einem Grade des Instruments zum andern fortrücken mußte; alsdenn habe ich ihn gereizt: allein er ist unbeweglich geblieben, und nicht um den geringsten meßbaren Raum von den Linien, auf welchen er lag, abgewichen.

Dieses sind neue Beweise, welche zeigen, daß den Nervenfäserchen wider alle Erfahrung eine oscillirende Kraft zugeschrieben wird.

Weder die äußerliche Haut, als der Sitz des Gefühls, weder die Nervenhäutchen des Magens, der Gedärme oder der Harnröhre, sind reizbar. Denn man muß hier nicht die ägende Kraft des Vitriolöls, oder des Salpetergeistes, welche frenlich die Haut zusammen ziehen, die zerschnittenen Nerven, die mit dem Messer getrennten Pulsadern zwingen, daß sie wie ein Wurm zusammen friechen, misbrauchen: diese sauren Geister erregen auch in dem Häutchen der Harnröhre oder der Blase, oder der Gallenblase, ein offenkbares Zusammenziehen. Die Lunge zieht sich von dem Vitriolöle auch nach dem Tode zusammen, wie J. G. Zimmermann b) anführet. Die äußerliche Haut, der Schwanz und das Fett schrumpfen etliche Stunden nach dem Tode zusammen, wie man bey eben demselben c) findet. Denn diese Kraft hat nichts mit dem Leben gemein, und alles erfolgt eben so wohl vier und zwanzig Stunden nach dem Tode, da aller Verdacht einer Empfindung weggefallen, wie ich aus Erfahrung habe.

Hierauf beruht auch keinesweges die Schärfe der Reizbarkeit und Empfindung. Der Magen ist höchst empfindlich; die Gedärme aber sind es viel weniger,  
denn

b) S. 17.

c) S. 13.

denn sie schmerzen gewißlich nicht so stark: und gleichwohl habe ich gefunden, daß sie reizbarer sind. Das höchstreizbare Herz hat nur eine mittelmäßige Empfindung, und die Berührung desselben hat bey einem lebendigen Menschen vielmehr eine Ohnmacht, als einen Schmerz nach sich gezogen.

Ferner so ist ein Theil deswegen nicht empfindlich, weil er reizbar ist: nämlich, wenn der Nerve gebunden oder zerschnitten wird, so ist derjenige Theil, welcher mit diesem Nerven versehen ist, deswegen doch noch reizbar. Ich habe den berühmten bellinischen Versuch öfters wiederholet; jedoch aber den Erfolg ein wenig anders gefunden, als man ihn insgemein erzählt. Ich fasse und drücke den Nerven des Zwergfelles (*Nervum phrenicum*) eines lebendigen, oder, weil nichts daran liegt, eines frisch getödteten Thieres. Unter dem Orte, wo der Nerve zusammengedrückt wird, reize ich: so bekommt das Zwergfell ebenfalls Convulsionen; unterbinde ich den Nerven: so erfolgt eben dieses. Zerschneide ich den Nerven, und reize den Nerven unter dem Orte des Schnittes, der von aller Gemeinschaft mit dem Gehirne, und also von aller Empfindung entfernt ist, so gehorchet das Zwergfell gleichfalls, und bekommt krampfhaftes Zucken. Wenn ich auf eben diese Weise den Schenkelnerven zerschneide, so verliert das lebende Thier die Empfindung, und kann, ohne daß es ein Zeichen eines Schmerzes von sich giebt, allenthalben an dem Schenkel verletz werden. Gleichwohl aber zittert dieser Schenkel, wenn der Nerve gereizt wird: er ist also deswegen nicht empfindlich, weil er reizbar ist.

Uebrigens habe ich gefunden, daß vieles in diesem bellinischen Versuche zu groß gemacht wird. So viel ist gewiß, daß der gebundene und gereizte Nerve das Zwergfell in eine zitternde Bewegung setze, er mag nun oberwärts oder unterwärts gebunden werden; die Unterbindung, welche unterhalb geschieht, hat auch nichts verschiedenes von der, welche oberhalb gemacht wird; das Zwergfell wird auch nicht mehr bewegt, wenn der Nerve unterhalb gebunden wird, oder ruhet nicht etwa, wenn es oberhalb geschieht. Indessen habe ich gefunden, daß das Reizen seine Wirkung besser thut, wenn der Nerve gespannt, als wenn er schlaff ist. Wenn man den Nerven presset, und über dem Orte, wo er gepreßt wird, reizet, er mag nun unten gebunden seyn oder nicht, so bleibt er in beyden Fällen in Ruhe; und daher schreibt J. Friedrich Ortlob d), daß alsdenn eine Bewegung in dem Zwergfelle vorgehe, wenn der Nerve gedrückt werde e).

Endlich habe ich auch in den Gliedern der kleinern Thiere die Nervenstämme unterbunden, damit das Glied gelähmet und unempfindlich würde. Alsdenn habe ich die Muskeln entblößet, dieselben mit einem Messer gereizet, und gesehen, daß derselben Fasern eben so hurtig, als erst, gezittert und geschlagen; obgleich in der That die Seele ihre Herrschaft nicht mehr über dieses Glied gehabt hat.

Ein

d) in praef. ad anatomen rationalem *Danielis Tavrory.*

e) An dieser Stelle fehlt etwas in der lateinischen Grundschrift.



Ein ähnlicher Versuch läßt sich auch bey Theilen, die von dem Körper getrennt worden, anstellen. Die Gedärme machen, wenn sie gleich schon von dem Körper getrennt f), und aller Gemeinschaft mit dem Gehirn beraubet worden, ihre wurmförmige Bewegung; und wenn sie mit dem Messer oder mit Gifte gereizt werden, so leiden sie eben die Zufälle, die ich gleich anführen werde, und welche sich an ihnen äußern, wenn sie in ihrer Lage und mit ihren Nerven verbunden bleiben. Eben diese Erfahrung findet auch bey dem Herzen, bey jedwedem Muskel, welcher aus dem Körper heraus geschnitten worden, statt g). Bey dem Aale schlägt das Herz zu ganzen Stunden in gleichen Zwischenzeiten, und mit einer gleichen Kraft; es nimmt auch wechselsweise das Blut in sich, und treibt es wieder heraus.

Wenn wir nun sagen, das Thier empfinde, wenn sich die Seele einen äußerlichen Eindruck vorstellt: so empfindet derjenige Theil des Körpers gewiß nicht, bey welchem entweder die Gemeinschaft des Nervens mit dem Gehirn aufgehoben, oder der gänzlich von dem Körper getrennet ist. Des Robert Whytt h) theilbare Seele hat die Nothwendigkeit eines Lehrgebäudes veranlasset, da sie in so viele Theile gespalten wird, als dem Zergliederer Muskeln oder Theilchen der Eingeweide von dem menschlichen Körper abzuschneiden beliebt. Ich habe den Versuch oft wiederholt, und die Gedärme geschwind aus dem Körper

Ec 4 her.

f) I. Woodward Supplement. pag. 76.

g) J. G. Zimmermann S. 19.

h) An angeführtem Orte S. 383.

heraus gerissen, sie in etliche, z. E. vier, acht Theilchen getheilet: so haben sie sich, jedes besonders, wurmförmig bewege, und sich, wenn man sie gereizet, auch zusammengezogen. Dergleichen Versuche hat Johann Woodward an den Gedärmen i), Bagliv an dem Herzen eines Frosches k), und vor diesem vor allen N. Aurelius Severin l) angestellt. Ich habe gesehen, daß abgeschnittene Theilchen und einzelne Stückchen von einem Herzen auf dem Tische fortgetrohen sind. Daß auch die Aterbürde, die Häutchen des Eies ihre Reizbarkeit von keinem Nerven haben, weil keiner darinnen ist, auch des Johann Lufius Meinung m): ich aber habe von dieser Sache keine Erfahrung. Ich finde auch, daß Gesorge Bagliv n) eben dergleichen Beweise für den Sitz des Reizbaren in den festen Theilen gegeben. Wir müssen hier auch die Insekten, welche in der That von solcher Natur sind, daß alles empfindlich und alles reizbar an ihnen ist, nicht zum Exempel anführen o).

Unsere Seele aber ist es, welche sich bewußt ist, sich, ihren Körper, und mit Hülfe des Körpers, die Welt vorstellt. Ich bin daher ich, und kein anderer, weil dasjenige, welches ich genennet wird, von allem dem, was meinem Körper und dessen Theilen widerfähret, geändert wird. Wenn sich nun das,

was

i) An angeführtem Orte S. 80.

k) de fibra motrice p. 7.

l) vipera pythia p. 119.

m) An angeführtem Orte n. 34.

n) de fibra motrice et morbosa p. 7.

o) Theolog. des insect. T. II. p. 84. 85.

was ein Muskel, ein Darm leidet, auf eine andere Seele bezieht, und in einer andern eine Veränderung hervor bringt, in meiner aber nicht: so ist dieses nicht meine Seele, und gehöret mir nicht zu. Und wenn ein Finger von meinem Körper abgeschnitten ist, wenn Fleisch von meinem Schenkel weggenommen worden, so geht mich dieses ebenfalls nichts mehr an; ich stelle mir das, was diese Theile leiden, nicht mehr vor, oder ich habe keine Schmerzen mehr davon; es wird kein Gedanke mehr davon in mir erwecket. Dieser abgeschnittene Finger also, dieser abgerissene Muskel, wird nicht von meiner Seele, nicht von einem Theile derselben bewohnet; ich bin nicht in diesem Finger. Dieser Finger, sage ich, ist von meiner Seele, welche ganz ist, von welcher sich kein Theil absondern läßt, wie auch von der Seele eines jedweden andern Menschen, seiner ganzen Natur nach geschieden und getrennet. Denn mein Wille ist auch, nachdem dieser Finger abgeschnitten worden, noch vollkommen, es ist nichts mit von den Kräften der Seele weggegangen; dieser unverstümmelte Wille aber kann nun nicht mehr in diesen Finger wirken: und gleichwohl bleibt dieser Finger reizbar. Die Reizbarkeit hängt also weder von dem Willen, noch von der Seele ab.

Ferner so zeigen auch die Erfahrungen, daß nicht alle Kraft der Muskeln von den Nerven abhängt: denn wenn gleich diese letztern gebunden und abgeschnitten worden, so sind die Fasern dennoch reizbar, und haben eine Kraft, sich zusammen zu ziehen. Und hierdurch wird vielleicht der Nutzen der Nerven etwas eingeschränkt: denn sie scheinen nur so viel zur Bewe-

gung der Muskeln mit beizutragen, daß sie den Willen der Seele auf denjenigen Theil bringen, welcher bewegt werden soll; ferner vermehren und erwecken sie, diese Vermehrung mag nun geschehen, wie sie will, die natürliche Kraft der Fasern, dadurch sie sich zu verkürzen bestreben.

Ich komme aber wieder auf die Sache, und will Erfahrungen anführen, wodurch ich ausfindig gemacht habe, welche Theile des Körpers reizbar, und in was für einem Grade sie solches sind.

Die äußerliche Haut nehme ich aus. Das zelllichte Gewebe und das Fett, welches das Bitriolöl begierig verschluckt, ist nach aller Meynung unbeweglich, wird auch nicht durch das mindeste Reizen bewegt; solchergestalt haben weder die Lunge, welche die stärksten sauren Säfte ebenfalls zusammenziehen, noch die Leber, die Milz, oder die Nieren etwas Reizbares an sich. Denn sie bestehen aus dem zelllichten Gewebe, das unter allen am wenigsten reizbar ist, und aus Gefäßen, die sich auch durch das Reizen nicht bewegen lassen.

Und dieses scheint mir ein Merkmaal zu seyn, wodurch sich ein Fäserchen vom zelllichten Gewebe von einem Fleischfäserchen unterscheidet: da sie doch übrigens einander so ähnlich sind, daß man sich öfters betrüget. Wie viele, auch zu unsern Zeiten, haben nicht das zelllichte Gewebe, wie auch die runden Mutterbänder und die Kapsel des Glisson, in welchen ebenfalls viele Zergliederer Fasern finden, für Muskelhäutchen gehalten?

Ein Faden von dem zelllichten Gewebe verhält sich zur Reizung, wie ein Faden vom todten Fleische:

er giebt nach, wenn er berührt wird, er biegt sich, wenn er gestoßen wird, und stellt sich wieder her, wenn man nachläßt. Wenn er zerschnitten wird, so zieht er sich auf beyden Seiten zurück und läßt eine Lücke. Wird aber eine lebendige Muskelfaser mit einem Messer oder mit Gifte gereizet, so wird sie kürzer; sie zieht ihre äußersten Enden an, und so bald als man nachläßt, verlängert sie sich wieder, und wiederholet gleich darauf dieses Nachlassen und Zusammenziehen.

Die Senne ist nicht reizbar, so, wie sie auch nicht empfindet. Keine Kraft des Messers, oder eines mäßigen Gistes erweckt krampfhafte Zucken in den Fasern derselben; setzt auch den Muskel, der sich in diese Senne endiget, in keine Bewegung. Wenn auch gleich eine elektrische Funke, die aus den Sennen gezogen wird, stark ist, wie Herr Jallabert p) bemerkt, so entstehen doch auch an den andern sehr festen und härtesten Theilen des Körpers heftige elektrische Funken.

Die Bänder, das Knochenhäutchen, das harte und dünne Hirnhäutchen, und alle Arten der Häutchen sind, weil sie von dem zelllichten Gewebe entstehen, auch von keiner reizbaren Natur. Diejenigen, welche in das harte Hirnhäutchen, in den Herzbeutel bewegende Fleischfasern gesetzt haben, können durch diese Erfahrungen überzeugt werden, daß durch das Brennen, Stechen, Zerreißen des harten Hirnhäutchens, oder des Herzbeutels keine sichtliche Bewegung erregt werde. Diese Erfahrungen sind so wohl bey mir,

als

p) de electricit. S. 79.

als bey dem Herrn Zinn, Walsdorf, Oeder und andern wohl hundertmal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet worden.

Daß die Pulsadern reizbar sind, scheinen einige Umstände glaublich zu machen: nämlich, so wohl die in ihnen befindliche Muskelhaut, als auch am meisten die Nothwendigkeit, eine Ursache zu finden, welche macht, daß die Erweiterungen der Pulsader wechselseitig mit dem Drucke des Herzens überein kommen, und daß dieselbe enger wird, wenn der Druck des Herzens nachläßt. Und es ist bekannt, daß berühmte Männer, und nur neulich Peter Senac und Robert Whytt q) den Pulsadern, und meistens den kleinern Gefäßen, so viel reizbare Kraft zuschreiben, daß das Herz von den Ursachen der Bewegung des Blutes fast ausgeschlossen wird. Ich will auch nicht in Abrede seyn, - daß diese Hypothese nicht die größte Wahrscheinlichkeit habe; so wohl wegen der Aehnlichkeit mit den Gedärmen, die ihre Flüssigkeiten durch die wurmförmige Bewegung weiter bringen, als auch wegen der Hauptpulsader des Seitenwurms, welche z. E. verschiedene für das Herz gehalten haben, und die völlig nach Art der Gedärme, indem sie sich nach und nach zusammen zieht, ihre Flüssigkeiten weiter schafft. Ferner auch wegen der Thiere, bey denen, wenn gleich das Herz heraus gerissen worden, noch einige Zeit einige Bewegung der Säfte übrig bleibt, die von nichts andern, als von den Pulsadern, hergeleitet werden zu können scheint; endlich auch wegen der besondern Entzündungen, die

q) An angeführtem Orte S. 95.



durch den Reiz entstehen. Denn man hat durch das Microscop das Blut in den Fischen und in dem Frosche wohl noch eine Stunde, nachdem ihnen das Herz ausgerissen worden, mit einer schwankenden Bewegung in den Pulsadern oscilliren, und in den Blutadern wieder zum Herzen gehen gesehen; und wenn das Herz geruhet, und nicht geschlagen, auch sich die Kiemen (Branchiae) nicht bewegt haben, und keine Empfindung mehr übrig gewesen ist, so hat man dennoch das Blut durch die Gefäße des Fischchens gehen und wieder zurück kommen gesehen.

Dieses mag nun alles so seyn, so beweisen doch die Versuche nichts dergleichen. Es entsteht bey keinem Thiere in der Pulsader, sie mag äußerlich oder innerlich, mit einem Messer, oder mit Gifte, oder aber mit rauchendem Salpetergeiste gereizet werden, ein Zusammenziehen: wo man nicht das Zusammenziehen nehmen will, das von dem Vitriolöle entsteht <sup>1)</sup>, und welches ebenfalls erfolgt, wenn man dasselbe viele Stunden nach einem vollkommenen Tode auf die Ader bringt. Ich habe vor dem Microscop bey lebendigen Fröschen die Pulsadern öfters mit Alkohol, mit Salpetergeiste, und mancherley scharfen Liquoren vergebens gereizet; ich habe auch nicht gesehen, daß eine Bewegung erfolgt ist, da doch inwendig das Blut wie zu einer erdfahlen Schmiere geworden.

Ferner habe ich bey Thieren, deren Blut ich mit Hülfe des Vergrößerungsglases circuliren gesehen, niemals ein Zusammenziehen in den Pulsadern wahrgenommen. So oft ich in Fröschen und Fischen das Blut

<sup>1)</sup> J. G. Zimmermann S. 24.

Blut viele Stunden bewegen gesehen, habe ich dennoch allezeit gefunden, daß die Häutchen der Pulsadern wie gläserne Röhrchen vollkommen geruhet. Und die auf einer Pulsader liegende Blutader ist gleichwohl durch keinen Pulschlag bewegt worden, welchen das Microscop nicht hätte sichtbar machen können. Von dem Versuche aber, welchen Anton von Leyde s) anführet, daß sich nämlich eine zerschnittene Pulsader bey einem Frosche so zusammen gezogen habe, daß nichts mehr durchgegangen, habe ich öfters den gegentheiligen Erfolg gesehen; nämlich, der Schnitt in die Pulsader hat seine Figur behalten, und ist wie ein unbeweglicher Spalt geblieben, hat sich auch weder verengert noch erweitert.

Ob ich also wohl die Reizbarkeit der Pulsadern nicht gänzlich verwerfe, so sehe ich doch nicht, daß sie durch Versuche bestätigt werden kann.

Bei den Blutadern kann ich auch schwerlich eine Reizbarkeit zugeben; denn ich sehe zwar bey denselben eine Bewegung, eine Bewegung, die so wohl von dem Athemholen, als von dem Zusammenziehen der Hohlader herrühret, die ich öfters, und vornehmlich bey kalten Thieren, an dem Herzen habe zusammen ziehen, und ihr Blut in das Herzohr treiben gesehen. So weiß ich auch, daß die Blutader wenn sie mit scharfen Gifte, mit Vitriolöle, oder mit rauchendem Salpetergeiste berührt wird, nicht wenig, und offener als die Pulsader, zusammen gezogen wird, und daß sie sich verengert und das Blut austreibt, wie ich bey Zickelchen und Ragen gesehen.

Da

s) Obsl. 35.

Da aber gleichwohl die Blutadern sich weder durch das Reizen des Messers, noch durch mäßige eingespritzte Gifte zusammen ziehen; in dem menschlichen Leben aber wahrscheinlicher Weise kein so scharfer Liquor, als die Gifte, die Blutadern durchfließt: so sehe ich ein; daß die Blutadern entweder eine schwache oder gar keine Reizbarkeit haben müssen.

Die Milchgefäße werden von dem Vitriolöle auch zusammen gezogen und ausgeleeret. Daß dieselben keine mittelmäßige reizbare Kraft haben, erhellet auch daraus, daß sie sich nach dem Tode, da sie doch ganz voll sind, völlig ausleeren, und so zusammen gezogen werden, daß keine Höhlung übrig bleibt.

Die verschiedenen Ausführungsgänge haben ebenfalls keine größere Reizbarkeit als die Blutadern. Die Gallenblase, der gemeine Gallengang (Ductus choledochus) t), der Harngang, die Harnröhre, ziehen sich zwar zusammen, wenn sie mit einem scharfen Gifte berührt werden; ein mäßiges Reizen aber, oder das Schaben mit einem Messer, scheinen sie nicht zu empfinden.

Der Harngang empfindet nicht einmal das Reizen des Vitriolöls; und scheint daher aller Muskelkraft beraubt zu seyn: es sind auch niemals in dieser Röhre Muskelfasern mit genugsamer Gewißheit gezeigt worden.

Wegen der Natur der Harnblase hat mich eine Erfahrung in größere Gewißheit gesetzt. Denn dieselbe hat sich bey einem halb todten Hunde, wenn sie mit

t) I. G. Zimmermann p. 46. vom Vitriolöle.

mit einem Messer oder mit einer Nadel gestochen worden, zwar nicht allezeit, jedoch öfters bis auf die kleinste Weite zusammen gezogen, und den Urin, da der Bauch schon aufgeschnitten gewesen, ausgetrieben. Allein ich habe auch gesehen, daß sie sich nach dem Tode von sich selbst zusammen zieht, und ausleeret, wenn sie voll gewesen: wie ich dergleichen Erfahrung vor diesen aus dem Wepfer angeführet habe u).

Daß die Drüsen und Schleimhöhlen (Sinus mucosi) reizbar sind, hiervon beweisen das von einer chymischen oder mechanischen Schärfe verursachte Weinen, und das durch eine scharfe Einsprüzung veranlaßte Tröpfeln des Schleims der Harnröhre und andere Erscheinungen von dieser Art, daß bey lebendigen Thieren so viel als ich erfahren, nichts dergleichen vorhanden ist.

Die Gebärmutter vierfüßiger Thiere ist ebenfalls reizbar, und macht eben so geschwind als die Gedärme eine augenscheinliche kriechende Bewegung, sie mag nun noch in dem Körper, oder aus demselben heraus geschnitten seyn. Es scheint auch nicht zweifelhaft zu seyn, daß die menschliche Gebärmutter ebenfalls reizbar ist, daß ein großer Theil des Gebährens davon abhängt, und daß sie sich daher so stark zusammen zieht, daß auch die Hand der Hebammen davon müde wird und einschläft. Daher hat Ruysch, wie gar wohl bekannt, ganz sicher gewartet, bis der Mutterkuchen von sich selbst herausgegangen, wenn es sich gleich verweilet; und hat

u) de cicut. aquat. p. 250.

hat sich hingegen vor der Ausziehung desselben gefürchtet.

Die Reizbarkeit der Zeugungstheile ist zwar von besonderer Art, und so beschaffen, daß sie vornehmlich durch wollüstige Vorstellungen der Seele, als durch einen Reiz, zur Bewegung angetrieben werden. Daß sie aber bey dem allen mit den andern Theilen des menschlichen Körpers von gemeinschaftlicher Natur sind, erhellet z. E. aus der Steifigkeit, welche von der Menge des Urins, von dem Ueberflusse des Saamens, von dem Gebrauche der spanischen Fliegen, von der scharfen Feuchtigkeit des Trippers entsteht. Mit diesen Reizungen aber mag es seyn, wie es will; so ziehen sich doch in der That die Blutadern zusammen, und die Bewegung des Bluts durch dieselben wird verzögert. Robert Whytt, welcher gegenseitiger Meinung ist, und die Steifigkeit von einem häufigen Zuflusse des Blutes in die Pulsadern herleitet, scheint die Erfahrung nicht gewußt zu haben, da das männliche Glied so wohl bey dem Menschen als bey den andern Thieren, wenn man es unterbindet, dennoch steif wird, da doch kein Verdacht wegen eines häufigern Zuflusses des Blutes durch die Pulsadern statt findet.

Alle Muskeln aber sind reizbar; sie schlagen, so viel mir bekannt, ohne Ausnahme, nach dem Absterben alle von sich selbst, und zittern, ziehen sich auch wechselsweise zusammen und lassen nach. Bey dem Schlafmuskel, bey dem Brustmuskel, bey den Ribbenmuskeln (Sternocostales), bey dem geraden Muskel des Unterleibes, bey dem aufziehenden Muskel der Hoden (Cremaster), bey dem Schließmus-

kel des Hintern, habe ich es selbst, bey dem Schließmuskel der Blase hat es Herr Whytt x), und andere haben es bey andern Muskeln gesehen. Bey Ribbenmuskeln habe ich öfters mit Vergnügen gesehen, daß diese Muskeln, da das Brustbein weggeschnitten gewesen, so eine Kraft geäußert, daß sie die Ribbenknorpel haben krümmen und einwärts ziehen können. Sie sind, wie ich gesehen, lange Zeit, und länger als das Zwergfell reizbar geblieben. Ferner so ist es eine alte Erfahrung, die auch den gemeinen Leuten bekannt y), daß das Fleisch der Thiere nach erfolgtem Tode von sich selbst zittert: und es läßt sich leicht aus der Ruhe wieder in Bewegung bringen, man mag nun den in den Muskel laufenden Nerven reizen, oder den Muskel selbst mit dem Messer oder mit Gifte angreifen. J. G. Zimmermann hat unserm ähnliche Versuche angestellet z); und die Muskeln der Ochsen hat Woodward a), den Muskel des Dickbeins bey dem Menschen, als der mit einem scharfen Saft berührt worden, hat W. Croone b), bey dem Frosche Herr Bremond c), Herr Weder aber die Muskeln, wenn sie mit Salze berührt worden, heftig zucken gesehen d). Und bey der ersten Erfahrung liegt wenig dran, ob der Nerve ganz ist, und

x) S. 93.

y) *Higlmor* disquis. anat. p. 157. *B. Langrish* de mot. musc. p. 51. *Woodward* p. 74. *L. c. Parsons* de mot. musc. p. 68. *W. Croone* de mot. musc. p. 10. *Mazini* de mechan. medic. p. 13. *Hughes Barbados* p. 309.

z) S. 19. a) S. 73. 74. 75. 76.

b) de mot. musc. p. 30.

c) *Mem. de l'Acad. des Sciences* 1739. p. 476.

d) S. 2.



und mit dem Gehirne zusammenhängt, oder ob er abgeschnitten ist e). Dieses sey wie es wolle, so wird die Muskelfaser gezogen; sie nähert sich mit den äußersten Enden der Mitte, und es entstehen in dem wirkenden Muskel einige wellenförmige Bewegungen, die quer durchgehen. Das Blut geht, wenn man das Mikroskop zu Hülfe nimmt, nicht aus dem wirkenden Muskel eines Frosches heraus, sondern circuliret so wohl, als vorher. Es wird auch kein Muskel bey einem einzigen Thiere, wenn er wirkt, blaß. Ich habe schon längst erinnert, daß des Harvey Beobachtung, die an dem Herzen angestellet worden, und da dasselbe, wenn es sich ausleeret, blaß wird f), die Ursache eines Irrthums gewesen, morein die größten Männer gefallen sind.

Diese Reizbarkeit der Muskeln ist bey den meisten so beschaffen, daß sich der Muskel von einem Reizen etlichemal zusammenzieht und wieder nachläßt, bis er endlich, indem die oscillirende Bewegung nach und nach abnimmt, sich wiederum in Ruhe begiebt g). Diese Veränderung geschieht bey dem geraden Muskel des Unterleibes offenbar, und bey dem Ribbenmuskel (Sternocostalis), und andern, ohne daß solche Fasern vorhanden sind, welche Hamberger h) und andere ohne Noth in dem Herzen angenommen haben. Denn bey diesen Muskeln sind alle Fasern gerade, und einander parallel; und dennoch lassen sie ebenfalls wechselsweise nach. Jedoch hat Robert Whytt nicht

DD 2

Recht,

e) Herr Weder S. 5.

f) Comment. Boerhaav. n. 400. Phyl. prim. lin. u. 4.

g) Whytt S. 18.

h) In progr. de causa dilat.

Recht, wenn er schreibt i), daß das Zusammenziehen aller Muskeln von sich selbst mit der Erschlaffung abwechselte. Denn in der Harnblase ist in der That nichts dergleichen, welche von dem ersten Augenblicke der Zeit an, da sie sich zusammen zu ziehen angefangen, bis zu Ende mit einer fortwährenden Kraft zusammengezogen wird.

Der Regenbogen im Auge (Iris) hat, worüber man sich wundern wird, keine Reizbarkeit; wenigstens läßt er sich, bereits angeführtermassen, nicht von einer mechanischen Ursache, z. E. mit einem Messer u. d. g. reizen. Ich finde hiervon in des Herrn Whytt Schrift k), daß dessen Erweiterung nicht durch eine Muskelkraft geschehe, weil er nach erfolgtem Tode sehr weit offen bleibt: wie ich sonst öfters gesehen, und iso bey einer Kage sehe, die unter der Marter gestorben, und der die Sehe so weit offen steht, daß fast kein Regenbogen da ist. Man hat auch gesehen, daß derselbe bey dem Frosche ohne Reizbarkeit ist.

Unter den Muskeln sind einige vorzüglich mit der Kraft, sich zusammen zu ziehen, begabet, und behalten dieselbe nach dem Tode des Thieres länger. Hierunter rechne ich vornehmlich das Zwergefell, das ich allezeit von solcher Natur gefunden, daß es zu der Zeit, da andere Muskeln nach erfolgtem Ableben ruhen, sich zu bewegen, oder doch wenigstens, wenn der Nerve gereizt wird, zu zittern fortfährt.

Ich habe wohl eine Stunde und darüber nach dem Tode, da die Gedärme schon geruhet, gesehen, daß es reizbar

i) E. 243.

k) Sect. VII.

reizbar gewesen und gezittert; und eben dergleichen Erfolg hat Herr Zimmermann l) gesehen: auch hat J. Jacob Wepfer m) schon längst erinnert, daß sich, wenn der Magen ausgeschnitten wird, das Zwergefell zusammenziehe. Indem ich dieses erzähle, bin ich nicht in Abrede, daß zuweilen auch bey warmen Thieren, wenn das Herz ruhet, auch andere Muskeln schlagen und zittern können, dergleichen Exempel Veder n) anführet. Jedoch aber können alsdenn meistens nur das Zwergefell, das Herz, und die Gedärme gereizet werden; oder das Herz und die Gedärme bewegen sich von sich selbst, wenn auch schon die übrigen Muskeln alle ihre Neigung zur Bewegung verloren haben.

Wenn der Schlund über dem Zwergefelle gereizet wird, so zieht er sich augenscheinlich genug zusammen. Ich habe dessen wurmförmige Bewegung, ohne daß er gereizet worden, offenbar gesehen, und wahrgenommen, daß er einen Bissen auf- und niederwärts getrieben; auch gefunden, daß die wurmförmige Bewegung von der Reizung entstanden. Hierdurch glaube ich, daß die Zweifel aufgelöst sind, die ein gelehrter Mann vor nicht allzulanger Zeit wider die Bewegung dieser Muskelröhre vorgebracht hat.

Der Magen ist ziemlich reizbar, und wenn er mit Gifte berührt wird, so überläuft er gleichsam mit einer Furche und niedergedruckten Linie. Wird er mit dem Messer gereizet, so zieht er sich bey dem Pförtner und anderwärts zusammen. Ich habe gefunden,

Dd 3

daß

l) S. 19. m) de cicut. aquat. p. 195.

n) de temporali p. 4.

daß er sich vornehmlich von dem Gifte zur Linken des Pfortners in eine Art eines Zirkels zusammengezogen. Wird der Magen geöffnet und mit Gifte berührt, so giebt er auch einen Schaum von sich, und die Leizen der Wunde rollen sich zusammen, wie bey den Gedärmen. Ich habe auch den Magen, damit man nicht mit Herrn Schwarzen etwas dem Zugange der Luft zuschreibt, bey noch ganzem Unterleibe durch das durchsichtige Zwergfell seine wurmförmige Bewegung machen sehen: eben dieses nimmt man wahr, wenn man durch das entblößete Darmfell hineinsieht. Bey der Katze und dem Kaninchen habe ich gesehen, daß die Bewegung eine Stunde gedauert, und bey der Ratte, wie man sie insgemein nennet, oder bey der großen Maus, hat sich derselbe noch zu der Zeit bewegt, da die Bewegung bey den Gedärmen schon aufgehöret gehabt.

Ben dem allen hat der Magen, ich weiß nicht was träges an sich, wenn man ihn mit den Gedärmen vergleicht. Wenn er bey einem Frosche mit Gifte gereizet wird, so zieht er sich nicht zusammen. Ich habe nach öfters bengebrachten Giften das Wirken des Magens, da durch das Reizen ein Brechen erregt wird, einmal völlig gesehen: es geschah durch heftige und kurze schütternde Stöße, die plötzlich wiederholet wurden; und ich habe auch einmal den Magen von dem sublimirten Quecksilber sich zusammenziehen und breit werden sehen.

Die Gedärme, sowohl die dicken, als die dünnen, wie auch der Blinddarm bey den Thieren, bey welchen er groß ist, sind gewaltig reizbar. Ich habe gesehen, daß sie, wenn auch die Muskeln des Unterleibes geöff-

geöffnet und zerstöret worden, dennoch den Roth ausgetrieben: welches auch J. J. Wepfer und Stahl o) gefunden. Hierzu kommt noch, wider die Meinung derjenigen unter den Neuern, welche dem Zusammenziehen der Muskeln des Unterleibes allzuviel zuschreiben, daß der verstopfte Leib, und durch die Fäulniß eines Fiebers sich verhaltende Stuhl, der durch keine Willkühr, durch kein Bestreben des Athemholens gelöst werden kann, durch die von einem Klystiere in den Gedärmen entstandene Reizung sogleich geöffnet wird. Kein anderer Theil in dem thierischen Körper fährt fort, sich länger zu bewegen; ja oftmals länger als das Herz selbst: wie ich vierzehnmal gefunden habe; und wenn sich das Herz länger bewegt hat, so scheint dieses daher gekommen zu seyn, weil der Unterleib zuerst geöffnet geworden, und die Gedärme erkaltet sind p). Bey dem allem gesteht man dem Herzen, in Absicht auf seine geschwinde Bewegung und Dauer derselben, wie auch anderer Umstände wegen, den Vorzug zu. Das Opium, welches die wurmförmige Bewegung der Gedärme vernichtet, und dem Körper fast alle Reizbarkeit benimmt, läßt dennoch, wie wir etlichemal gesehen, das Herz bey völligen Kräften und Bewegung. Die Bewegung des Herzens hat auch bey nicht wenigen Versuchen, dergleichen ich sieben aufgezeichnet, länger, als die Bewegung der Gedärme gedauert.

Sie haben sich öfters von sich selbst, wenn sie schon in Ruhe gewesen, entweder von der kalten Luft, oder

DD 4

von

o) theor. vit. et mort.

p) Man bes. hier Weder S. 5. und J. G. Zimmermann.

von einer verborgenen Ursache zu bewegen anfangen, und ihre Bewegung ist nach und nach heftiger geworden. Ferner habe ich gesehen, daß bey den Gedärmen, wenn sie ausgerissen gewesen, diejenige Bewegung, welche fast nach allen angenommenen Meinungen hätte unterdrückt werden müssen, vielmehr zugenommen: welches auch die Meinung des Herrn Felix, unsers vor- maligen Schülers ist q). Sie werden aber auch äußerlich, wenn man sie mit einer Nadel, oder mit einem Messer riset, und mit Alkohol, oder mit Gifte berührt, gereizet: innerlich aber sind sie hauptsächlich ausnehmend reizbar. Wenn man in einen Darm schneidet, und Gift in die Höhlung desselben bringt, so tritt und fließt viele Galle mit einem Schaume herab, und wird auch wechselsweise wieder eingesogen. Ich habe niemals die wurmförmige Bewegung offener, als bey einer Kaze gesehen, welche sublimirtes Quecksilber bekommen hatte. Die Oeffnung des zerschnittenen Darms wird so verändert, daß sie sich nach demjenigen Theile zuzieht, der der Wunde am nächsten ist, die auswärts gekehrten und aufgerollten Lefzen kehren die innere Fläche der zotichten Haut gegen den Darm, und umfassen den zunächst liegenden obern Darm, hängen sich auch leicht an einen jeden dran liegenden Körper an. Wenn man auch nur den Darm aufschlisset, so ziehen sich ebenfalls die Lefzen zurück.

Uebrigens ist die wurmförmige Bewegung so schwer zu beobachten, daß man sie kaum zu einer ge-  
wissen

q) de motu peristalt. n. II.



wissen Ordnung bringen kann. Jedoch ist überhaupt offenbar, daß sich der Theil unter der Zusammenziehung erweitert, und dasjenige in sich nimmt, was der zusammengezogene Theil von sich giebt. Wenn man also einen Theil des Darms mit Gifte berührt, so so verengert sich derselbe, und treibt die zu nächst bey ihm befindliche Materie von oben und unten heraus; es entsteht alsdenn daselbst ein Knoten, der sich so genau zusammen zieht, daß keine Höhlung übrig bleibt. Nachmals oscillirt der erweiterte Theil ebenfalls, so, daß er sich zusammen zieht, und den Unrath über- und unterwärts von sich läßt.

Das Verkriechen des einen Darms in den andern habe ich bey einem Kaninchen, welches Gift bekommen hatte, gesehen. Der dünne und zusammen gezogene Darm wird von dem nächsten weitem Theile eingenommen, und begiebt sich auch leichtlich wieder heraus: er treibt aber ebenfalls die Speisen unter und über sich. Ferner so ist auch ebenfalls gewiß, daß sie die Lage nach der Länge verändern, und sich bald von der rechten nach der linken Seite, bald umgekehrt, bewegen. Bey dieser Bewegung werden die nach der Länge laufenden Fasern offenbar und sichtbar; so, wie hingegen die Querfasern bey der Zusammenziehung mehr zum Vorschein kommen.

Bey kalten Thieren scheinen mir die Gedärme nicht so reizbar zu seyn: denn ich habe gefunden, daß bey einem Frosche, eine Stunde nach dem der Bauch geöffnet worden, der Magen und die Gedärme nicht reizbar gewesen; die Bewegung des Herzens aber ist länger geblieben.

Wir kommen auf solche Art allmählich auf das Werkzeug, das unter allen am reizbarsten ist, auf das Herz selbst, welches, da es die Ursache aller Bewegung in dem menschlichen Körper ist, auch zur Bewegung am geschicktesten ist, und sich von der geringsten Ursache reizen läßt. Und es erhellet durch Erfahrungen, daß es vornehmlich bey kalten Thieren sehr reizbar ist, und die Gedärme in Ansehung des Vermögens sich in Bewegung bringen zu lassen, weit übertrifft. Denn erstlich bewegt es sich bey einem kalten Thiere nach erfolgtem Tode am allerlängsten, und zu vier und zwanzig r), dreßzig s) und mehr Stunden; bey einem warmen Thiere aber so lange bis das Fett von der Kälte geliefert ist, welches der gemeine Zeitpunkt der Bewegung in den Muskeln ist. Ich habe gemeiniglich bey dem Frosche gesehen, daß der Puls des Herzens vom Mittage an bis weit in die Nacht hinein gedauert; jedoch selten bis den andern Tag früh gewähret. Nachgehends kann man es auch, wenn es schon ruhet, durch äußerliches Reizen mit einer Nadel, mit einem Messer, durch Aufstreueung des Salzes t), durch Aufgießung eines Giftes, und zuweilen bloß durch warme Dinge, wie man beym Woodward findet u), leicht wieder in Bewegung setzen. Das Ohr hat sich, da es mit Gifte gereizt worden, etlichemal zusammen gezogen; und

r) Bey einer großen Otter hat es Charas wahrgenommen, de la theriaque p. 43.

s) Bey der Schildkröte J. Caldest.

t) Weder p. 3.

u) An angeführtem Orte p. 52.

und eben dergleichen habe ich auch bey dem Herzen gesehen. Jedoch geschieht es bey diesen Reizungen mit Gifte meistens, daß die daraus entspringende Bewegung kurz, nicht selten nur an einem Orte, und bloß auf derjenigen Stelle ist, welche gereizet wird. Auf eine bessere Art aber kann das Herz in Bewegung gebracht werden, wenn die innere Fläche gereizet wird; und die Bewegung desselben wird auch durch das Blasen verneuert, wenn es gleich gegen alle Antriebe der Gifte unempfindlich ist. Dieses geschieht durch eine jede Flüssigkeit, auch durch die leichteste unter allen, durch die Luft, wenn sie in die Höhlungen desselben getrieben wird. Denn man mag Wasser in das Herz einspritzen, oder Luft in beyde Stämme der Hohladern, oder in der Milchbrustader (*Ductus thoracicus*) einblasen x), welchen Versuch ich an einem Hunde angestellet, und wodurch derselbe wieder zu sich selbst gekommen; oder man mag durch das Einblasen in die Luftröhre veranlassen, daß die Luft schlechterdings durch den Weg des Umlaufes aus den Luftgefäßen in das Blut und in die linke Herzkammer kommt, welcher Versuch gemeiniglich nach dem Robert Hooft genennt zu werden pflegt, und den ich bey verschiedenen Thieren öfters wiederhole: so wird doch das Herz allezeit in Bewegung gesetzt. Diese Reizung der innern Wände des Herzens, welche viel stärker als die äußerliche ist, bringt eine Zusammenziehung hervor, wiederholte Zusammenziehungen nämlich, und wechselsweise Nachlassungen, die nach und nach immer schwächer werden

und

x) *Wepfer cicut. aquat. p. 29.*

und endlich verschwinden. Diese Reizung benimmt auch der Reizbarkeit nichts, wie die Reizungen der Gifte thun, welche den Theil, den sie berührt haben, fast unempfindlich machen. Ich will nicht leicht sagen, welcher Theil des ganzen Herzens am meisten reizbar ist. Die Zergliederer gaben insgemein dem rechten Herzohr und der rechten Herzkammer den Vorzug. Allein ich habe, wo ich nicht irre, gezeigt, daß die rechte Herzkammer kein Vorrecht habe, und daß die linke Herzkammer und das linke Ohr alsdenn länger schlage, wenn die reizende Ursache länger in diese Seite wirkt y). Daß das Gewicht der reizenden Flüssigkeit erfordert werde, sehe ich eben nicht ein. Das Herz schlägt hurtig, wenn es aufgeblasen wird, das heißt, wenn ein flüssiges Wesen hinein kommt, das tausendmal leichter als das Blut ist: der Puls geht auch von der Luft nicht langsamer und träger als von dem eingespritzten Wasser. Meines Erachtens thut der geringe Unterschied zwischen dem schweren Blute und dem leichtern bey dieser Sache nicht viel, da ich sehe, daß das Herz einer Frucht von seinem dünnen und leichtern Blute hurtiger und lebhafter springt, als bey erwachsenen Personen, bey denen das Blut schwer ist. Daß keine Schärfe das Herz zu reizen erfordert werde, zeigt das Exempel mit der Luft und dem Wasser, welche die Reizbarkeit viel eher als das Salz vermehren. Der Grund des Reizens liegt nicht in der Schärfe: denn die innere Fläche des Herzens hat sich, als sie von dem rauchenden

y) In Comment. Societ. Reg. recit. d. X. Nov. Tom. I. p. 263.

den Salpetergeiste berührt worden, nicht zusammen gezogen.

Wer nun aber fragen wollte, warum das Herz so viel reizbarer als die andern Muskeln sey, dem würden wir schwerlich antworten können. Es sind hier nicht mehr Nerven als anderwärts, und sie sind vielmehr noch kleiner als in den Muskeln des Auges. Daß aber diese Nerven empfindlicher sind, und daher dem Reize nicht widerstehen können, muthmaßet Whytt 2). Woher kommt aber diese so scharfe Empfindung des Herzens? Sind die Nerven mehr entblößt, und liegen der innern Höhlung des Herzens näher oder sind sie geschickter, sich reizen zu lassen? Die Zergliederung giebt hierinnen wenig Licht, wenn man nicht das Ohr zum Exempel anführen will, welches gewiß sehr reizbar und zugleich sehr dünne ist. Indessen bin ich nicht abgeneigt, diese Ursache anzunehmen, woraus sich auch die reizbare Natur der Gedärme erklären läßt, die ebenfalls bey ihrer kleinen Menge Nerven von sehr reizbarer Natur sind. Denn wie viel die Blöße der Nerven zu der Schärfe der Empfindung beiträgt, erhellet aus dem Exempel der Harnröhre und Harnblase, so oft der überziehende Schleim verlohren gegangen; und aus dem Exempel der Gedärme selbst, wenn durch den Abgang des Schleims die zottichte Haut entblößt wird, und Blut tröpfelt. Die Zergliederungskunst aber zeigt diese Blöße schwerlich; sie zeigt nicht einmal leichtlich die größern Stämmchen der Nerven des Herzens. Uebrigens hat man gefunden, daß unter allen Thieren der

Mal,

2) S. 311.

Al, so wohl in Ansehung des Herzens, als in Ansehung der Muskeln am wenigsten reizbar ist.

Aus diesen Erfahrungen zusammen erhellet nun, daß nichts in dem Körper reizbar, als die Muskelfaser ist, der dieses Vermögen so eigen ist, daß sie bey der Berührung kürzer zu werden sich bestrebet. Ferner erhellet auch, daß die Reizbarkeit in den Lebenstheilen am größten sey, und daß das Zwerchfell, wenn die übrigen Muskeln schon in Ruhe sind, noch die völlige Geschicklichkeit zur Bewegung behalte; und wenn dieses abgestorben, so ist der Magen noch reizbar: endlich und zuletzt kann unter allen noch die Bewegung des Herzens erregt werden. Dieses alles scheint sehr geschickt zu seyn, die Lebenswerkzeuge von denen, die von dem Willen abhängen, zu unterscheiden. Ein leichter natürlicher Antrieb ist bey denen, welche am meisten reizbar sind, hinlänglich. Bey den trägern hingegen entsteht keine Bewegung, wo nicht entweder der Wille der Seele, oder ein sehr starker Reiz, der weit größer als der natürliche ist, dazu kommt. Denn wenn dergleichen hinzu kommt, so werden, wie insgemein bekannt ist, die willkührlichen Muskeln von einer Bewegung hingerissen, die man Convulsionen nennt.

Es wird aber leicht zu erweisen seyn, daß das Vermögen diese Bewegung hervor zu bringen, von allen andern Eigenschaften der Körper entfernt ist a). Was die Elasticität anbelangt, so befindet sie sich auch bey einer ausgetrockneten Faser, welche ihre Reizbarkeit solchergestalt verlieret, daß sich alsdenn

bey

a) Zimmermann. in addend. Oeder p. 7.



ben einem Frosche in keinem Theile das geringste Leben mehr zeigt, wenn die Fasern ausgetrocknet sind. Ferner so gehöret die Elasticität für harte Körper, die Reizbarkeit aber für die allerweichsten. Der Bielfuß ist so reizbar, daß dessen Körper auch von dem Lichte gerühret wird, ob er gleich keine Augen hat. Die gallerichten Thiere sind höchst reizbar, ob sie gleich von der Elasticität am weitesten entfernt sind. Robert Whytt füget hinzu b), daß die Bewegung des Herzens von sich selbst aufhöre, und zuletzt wieder anfangen: welches bey keiner reizbaren Faser wahrgenommen wird; und daß von einer stählern Nadel keine Reizung entstehe c). Und Wilhelm Battie erinnert, daß die Fasern bey erwachsenen Menschen weniger, bey Kindern aber mehr reizbar sind, da sie doch bey jenen mehr Elasticität haben.

Da aber die Muskelfaser aus einer Gallerte oder aus einer Klebrigkeit (Gluten) und aus erdichten Grundtheilen besteht, so fraget sichs, ob die reizbare Kraft in der Klebrigkeit, oder ob sie in den Elementen sitzt? Daß sie in dem ersten Theile der Faser ihren Sitz habe, ist wahrscheinlich, weil die Klebrigkeit eine Neigung, sich zu verkürzen hat, und wenn man sie zieht, zurück fährt; die Erde aber nimmt, wenn sie trocken, unter allen Körpern ihre veränderte Lage am wenigsten wieder an sich, und läßt sich zerreiben: die Elemente nämlich bleiben, wenn sie einmal von einander getrennet worden, von einander gesondert. Hierzu kommt noch, daß die jungen Thiere aus mehrerer Klebrigkeit, und aus wenigerer Erde

besten

b) S. 231. u. f.

c) de princip. anim. p. 34.

bestehen ; daß aber die jungen Thiere am meisten reizbar sind , ist aus der Geschwindigkeit des Pulses offenbar , welche bey dem hüpfenden Puncte am höchsten ist , und nach und nach von 150 in einer Minute bis auf 60 vermindert wird , und bey alten Leuten wieder bis auf 95 kommt. Ferner so sind auch alle sehr erdichte und schwere Theile in dem menschlichen Körper , als Knochen , Zähne , Knorpel dieser reizbaren Kraft beraubt : und die reizbare Faser selbst , wird bloß durch das Austrocknen und Verfliegen der Klebrigkeit träg und unbeweglich.

Wie es aber zugeht , daß die Klebrigkeit , die aus einer todten Lympe entstanden , in einem Thiere reizbar wird , ist noch zu untersuchen übrig. Robert Whytt sagt mit des Stahls Anhängern die Seele trage das Ihrige dazu bey , sie empfinde etwas Beschwerliches , und ziehe die berührte Faser , um dieser Beschwerlichkeit los zu werden , zusammen , und was dergleichen mehr ist.

Ob aber diese Theorie gleich sehr leicht ist , und wir dabey geschwind davon kommen , so scheint sie doch mit den Erscheinungen nicht überein zu stimmen. Und zwar erstlich , so ist die Reizbarkeit von der Empfindlichkeit ihrer ganzen Natur nach unterschieden : und es würde sich anders verhalten , wenn die Reizung von der Empfindung entspränge. Ja wenn wir auch dieses voraus setzten , so würden doch diejenigen Theile nicht reizbar seyn , die dem Willen der Seele entzogen wären ; von dessen Gegentheile wir doch durch die Erfahrungen überzeugt werden. Ferner so bleibt auch das Thier , wenn es gestorben , noch reizbar , und dessen Theile ziehen sich , wenn sie gereizet

als wenn sie lebendig wären.

werden, auch wenn sie von ihrem Körper getrennt, oder sonst der Empfindung beraubt sind, zusammen. Nichts ist gemeiner, als daß man bey dem Frosche das Herz schlagen, und die Muskeln reizbar bleiben sieht, wenn auch gleich das Rückenmark und der Kopf abgeschnitten sind. Herr Whytt macht die Zeit des Todes mit ziemlicher Scharfsinnigkeit ungewiß d), und glaubt, daß das Thier noch leben habe, wenn es auch eine etwas lange Zeit todt geschienen: er beweiset solches auch aus dem Exempel ertrunkener und in Ohnmacht liegender Leute. Da aber gewiß ist, daß die Seele in dem Kopfe ihren Sitz hat, und da dieselbe keine Herrschaft in den übrigen Körper hat, auch, wenn die Nerven zerstöret oder abgeschnitten werden, keine Empfindung zur Seele gelanget, auch keine Bewegung nach dem Willen der Seele erfolgt; da ferner, wenn auch der Kopf oder die Nerven abgeschnitten werden, die Reizbarkeit dennoch vollkommen bleibt: so erhellet, daß auch die Reizbarkeit bleibe, wenn die Seele entweder ihren Sitz verläßt, oder deren Gemeinschaft mit dem Körper unterbrochen worden, und daß sie folglich nicht von der Seele abhängt. Dieses ist so offenbar, daß es nicht nöthig ist, hinzu zu fügen, daß die Reizbarkeit auch ohne eine Empfindung der Seele vorhanden seyn könne, wie das Exempel des Herzens beweiset; und daß sie durch keinen Willen regieret werde, wie ebenfalls das Exempel von dem Herzen lehret. Eine Empfindung aber, welche nicht empfunden wird, eine Wirkung des Willens, welche ohne Bewußtseyn geschieht,

und

d) S. 367. 389. u. f.

und durch keine gegenseitige Macht des Willens unterbrochen werden kann, und dergleichen den Begriffen so widersprechende Dinge nehmen nun gleichwohl die Gegner an.

Was verbietet uns also zu glauben, die Reizbarkeit könne wohl eine Eigenschaft der thierischen Klebrigkeit in der Muskelfaser seyn, vermöge deren sie sich, wenn sie berührt und gereizet wird, zusammenzieht; wovon es aber nicht nöthig ist, eine weitere Ursache anzugeben, eben so, wie keine wahrscheinliche Ursache des Anziehens oder der Schwere bey der Materie angegeben werden kann. Die physikalische Ursache liegt in dem innern Baue verborgen, und wird durch Versuche gefunden, die zwar dieselbe zu zeigen offenbar genug, zu Erforschung der Ursache in dem Baue aber allzugrob sind.

Die Reizbarkeit wird durch das Vertrocknen, durch die Gerinnung des Schmeeres, bey einem lebendigen Thiere aber hauptsächlich durch beygebrachtes Opium vernichtet. Ich habe ebenfalls so, wie der berühmte Herr Abraham Kaau Boerhaave e), gesehen, daß die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme dadurch vernichtet worden, so daß sie auch von sich selbst in Ruhe kommen, und durch kein Reizen wieder in Bewegung gebracht werden. Indessen habe ich sonst bey einer Katze gesehen, daß die wurmförmige Bewegung übrig geblieben. Durch eben dieses Gift wird auch die peristaltische Kraft der Harnblase gehemmet. Ja ich habe bey einem Frosche, dem Opium beygebracht worden, gesehen, daß die

e) In impetum faciente Hippocratico.



eine andere, die von dem innern Appetite entstünde i), u. s. f. Er hat auch Erscheinungen angeführet, um daraus zu zeigen, daß diese Bewegung ohne Empfindung entspringe, und daß das Fleisch todter Körper sich bey Berührung scharfer und stechender Feuchtigkeiten zusammenziehe; daß ferner die natürliche Perception und Reizbarkeit so darinnen verborgen liege, daß sie auch endlich die Knochen und Säfte des Menschen reizbar mache k). Er hat auch Grade der Reizbarkeit gemacht, und die allzugroße, und die kitzelnde, die Boerhaave oft erwähnt, nicht übersehen l).

Lorenz Bellin m) hat zwar von dem natürlichen Zusammenziehen (*de contractione naturali*) geschrieben, und gezeigt, daß aus diesem Zusammenziehen die verborgen liegende Schärfe, oder eine jedwede Flüssigkeit, an die Oberfläche der Fasern, und nach diesem vollends heraus getrieben werde: welches er auch mechanisch erkläret. Daher lehret er auch, daß durch das Reizen sich die Muskeln zusammenziehen, die Bewegung des Blutes beschleuniget werde; die Entzündung entstehe, die Ableitung (*Revulsio*) und die Ausführung geschehe: er hat aber keine Erfahrungen, welche von dieser Kraft überführten, angestellt. George Bagliv n) ist der Sache näher gekommen, und hat auch Erfahrungen darüber angestellt. Er hat die Theilchen eines zerschnit-

i) n. II. k) c. 8. n. 1.

l) eben daselbst n. 6.

m) Bes. unter seinen opusc. de stimulis und im Tract. de sanguin. missione.

n) de fibra motrice et morbosa.



schnittenen Herzens ohne einige Behülfe der Nerven zittern und oscilliren, auch wechselsweise sich zusammenziehen und nachlassen gesehen o): ferner hat er gefunden, daß sich jedwede Muskelfaser, wenn sie zerschnitten wird, zusammenzieht, und daß dieses geschehe, ohne daß die Seele oder die Empfindung etwas dazu beyntrage p).

Von dieser Zeit an hat die stahlische Secte viel von ihrem Tone geschwaget, welches zwar das natürliche Zusammenziehen der Fibern ist, das sie aber auch der Seele zugeschrieben, aber durch keine Erfahrung, so wie diese Secte allezeit von der Anatomie nicht viel gehalten, bestätigt haben.

Boerhaave hat zwar bey der Bewegung des Herzens eine stimulirende Kraft, und eine verborgene Neigung zur Bewegung, die in dessen Abschnitten oder Abtheilungen sitzt, angenommen q): da er aber gleichwohl alle Kraft der Muskeln von den Nerven hergeleitet, so hat er nicht genugsam gesehen, daß die Ursache der Bewegung in dem Muskel selbst sitze, und daß zwar der Nerve den Willen der Seele dahin leite r), und das Zusammenziehen vermehre und belebe; daß aber doch der Nerve hierbey auch entbehrlich sey: und es erhellet viel deutlicher, daß das Nervensystem nichts dazu beyntrage, da auch die kleinsten Insekten, wenn sie auch nicht einmal einen Kopf haben, reizbar sind. Johann Woodward hat in dem Supplemente, das nach seinem Tode von D. Holloway heraus gegeben worden, Erfahrung.

Ge. 3.

o) S. 7. p) S. 12.

q) institut. rei med. n. 187.

r) eben das. n. 402.

gen von der Reizbarkeit, die nach dem Tode übrig bleibt, angeführet, welche nicht zu verachten sind. Alexander Stuart s) hat viel nütliches gefunden, und auch erinnert, daß die Faser, wenn sie gleich von den Nerven abgesondert worden, reizbar bleibe.

Ich habe mancherley, welches zu dieser Sache gehöret, hin und wieder, aber keine besondere Abhandlung gelesen, bis ich in den Commentariis Boerhaavianis t) diese Worte im Jahr 1739. geschrieben.

Also wird das Herz von einer Ursache bewegeet, die weder vom Gehirne, noch von den Schlagadern herführet, welche unbekannt ist, und in dem Baue des Herzens selbst verborgen liegt. Ich habe mich nämlich durch die Natur der Sache selbst gezwungen gesehen, von meinem Lehrer abzugehen. Hierauf habe ich nach dreyn Jahren wiederum erinnert, daß in der That jedwede thierische Muskelfaser, wenn sie gereizt werde, sich zusammen ziehe, und daß sie hierdurch hauptsächlich von einer Pflanze unterschieden sey u); und daß es bloß von der fortdaurenden Reizung herrühre, daß die Lebenswerkzeuge zu wirken, fortfahren, wenn die Thiere ruhen. In meinem kurzen Begriffe der Physiologie (aber x) habe ich die Bewegung des Herzens der Kraft des Reizes zugeschrieben; und in einer andern Ausgabe habe ich die reizbare Kraft der Muskelfasern, nachdem ich meine Erfahrungen angestellet gehabt,

s) de mot. muscul. p. 13.

t) ad n. 187. instit. rei med. not. i.

u) p. 586. T. IV. a. 1743.

x) a. 1747. n. 113. p. 51.

habt, umständlicher erhärtet y), auch gelehret, daß sie ohne Nerven übrig bleibe, und von aller anderer Eigenschaft des Körpers unterschieden sey. Und wer dieses nicht annehmen will, der mag mir zeigen, von welcher Qualitât des Körpers dieselbe abhängt. Endlich habe ich wegen dieser Sache unzählige Erfahrungen an lebendigen Thieren angestellt, und die Schlüsse daraus hergeleitet, die ich ihnen vortrage.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß fast zu eben der Zeit Johann von Horter z), und der berühmte Herr Friedrich Winter a), in seiner Rede, de certitudine in medicina practica, worinnen er alle Bewegung in dem menschlichen Körper einer stimulirenden Kraft, und einer reizbaren Natur der Fasern zugeschrieben, von dieser Sache gehandelt. Diesen Männern haben hier und da verschiedene nachgeahmet. Viele Erfahrungen hat der Verwandte dieses berühmten Boerhaave, Abraham Raav b) angestellt; die aber fast einen andern Zweck, als den unserigen, haben. Neulich aber hat Herr Robert Whytt c) von der stimulirenden Kraft, als der Ursache aller Bewegung in dem menschlichen Körper, geschrieben; jedoch auf solche Art, daß die Seele diese Reizung empfinde, und sich durch ein erregtes Zusammenziehen von der Empfindung einer Beschwerde zu befreien suche. Er

Ge 4 hat

y) n. 408. p. 252.

z) in exercit. de motu vitali.

a) Franeker 1746. fol.

b) de impetum faciente Hipp.

c) of vital motions Edinburg 1751. 8.

hat als ein meines Bedünkens nicht genugsam billiger Kunstrichter mich und andere alsdenn nur zu nennen beliebt, so oft er uns hat tadeln wollen; und uns hingegen nicht genennet, so oft er meine Meinung wiederholet hat. Er hat einige jedoch wenige Erfahrungen an sterbenden Thieren angestellt; die theils zu Bestätigung der Meinung dienen, theils nicht genugsam wiederholt worden, und deren einige den unserigen widerstreiten.

Den wahren Weg dieses vorzügliche Vermögen des Körpers ins Licht zu setzen, sind zweien von unsern Schülern, Johann George Zimmermann und George Christian Oeder gegangen. Beide haben dieses Vermögen der Fasern, welches dem Gesetze des Anziehens ähnlich ist, aus Erfahrungen, ohne eine unnütze Theorie, aus einander zu setzen gesucht.

De la Metrie d) hat das neue Vermögen des thierischen Körpers zum Grunde des Lehrgebäudes gelegt, woraus er die Immaterialität der Seele zu vernichten gesucht, und sich, (weil er niemals so leicht zum Erröthen geneigt gewesen,) die Erfindung dieses Vermögens, welches seiner Meinung nach Stahl und Boerhaaven unbekannt gewesen, zugeschrieben; er führt aber keine Erfahrungen bey seiner Erfindung an. Er hat, wie man mich genau berichtet, diejenigen Erfahrungen, die seiner gottlosen Meinung einigen Schein geben, und von unsern Erfahrungen leicht widerlegt werden, von einem Menschen

d) l'Homme machine n. 18. 22.

schen aus der Schweiz, der kein Bekannter, auch kein Schüler von mir, und auch kein Arzt ist, meine Sachen aber gelesen, und, wo mir recht ist, einiges von dem berühmten Herrn B. S. Albin bekommen hatte. Denn wenn die Reizbarkeit in den Theilen übrig bleibt, die von dem Körper getrennt, und der Herrschaft der Seele nicht mehr unterworfen sind; wenn sie sich allenthalben in der Muskelfaser befindet, auch der Benhülse der Nerven nicht bedarf, die gleichsam die Bedienten der Seele sind: so ist die Seele von dem Bezirke der Reizbarkeit sehr unterschieden, und die Reizbarkeit kommt auch nicht von der Seele her; so ist es auch nicht die Seele, was wir in dem Körper die Reizbarkeit nennen.



\* \* \* \* \*

## III.

## Auszug eines Briefes

von

dem Herrn Professor Bosc  
in Wittenberg,

aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique,

Tom. 3. Sec. Part. 1747. p. 442.

**W**enn man mitten durch einen wohlgeschliffenen gläsernen Würfel sieht, und zwar so, daß die Ecke oder ein körperlicher Winkel, bey nahe gegen die Achse des Auges gerichtet ist, so wird das Licht in den sechs gebierten Flächen des Würfels jedesmal so zurück geschickt, daß man darin-  
nen ganz deutlich acht Parallelipeda entdeckt, woran-  
ter jedesmal zwey einander vollkommen gleich sind. Richtet man aber diesen körperlichen Winkel genau gegen die Achse des Auges, so werden die acht Parallelipeda so gleich zu eben so viel vollkommen gleichen Würfeln. Jedermann weiß das, und der Beweis davon ist leicht. Vor zwey Jahren ließ einer von meinen Zuhörern einen gläsernen Würfel, dergleichen ich mich bey der Erklärung der Geseze der zurückgeschickten \* Lichtstrahlen bediene, auf die Erde fallen. Er  
war

\* Loix de la reflexion. Wird wohl verschrieben seyn, und der gebrochnen heißen sollen.



war zweyen bis drey Zoll hoch. Durch das Fallen war ein klein Stück von einem körperlichen Winkel abgebrochen. So bald ich durch den Winkel sahe, welcher dem abgebrochenen gerade entgegen stand, so stellte mir dieser kleine Bruch eine artige Figur vor, welche wie zwey einander entgegen gesetzte Blätter aussah. Es war eigentlich nur eine bloße Wirkung des Zufalls, ich unterließ aber nicht, mir es zu Nutzen zu machen. Ich war Willens, einige körperliche Winkel in meinem Würfel nach verschiedener Größe abschleifen zu lassen, indem ich gar nicht zweifelte, daß man, nach der verschiedenen äußerlichen Bildung dieser abgeschliffenen Winkel, jedesmal durch den entgegen gesetzten ganzen Winkel gar wunderbare Figuren erblicken würde. Ich sprach dieserwegen mit einem Manne, der seine Wissenschaft zwar nicht sonderlich nach Regeln gelernet hat, aber in der Ausübung derselben desto geschickter ist. Ich gestehe hier frey, ohne mir etwas anzumäßen, das mir nicht gehört, daß eben dieser Mann allein seiner Seits eine Entdeckung gemacht hat, die fast ganz und gar neu ist. Man nehme also ein gläsernes Tetraëdron, da jede Seite wohl geschliffen, und zweyen bis drey Zoll groß ist. Man lasse einen von den vier körperlichen Winkeln, flach oder linsenförmig schleifen. Man lasse alsdenn den andern Winkel mit der entgegengesetzten Grundfläche parallel abnehmen, und das kleine Dreieck auf der abgekürzten Pyramide, welche das Tetraëdron von dieser Seite vorstellt, glatt schleifen. Man schneide den dritten Winkel dergestalt ab, daß alsdenn jedesmal das größte unter den drey Dreiecken, welche in diesem Winkel zusammen

men stoßen, mit einem andern kleinen schiefwinklichten Dreiecke gekrönt wird, und also der vierte Winkel sich solchergestalt fast in vier sehr schiefe Trapezia endiget. Man sehe hierauf durch die Fläche des Dreiecks, welche einem Winkel des Tetraëdri gerade entgegen steht, so wird man mit Verwunderung durch die eine Fläche ein vollkommenes regulaires Icosaëdron, durch die andere einen Stern von Pyramiden, durch die dritte, eine Figur, welche gar wunderbar ausgehöhlt ist, und so weiter sehen. Der Beweis hiervon wird entseßlich verwickelt. Man begreift indessen gar wohl, was man vor ein großes Feld vor sich findet, wenn man das Hexaëdron, das Octaëdron, Dodecaëdron und Icosaëdron mit verschiedentlich abgeschliffenen Winkeln betrachtet. Ein großer Meßkünstler hätte hier schon eine gute Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen.



\*\*\*\*\*

#### IV.

### Auszug

## der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten.

#### I.

### Von einem besondern Wasserinsekte.

**D**er Herr Pastor Schäfer hat eine kurze Beschreibung eines Wasserinsektes herausgegeben, das sich in stehenden Wassern aufhält, auf dem Rücken schwimmt, und sich sehr schnell von einem Orte zum andern beweget. Herr Linnäus hat dieses Thier unter die Classe der Monoculorum gesetzt; allein Herr Schäfer widerlegt dieses Versehen, und giebt dem Insekte, weil es keine Füße hat, den Namen: *Apus pisciformis*. Es ist ein Kupfer dabey, wo man das Insekt sowohl ins Lebensgröße, als vergrößert, mit seinen natürlichen Farben vorge-stellet hat \*.

### II. Von einem besondern Agathe.

Dom Thomas Mangeart hat einen Agathen aus dem Cabinette des Herzogs Carls von Lothringen

\* Die Schrift, welche 1752 in Nürnberg herausgekommen, führet den Titel: *Apus pisciformis, insecti aquatici species nouiter detecta breuibusque descripta, a Iac. Christ. Schaeffero etc.* 3 Bogen, in Quart.

gen abbilden lassen, und beschreiben, der wegen seiner Veränderungen sehr sonderbar ist. Er stellt von beiden Seiten einen vollkommenen Schwan vor; der Grund des Steines aber ist graulicht, und mit kleinen rothen Puncten und einigen durchsichtigen Flecken versehen. Wenn man diesen Stein in die Feuchtigkeit bringt, oder ihn drey Stunden lang in nasses Papier schlägt, so verschwindet der Schwan gänzlich, und der Stein hat alsdenn durchgängig nur einerley Farbe, nämlich aschgrau. Die durchsichtigen Flecken werden schmaler und dunkler. Wenn er aus der Feuchtigkeit herausgenommen wird, so erscheinen in weniger als zwey Stunden der Schwan, die Flecken und Farben vom neuen wieder, wie zuvor. Aus diesen verschiedenen Erscheinungen schließt der Verfasser, daß dieser ganze Agath so, wie er da ist, natürlich sey. Da er aber doch deshalb verschiedene Meinungen vernommen hat, auch sonst die Ursache so seltener Veränderungen nicht zu ergründen vermag; so hat er diesen Aufsatz in der Absicht öffentlich bekannt gemacht, um die Naturforscher darüber zu Rathe zu ziehen, und ihre Meinungen zu vernehmen †.

### III. Von der Fruchtbarkeit des Getreides \*

Folgendes Mittel soll vermögend seyn, alle Arten von Getreide ungemein viel tragbarer zu machen, als sie

† Diese Schrift, welche 1752 zu Brüssel gedruckt worden, heißt: *Mémoire sur les Variations d'une Agathe du Cabinet de S. A. R. le Duc Charles de Lorraine, etc. par Dom. Thomas Mangeart, Religieux, etc. In folio.*

\* Aus einer, 1752, zu Paris, in klein Duodez heraus-

sie natürlicher Weise seyn würden. Man läßt nämlich Salpeter schmelzen, trägt in denselben, wenn er im Flusse ist, dasjenige Getreide, was man aussäen will, zu 20 bis 30 Granen ein, läßt beydes verpuffen, und wiederholer dieses Verfahren, bis der ganze Salpeter zubereitet ist, der alsdann wie ein anderes feuerfestes Laugensalz an der Luft zerfließt. Hernach macht man eine Mistjauche, aus Ochsen. Pferde. Schaf- und Taubenmist, die man in einer Tonne mit Regenwasser faulen lassen muß. In diese Jauche mischt man die Salpeteressenz, zu einem halben Pfunde auf 90 Pfund Jauche, und weicht das Getreide, das man aussäen will, 24 bis zweymal 24 Stunden darinn ein, und brauchet es hernach zum Aussäen. Der Versuch soll die Güte dieser Erfindung bestätigen haben, und der Verfasser beruft sich besonders auf die überaus großen Sonnenblumen, die er zu Vincennes in seinem Garten gezeuget hat. Gelegentlich merkt er auch an, daß er an einem hohen Ufer achtzehn Schuh lange Getreidewurzeln und in einem Ziehbrunnen bis sechzig Schuh lange Weinrebenwurzeln gesehen habe.

gekommenen Schrift, welche den Titel führet: L'Abondance, ou la veritable pierre philosophale. Bey de la Guette.



# Inhalt

des vierten Stückes im dreyzehnten Bande.

- 1) Anekdoten und Anmerkungen über Christina, Königin von Schweden 339
- 2) Albrecht von Haller, von den empfindlichen und reizbaren Theilen des menschlichen Körpers 402
- 3) Auszug eines Briefes von dem Herrn Prof. Bose in Wittenberg 442
- 4) Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten 445



Hamburgisches  
**S** a g a z i n,  
oder  
gesammlete Schriften,  
Aus der  
Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



Des dreizehnten Bandes fünftes Stück.

---

Mit Königl. Pohn. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

---

Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christ. Grund und Adam Heine. Holle.  
1754.



2000

1880

1880

1880

1880

1880

1880

1880

1880



I.

Herrn Erich Pontoppidanus  
Abhandlung  
Von den Schicksalen  
der dänischen Sprache,  
und ihrem  
sowohl ehemaligen als izzigen Zustande  
in dem südlichen Cimbrien  
oder  
dem Herzogthume Schleswig.



Ich habe mir vorgenommen, die verschiedenen Abwechslungen und Schicksale der dänischen Sprache in Cimbrien, oder dem südlichen Theile desselben, welcher ist das Herzogthum Schleswig heißt, etwas genauer zu untersuchen. Sie war in demselben ehehin so blühend und gemein  
S f 2 als

als in den übrigen Gegenden des Königreichs Dänemark: sie ist aber mit der Zeit durch verschiedene Zufälle verdorben, und endlich von der ausländischen sächsischen, oder deutschen Sprache beynahe ver- schlungen worden.

Ich nenne die letztere, in Ansehung der dänischen Sprache, nicht schlechterdings fremd und ausländisch. Ich gebe vielmehr mit beyden Händen zu, daß beyde einerley Ursprung haben, und vielleicht von der Sprache der alten Celten herrühren können. Denn, sehr viele dänische Worte, welche mit der deutschen keine Gemeinschaft zu haben scheinen, sind in der That deutsch, oder, daß ich es recht sage, die deutschen Worte sind dänisch, oder haben zum wenigsten mit den dänischen einerley Ursprung. Man muß nur ihre Stammwörter recht untersuchen, wie unser berühmter Polyhistor, der Herr Justizrath, Johann Gramm, in seinen gelehrten Anmerkungen über Wachters Glossarium zum Nutzen und Vergnügen beyder Völker zu zeigen unternommen hat. Hieraus bin ich selber vollkommen überzeuget, daß die Meynung, von welcher ich ehemals weit entfernt war, und welche vor fünf hundert Jahren Roderich Toletan von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der dänischen, deutschen, und mehreren Sprachen vorgetragen hat, feste stehe. Seine Worte lauten, wie sie Martin Zeiler Centur. 1. Epist. 8. anführet, also: „ \* Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Flandern und England haben

\* Teutonia, Dania, Suecia, Noruegia, Flandria et Anglia, vnam habuerunt linguam, idiomatibus tantum distinctam.

„ben einerley Sprache gehabt ; und sind nur durch „die Mundarten unterschieden gewesen.

Nimmt man den gemeinen Satz der Isländer an, daß sich die Parthey des Othins aus Asien geflüchtet, und ihre sogenannte asiatische Mundart in diese Länder gebracht habe , so kann nicht geläugnet werden, daß eben diese Mundart nach Sachsen gekommen sey, weil der Asiater Nachkömmlinge dieses Land, sowohl als Dänemark und Schweden, bewohnet haben.

Ich lasse die Verwandtschaft der Asiater mit den Cimbrern und Teutonen an ihren Ort gestellet seyn, weil die Geschichte von der Wanderung und Vermischung der Völker ein Zankapfel ist , über welchen man bis an das Ende der Welt wird streiten, und gleichwohl niemals die verwirrten Knoten dieser Sache auflösen, und an das Licht sehen können. Soviel ist indessen aus den ältesten griechischen und römischen Denkmälern gewiß, und wird fast von allen bescheidenen deutschen Geschichtschreibern bekannt werden, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Teutoner, wenn sie die Stammväter der Deutschen sind, eher in Dänemark gewohnet, als Deutschland bevölkert haben. Besonders behauptet Pomponius Mela ausdrücklich, daß die Teutoner diejenigen Inseln, welche iho die Dänischen heißen, bewohnet hätten, gleichwie Ptolemäus, und andere, die Cimbrer nach Eheronnesus, oder dem heutigen Jütland, setzen. Ich brauche die Teutoner hier nicht weiter, als in Ansehung ihres Namens und der Natur ihrer Sprache. Von diesen, und ihrer erster Wohnung in Dänemark, redet Pomponius Lib. III. C. 3. al-

so : „\* Ueber die Elbe hinaus ist der codanische Meerbusen (Schagerrack,) welcher voll großer und kleiner Inseln ist. Das gewaltige Meer, welches hier einen Busen machet, u. s. w. Hier wohnen die Cimbrer und Teutoner. „Wiederum Cap. 6. „Die dreyßig orkadischen Inseln liegen nicht weit von einander. Die sieben heimodischen liegen Deutschland gegen über in dem Meerbusen Schagerrack. Unter diesen hat Codanonia, welche die Teutoner noch bewohnen, vor den andern, sowohl an Größe, als an Fruchtbarkeit den Vorzug.„

Wenn also diese Teutoner sowohl ihr Geschlecht, als ihren Namen, aus Dänemark nach Deutschland gebracht haben, so folget von selbst, daß auch die Sprache dahin gekommen ist, dieses und andere eben so unverfälschte Zeugnisse, haben den berühmten; und in den Alterthümern erfahrenen, Christoph Cellarius bewogen, daß er frey gestund, die erste Wohnung der Deutschen sey Dänemark, und besonders die Inseln im Schagerrack gewesen, woraus sie sich zerstreuet und Deutschland besetzt hätten. „\*\* Es mag, saget er, mit diesem Namen seyn, wie

es

\* „Super Albim Codanus ingens sinus, magnis parvisque insulis refertus est. Acre mare, quod gremio littorum accipitur &c. In eo sunt Cimbri & Teutoni, „Cap. VI. „Triginta sunt Orcades, angustis inter se diductae spatiis. Septem Hemodes contra Germaniam proiectae, in illo sinu, quem Codanum diximus. Eius Codanonia, quam adhuc Teutoni tenent, ut magnitudine alias, ita fecunditate antestat.,

\*\* Quoquo modo illud nomen sese habet (nam variant libri) exinde non incertum est, Teutonos Codani sinus

insu

„es will, (denn die Bücher stimmen nicht mit einan-  
 „der überein) so wird doch hieraus ziemlich gewiß,  
 „daß die Teutonen die Inseln im Schagerrack, wel-  
 „che vom cimbrischen Chersonnesus an bis nach Scho-  
 „nen liegen, und also die dänischen heißen, ja viel-  
 „leicht auch ein Stück vom festen Lande in Deutsch-  
 „land um den Fluß Chalusus, (d. i. die Trave in  
 „Holstein,) und was an dessen Ausflusse bey diesen In-  
 „seln liegt, bewohnet haben.“ Dissert. histor. de  
 Cimbris et Teutonis. §. 7.

Aus der Betrachtung dieser Umstände möchte es  
 das Ansehen gewinnen, als hätte die Muttersprache  
 des Herzogthums Schleswig, wenn das Deutsche und  
 das Dänische einerley ist, keine Veränderung gelitten.  
 Allein hiewider ist zu merken, daß ich diese Verände-  
 rung der Sprache nicht in den allerältesten, sondern in  
 den mittlern Zeiten suche. Die dänische und deutsche  
 Sprache mögen meinerwegen einerley Ursprung ge-  
 habt haben, es ist genug, daß sie von undenklichen  
 Zeiten dergestalt von einander unterschieden sind, daß  
 ein Volk das andere nicht ohne Dolmetscher hat ver-  
 stehen können. Daß aber die Einwohner des Her-  
 zogthumes Schleswig, sowohl als die übrigen Dä-  
 nen, vor Alters eine von der deutschen ganz unterschie-  
 dene Sprache gehabt haben, daß diese Sprache erst  
 nach mancherley Zufällen verdorben, verstümmelt,  
 und mit der deutschen bey nahe in eine sey geschmol-

§ f 4

zen

insulas, quae a cimbrica Chersonneso vsque ad Scan-  
 diam sunt, quas nunc Danicas appellamus, et forte  
 etiam in continente Germania, partem circa Chalu-  
 sum amnem (i. e. Travam amnem in Holsatia) eius-  
 que ostia, que subiecta illis insulis sunt, incoluisse.

gen worden, dieses will ich mit mehrerem augenscheinlich beweisen.

Das südliche Cimbrien wird gegenwärtig zu den deutschen Ländern gezählet, welche unter dem Scepter unseres großmächtigsten Königs stehen. Die Predigten und übrigen gottesdienstlichen Handlungen werden in den mehresten Städten und Dörfern deutsch verrichtet; die Landesregierung wird nach den Gesetzen, Befehlen und Sprüchen der obern Gerichte verwaltet, die in eben dieser Sprache abgefaßt sind, und allein die deutsche Sprache wird in den Schulen zum Unterrichte der Jugend gebraucht. Daher haben der Herr Hübner, und andere Weltbeschreiber, die ihm gefolgt sind, Gelegenheit genommen, diese dänische Provinz, wenigstens mit der Feder, so viel an ihnen war, dem römischen Reiche zu verbinden.

Allein, es läßt sich nichts destoweniger leichtlich beweisen, daß die allerälteste, eigentlichste und gemeinste Sprache dieses Landes keinesweges die deutsche, sondern die dänische sey. Die Reisenden merken dieses zwar mit genauer Noth, und die mehresten Einwohner, lassen sich davon, wenn sie auch klüger als andere sind, kaum überreden; jedoch, die Wahrheit der Sache ist für sich klar, und beruhet auf folgenden Gründen.

#### §. I.

Wenn man die Einwohner in vier gleiche Theile theilet, so reden zwey Viertel davon im gemeinen Leben dänisch, ein Viertel deutsch, und etliche wenige, die an den westlichen Küsten wohnen, friesisch.



fisch. Dieses ist aber von schlechten Leuten, und besonders von Bauern zu verstehen, welche bey dem allen einen Fremden oder Reisenden den sie erblicken, so gut sie können, deutsch anreden. Wir wollen hiervon Casp. Danckwerths Worte anführen, welche in dessen Schlesw. Holsteinischen Landesbeschreibung, S. 54. 55. also lauten: „Zu diesen unsern Zeiten wohnen in diesem Herzogthume Dänen oder Jütten, Sachsen und Friesen. Die Jütten besitzen den größten Theil darvon, sintemal alles, von Koldingen bis an den Schlenstrom, und die Stadt Schleswig, jüttisch ist, oder dänische Völker, so sich der dänischen Sprache gebrauchen, etwa die Stadt Flensburg ausgenommen, so von Dänen und Deutschen untermenget. Die Stadt Schleswig, und was ferner von der Schlen an bis an die Eyder und Lemens. Au belegen, wird mehrentheils von Sachsen bewohnt, die gebrauchen sich der niederdeutschen Sprache, wie dann auch die Einwohner Femern. Auf der Westseefannte von der Gränze oder schodburgischen Au an, bis an Tondern wohnen abermal lauter Jütten, hernach aber kommen die Nordfriesen.“

Wenn diese Worte des Danckwerths von dem Volke allein, und besonders von dem Landvolke, genommen werden, so haben sie ihre Richtigkeit. Denn aus dem Munde dieser Leute, nicht aber von etlichen wenigen Adlichen, Kaufleuten oder obrigkeitlichen Personen, kann man lernen, welches die eigentliche und besondere Sprache in einem Lande heißen müsse. Also ist in Esthen und Liefland die uralte wahre

Sprache die esthische, und nicht die deutsche. Wenn gleich die letzte in den Städten unter den Kaufleuten und auf dem Lande unter den Adlichen gebräuchlich worden ist. Denn, diese sind von deutschem Herkommen, und haben ihren Ursprung von den deutschen Ordensrittern, welche vor vierhundert Jahren das Land mit Gewalt einnahmen. Gleiche Schicksale hatte, wie wir in der Folge zeigen werden, das südliche Eimbrien.

## §. 2.

Mein zweyter Grund liehet eben so feste, und ist von der eigenen und ächten Benennung der meisten Städte, und fast aller Dörfer und Rittergüter alten Namen hergenommen. Diese sind augenscheinlich dänisch, und zeigen, daß ihre ersten Erbauer und Eigenthümer, welche jedem Orte seinen Namen gaben, Dänen müssen gewesen seyn. Woher lernen wir wohl, daß vor einigen Jahrhunderten Leute, welche wendisch oder slavisch redeten, in den mecklenburgischen und pomerischen Gegenden, in der Mark Brandenburg, in Sachsen und Schlesien gewohnet haben? Gewiß, wenn auch alle geschriebene Nachrichten verloren gegangen wären, so würde doch die Sache deutlich genug aus den alten Namen der Dörfer und Gegenden erhellen, welche allein von der mächtigern deutschen Nation nicht haben können ausgerottet und verüßiget werden. Dergleichen sind Wismar, Wolgast, Stetin, Demmin, Berlin, Pyritz, Prenzitz, Lausnitz u. s. w. Damit ich diese Wahrheit zu meinem Vorhaben anwende, so will ich ganz von vorne anfangen, und die Namen eini-

einiger Flecken anführen, deren dänische Endigung auf Bye, Drop, oder Strusp, Toft, Balle, Byll, Mark, Holm, Lev, und dergleichen, das, was ich behaupte, deutlich zeigt. Es gesteht dieses selbst Dankwerth, wenn er die in den äußersten Gränzen von Deutschland gelegene Gegend Dänischwolde beschreiben will, und S. 155. also spricht: „Allhie wird die deutsche, zu verstehen die niedersächsische Sprache, durchgehends geredet, und hören demnach die Bujen (Byen) auf, und kommen Dörfer an deren Statt.“

Ich übergehe hier die Namen der in den nordlichen Gegenden, oder in den Aemtern, Appenrade, Tondern und Lutterleben gelegenen Flecken, weil bey diesen gar kein Zweifel ist: ich will die Namen anführen, welche in Angeln und Schwansen, und folglich in denjenigen Ländern vorkommen, die am meisten gegen Süden liegen. Hier finden sich z. E. die Orte Brodersbye, Tumbbye, Helsebye, Kalbye, Meelbye, Riisbye, Ketelsbye, Grumbye, Gungelsbye, Norbye, Vindebye, Gerebye. Eben so Snarup, Brarup, Glarup, Rurup, Dosterup, Hosterup, Trelstrup; wie auch Bundsboll, Trollboll, Borsboll, Balle, Kruksballe, Savetoft, Kalltoft, Kragelund, Jaldelund, Galdelund; endlich Esmark, Rasmak, Lockmark, Vindemark, Levemark, u. s. w. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, hiezu noch ein paar hundert ähnlich klingende Namen von Rittersisen fügen, die entweder zum Theil oder gar noch nicht verdorben

und

und verbrühet worden sind, als Ruggesgaard, Roehovet, Himmelmark, Esbelsmark, Westergaard, Satropholin, und andere. Jedermann kann schon aus dem bloßen Tone dieser Worte muthmaßen, daß die ersten Erbauer und Besitzer dieser Orte niemand als Dänen gewesen sind, und zwar solche Dänen, die das Deutsche so wenig verstanden, als es die izzigen Einwohner von Weel oder Koldingen verstehen.

Unter den Städten, deren Namen wir bald anführen werden, kann die Hauptstadt, wovon dem Lande der Name geblieben ist, hievon den deutlichsten Beweis geben. Diese wurde, wie jedermann weiß, bis auf die christlichen Zeiten, und einige Jahrhunderte darnach, Hedebye oder Hadebye genannt. Die Endigung Bye verräth sogleich ihren Ursprung. Es gilt uns gleichviel, ob der Ort seinen Namen von der unter den Fabeldichtern so bekannten Jungfer Hetha, wie die gemeine Meynung ist, oder von Haß und Streitigkeiten, oder von den daran gelegenen Haiden, und waldichten Hügeln bekommen hat: genug, es würde dieser Name alters wegen vergessen seyn, wenn nicht jenseits des Seebusens das Dorf Hadebye läge, und das Andenken des alten Namens aufbehielte. Wo izzo Hadebye liegt, da lag ehehin der vornehmste Theil der Stadt, wie auch der erste christliche Tempel in Dänemark, welchen, auf Erlaubniß Harald Klags der heilige Ansgarius eingeweihet hatte. Von dieser Benennung der Stadt schreibt Casp. Danckwerth, S. 113. also. „Mit diesem Namen ist nicht,  
C... „wie

„wie man gedenken möchte, der Südertheil der  
 „Stadt allein genennet gewesen, sondern die ganze  
 „Stadt, und zwar von den Dänen, wie unter an-  
 „dern der Scribent Edelwerdus klärlich anzeigt,  
 „wenn er spricht \*: Das alte Angeln liegt zwis-  
 „schen den Sachsen und Gothen, und seine  
 „Hauptstadt heist auf sächsisch Sleswick, auf  
 „dänisch aber Haitby.„ Ich glaube, der ehrli-  
 che Edelwerd irret sich hier, wenn er das Wort  
 Schleswick für sächsisch ausgiebt; da vielmehr wick,  
 eigentlich viig, einen Meerbusen anzeigt, wo das  
 Meer, welches gleichsam seine Gränzen überschritten  
 hat, durch krumme Beugungen in das Land hinein  
 läuft, und den Schiffen einen sichern Stand ver-  
 schaffet. Daher nannten die Dänen Danzig ehemals  
 Danskvig; daß ich anderer bekannten Dörter, und  
 dessen nicht erwähne, daß das ganze Amt Bahus,  
 wegen seiner vielen Häfen und Seebusen Vig-Si-  
 den genennet wird. Was das Wort Sle anbelan-  
 get, so leitet es Joh. Strelow in seinem Chronico  
 Guthilandico S. 28. und Nic. P. Peträus de  
 Origin. Cimbror. P. II. §. 177. von dem Worte  
 Slaee her, welches Schilf oder Meergras be-  
 deutet. Dieses wird von dem wallenden Meere in  
 großer Menge vor die Ausflüsse in diesem Meerbu-  
 sen geführt, und derselbe fast dadurch verstopfet;  
 es ist also Slesvig eben so viel als Tangvug der  
 Schilfbusen. Dieses drücket der vortreffliche  
 Dich.

\* Anglia vetus sita est inter Saxones et Gotos, habens  
 oppidum capitale, quod sermone Saxonico Sleswick se-  
 cundum vero Danos Haitby dicitur.

Dichter Nicolaus folgendermaßen aus \*: Da wo die Stadt Schleswig lieget, die ihrem Namen vom dem Meergrase hat, da fließt das schnelle Wasser Slia. Es ist also dieser Name, welcher eigentlich dem Seebusen zukömmt, nachhero der daran liegenden Stadt geblieben, und der Stadt Slesvig an dem Ausflusse der Slia eben so ergangen, wie der Stadt Lemvig, welcher Name, Lemvig, oder Lymvig, eigentlich auch nur dem Lymischen Seebusen gebühret, aber gleichwohl auf die daran gelegene Stadt gekommen ist. Die Deutschen haben diesen Namen noch unkennlicher gemacht, da sie ihn so schrieben, wie sie ihn gemeiniglich aussprechen, an statt, daß sie Slesvig, und nicht Schleswig hätten schreiben sollen.

Gehen wir von Schleswig nach Flensburg, und suchen den Ursprung dieses Namens auf, ob er dänisch oder deutsch ist, so darf ich mich hier nicht mit der Untersuchung verschiedener Meinungen aufhalten, weil, wer Lust hat, diese in Joh. Molleri Hag. ad Hist. Cherlon. Cimbr. S. 260. u. f. nachlesen kann. Ich darf nur so viel erinnern, daß mir iho des oft angeführten Casp. Danckwerths Meinung, die ich vor einigen Jahren verworfen habe, wahrscheinlicher vorkomme. Er muthmaßet, Flensburg habe, wegen seiner vielen lautern Quellen, seinen Namen Vlensborg, gleichsam Weelensborg, d. i. Wandborg, von dem Wasser Wahl bekommen, welches iho Weel heißt. Ich lasse dieses an seinem

\* Nunc vbi Slesuicium iacet vrbs, quam nuncupat alga, Illic exundans vel celer vnda Slia.

nen Ort gestellet seyn, und getraue mir aus eben diesem Grunde der Hauptsache auf folgende Weise näher zu kommen. In dem nördlichen Cimbrien hat die an dem äußersten Theile eines Seebusens liegende Stadt Weel, Veyle, die einer der angenehmsten Orte in ganz Dänemark, und Flensburg in vielen Stücken nicht unähnlich ist, ihren Namen ohne Zweifel von einem Worte bekommen, welches in unserer Muttersprache Wasser heißt. Es zeigt dasselbe nicht überhaupt ein jedes Wasser an, sondern einen solchen wasserreichen Ort, dergleichen sich hier und dar an Seebusen finden, die man lateinisch Vadum, (einen Furth) oder mare vadolum nennet, und wodurch man zu Fuße gehen, aber doch fahren kann. Ein solcher Ort heißt dänisch Veyle, und hieher haben in Saeland Borre Veyle, und andere gleichnamige Derter ihre Benennungen erhalten, auf eben diese Art hat man Flensburg, wie ich glaube, Veilensborg, oder zusammengezogen Vlensborg genennet. Doch, ich gestehe, daß dieses eine bloße Muthmaßung ist, welche ich, wenn man mir etwas gewissers zeigen könnte, nicht hartnäckig vertheidigen wollte.

Aabenraae, woraus die Deutschen in ihrer Mundart Apenrade gemacht haben, soll ohne Zweifel nichts anders, als Aaben Draa, ein offener Winkel, heißen. Denn Draae heißt auf deutsch ein Winkel; und diese Ableitung wird dadurch bestätiget, daß hier in Kopenhagen bey der reformirten Kirche eine Gasse ist, welche eben diesen Namen hat. Es stand an diesem Orte, ehe die  
Mau-



Mauern dieser königlichen Hauptstadt, unter König Christian IV., weiter hinaus gerückt wurden, ein Theil der Festungswerke; es mag also hier ein Ort oder Winkel gewesen seyn, wo keine Häuser standen, en aaben Vraae. Daher hat die Gasse diesen Namen bekommen.

Haderslev, zusammengezogen Harsloev ist sehr ungeschickt in Hadersleben verwandelt worden, weil die Benennung nicht vom Leben, sondern vielmehr vom Tode und von der Niederlage herzuleiten ist. Eigentlich heißt es Hatterslov, oder Hattersled, und zeigt den Ort an, wo König Harald Hyldetand den Hatter geschlagen und getödtet hat, wie Saxo Grammaticus, der hierinnen ein glaubwürdiger Zeuge ist, mit deutlichen Worten lehret Hist. Dan. Lib. VII. „\* Harald Hyldetand hat „den Hatter an der jütländischen Gränze in einer „Schlacht erlegt, welche Begebenheit noch der völk- „lige Name der dabey liegenden Stadt anzeigt.“

Diese wenigen Exempel können zur Erläuterung der gegenwärtigen Sache hinlänglich seyn; und deswegen halte ich es für unnöthig, mehrere anzuführen.

### §. 3.

Den dritten Beweis, womit ich den uralten Gebrauch der dänischen Sprache in dem südlichen Cimbrien darthun kann, könnten mir die bekannten Steine geben, worein runische Buchstaben gegraben sind.

III.

\* Haraldus Hyldetand Hatterum apud Iutiam oppugnatum extinxit, cuius occasum perpes oppidi vocabulum indicat.

Allein, ich habe nur einen einzigen davon untersuchen können, auf welchen ich mich sicher berufen darf. Dieser ist in dem Amte Appenrade, (Wormius sagt aus Versehen Hadersleben) im Kirchspiele Pesterloockum, in der Haverslundischen Gegend befindlich, und mit folgenden Buchstaben bezeichnet.

✠ R I R N T P T

das ist

H E R R U N D E R

Alle Forscher unserer Alterthümer, besonders O. Wormius Monum. Danic. Lib. V. p. 343. und Troch. Arntiel in Cimbr. Heidenbegräbnisse, S. 332. u. f. legen dieses also aus: Ulfs oder Rulfs Hoer, des Ulfs oder Rulfs Heer. Es gilt mir gleichviel, ob man diesen Stein dem Könige Rolfo, mit dem Zunamen Krake, zuschreibt, welcher, nach der Edda Zeugnisse Part. I. Mytyl. 64. lange vor Christi Geburt gelebet, mit den benachbarten Sachsen Krieg geführt, und diesen Stein zum Siegeszeichen gesetzt hat; oder, ob man zu dessen Urheber den bekannten Herzog der Normänner Rollo, Rolf, oder Gange-Rolf machet. Es soll dieser allhier seine Armee versammelt und gemustert haben, ehe er im Jahre Christi 900. in die Niederlande, Frankreich und England zu Felde gieng; und hier werden ihm die vom Camdenus beschriebenen Röhrichstonen zugeeignet, als hätte er dieselben zu Zeichen und Denkmälern seines Sieges errichtet. Ich kann es auch geschehen lassen, wenn man diesen Stein für ein Werk eines neuern Ulf, Wulf, oder Oluf ausgiebt, der vielleicht weder

König, noch Heerführer, sondern ein nur sonst vornehmer und in diesen Gegenden wohnhafter Mann gewesen ist. Genug, es erhellet der Gebrauch der dänischen Sprache aus den darauf befindlichen runischen oder gothischen Buchstaben, welche nur bey denen nordlichen Völkern, und nicht weiter, als ihre Sprache gebräuchlich waren. Das letztere ist besonders zu merken, weil es zeigt, daß die gemeldeten runischen Buchstaben in den mittlern, nicht aber in den ältesten Zeiten gebraucht wurden. Denn, da die gemeine Gewohnheit mit sich brachte, daß man die Ueberbleibsale der Todten in Aschenkrügen, auf Hügeln und mit Steinen umgebenen Höhen beysetzte, so kann man auch fast mitten in Deutschland Spuren der alten Cimbrer finden; weil die Nachkömmlinge des Odins sich ebenfalls dahin verbreitet hatten. Allein, man findet daselbst nicht eine einzige runische Aufschrift, wovon wir eine so große Menge haben. Warum findet man sie dort nicht sowohl als hier, wenn die Runen schon zu der Zeit bekannt waren, welche Bruna-Old hieß, und in welcher man die Leichen verbrannte, und die Asche auf diese Weise beerdigte?

Ich erinnere hier im Vorbengehen, daß eben dieses die fabelhafte Erzählung des Hrn. Lysander, in seinem Danste Kongers Slaegte-Bog, S. 35. widerlegt, wo er einer runischen Aufschrift über dem Grabmaale eines gewissen Cimbrischen Richters Namens Vese, gedenkt, welche zu seiner Zeit bey Schleswig entdeckt wurde. Ich habe meine Meinung von dieser Aufschrift in Marmor. Dan. Tom. II. p. 23. eröffnet. Es soll aber diese nirgends zufindende Grabschrift folgende gewesen seyn:

Si leger Vese of Hetumby

Under aabna Simlum oc vodium Sky.

Ob schon diese abgeschmackte Erdichtung ihre Nichtigkeit schon durch die Schreibart verräth, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie zur Bestätigung meiner Meinung diene; und hieran habe ich genug. Es klingt nicht ungereimt, daß vor sechs oder siebenhundert Jahren, als man die Todten nicht verbrannte, sondern auf die Felder begrub, in der Gegend Schleswig, oder Hedebye ein gewisser Vese gewohnet habe, der, wo nicht ein Fürst oder Richter, dennoch von vornehmen Geschlechte und reich gewesen ist. Denn, das im Lande Angeln gelegene Dorf Veesbye wird, beyhm Casp. Dankwerth, einem gewissen Vese zugeschrieben; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Mannes Grab mit einem Steine, oder Grabmaale gezieret gewesen ist. Die Aufschrift gieng mit der Zeit verloren, da viele tausend runische Steine zu Gebäuden und andern Dingen gebraucht wurden.

Man kann ferner zugeben, daß die in Stein gehauenen Worte durch die gemeine Rede bekannt, und zum Sprüchworte geworden seyn; denn, es sind noch igo viele alte Grabschriften bloß, dem Gerüchte nach, bekannt. Dieses ungetreue Gerücht hat nicht den wahren Schall der Worte beybehalten, sondern denselben nach der neuen Mundart verändert. Inbessen hat es davon doch so viel bewahret, als ich zu meinem Vorhaben brauche, nämlich, daß die alte Landessprache, nicht die deutsche, sondern die dänische,

gewesen ist, weil sie in den Grabschriften zu Erhaltung des Andenkens der Verstorbenen gebraucht wurde.

§. 4.

Ein neuer Grund, woraus diese Wahrheit erhellet, läßt sich daher nehmen, daß im IX., X., und XI. Jahrhunderte, als der Christliche Glaube hier zu Lande geprediget, und öffentlich eingeführet wurde, die der deutschen Sprache unerfahrenen Einwohner, theils dänisch, theils friesisch redeten, und die vom Erzbischofe zu Hamburg und Bremen abgeschickten Prediger so lange tauben Ohren predigten, bis sie durch die Länge der Zeit die Landessprache lerneten. Wer aus Trägheit oder Ungeschicklichkeit dieses nicht zu Stande brachte, mußte sich eines Dolmetschers bedienen, welcher die Predigt, die in der fremden Sprache gehalten wurde, in der Landessprache, entweder Wort vor Wort, oder Satz vor Satz nachsagte. Daher entstand in der Kirche ein besonderes Amt der Ausleger, welches aus vielen und wichtigen Ursachen so mühsam und beschwerlich war, daß König Sveno Estrich, als er im Jahre 1053 mit dem bremischen Erzbischofe Adelbert, zu Schleswich eine Zusammenkunft hielt, auf dessen Abschaffung drang; wie in Annal. Eccles. Dan. Tom. I. p. 202. gezeiget wird. Es scheint auch der Erzbischof in des Königes Begehren gewilliget zu haben, und zwar nicht allein in Ansehung der übrigen Provinzen des Königreiches, sondern besonders auch in Ansehung des südlichen Cimbriens. Denn, es stundten der dasigen Kirche von dieser Zeit an fast zweyhundert Jahre lauter dänische Lehrer und Ältesten vor, als Gunner, Occo, Hermann, Esbern, Occo

II. Friederich, Waldemar, Nicholas, Tycho, Eskild, Bondo, und Berthold, welches lauter Dänen waren, und unter dem Erzbischofe zu Lunden stunden. Sie besuchten also die von ihm angestellten Kirchenversammlungen, wurden in den Reichsrath aufgenommen, und behielten die dänische Sprache so lange bey, bis das höchste weltliche Regiment an Ausländer kam. Von diesen wurden erstlich die Bischöfe, und durch die Bischöfe die übrigen hohen und niedern Geistlichen, ja so gar die gemeinen Mönche, dahin gebracht, daß sie die deutsche Partey ergriffen, und es in der Sprache, und in den Sitten den Deutschen nachthaten. Es waren in dem südlichen Cimbrien zwey vornehme Klöster, welche Herre Clostere hießen, Römholm, und Guldholm, und nachgehends nach Rye, oder Königsfeld, verlegt wurden. Diese waren, wie anderwärts gezeiget worden, nach damaliger Art zu reden, Töchter des Klosters Sora, und bekamen also von ihren ersten Einwohnern, den Dänen, sowohl dänische Sitten, als Gebräuche. Ja es waren sogar die Franciscaner Bettelmönche, welche sich in den Städten aufhielten, anfänglich Dänen: allein, sie mußten ihren auswärtigen Brüdern, welche aus Deutschland kamen, und die deutsche Sprache mitbrachten, noch lange vor Luthers Kirchenverbesserung Platz machen. Es erhellet dieses deutlich aus einem Briefe, welcher in der Bartholinischen Sammlung gefunden, und in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen verwahret wird. Hierinnen bittet ein König, dessen Name nicht dazu geschrieben, aber, so viel sich aus den Umständen schließen läßt, Johann ist, den Vor-



stehet der Franciscaner Mönche sehr höflich, er möchte sich Mühe geben, daß die dänischen Mönche, welche aus Flensburg wären vertrieben, und von den eingedrungenen Deutschen, wider Recht und Billigkeit, lange übel gehalten worden, wieder zu ihren uralten Gerechtigkeiten gelangen, und sich auch die übrigen Klöster in selbigem Lande wieder zum Schooße der dachischen Kirche wenden möchten, weil sie doch anfänglich zu derselben gehöret hätten. Die Worte, welche hievon handeln, lauten also: „\* Wir haben, „ehr-

\* Unde, Pater Reverende! quoniam veridica relatione didicimus, paternitatem vestram, forte ad aliquorum suggestionem, seu potius sinistram informationem, ministro regni nostri Dacie, in mandatis strictissime comisisse, ut fratres aliene nationis ad conventum Flensburgensem (de quo aliqui eorum, insalutato hospite, diu noctuque, et contra voluntatem protunc vicarii provincialis, in scandalum vestri ordinis successive recesserunt) permetteret introduci, fratres nostri regni laboribus et expensis genitoris nostri charissimi, pie memorie, et suorum predecessorum in principio Reformationis introductos, ac post fugam alemannorum iterum reductos (quorum doctrina et conversatio laudabilis a Clero et populo commendatur) faceret removeri, quod sane et dissonum et promissioni nobis facte per literas generalis vicarii Cismontani, penitus est alienum. Quas siquidem literas diligenter fecimus observari, eo quod fratres aliene nationis ad predictum locum Flensburgensem, nobis irrequisitis, minime transferri debere, apertissime ostendunt: Quare vestram paternitatem, ob nostri regni commoditatem, ac pacis tranquillitatem, quam potius cupimus augeri, quam diminui, summo opere rogamus, quatenus praefatum locum Flensburgensem sub regimine fratrum Danorum, per quos fuit primitus reformatus, et ad bonum statum, in quo est, reductus (praefato genitori



„ehrwürdiger Vater, aus glaubwürdigen Nachrichten vernommen, daß Euer Ehrwürden, vielleicht auf einiger Leute Anstiften, oder vielmehr fälschliches Angeben, unserem königlich daciſchen Miniſter gemessenen Befehl ertheilet hat, die ausländischen Brüder in das Stift Flensburg einführen zu lassen, aus welchem einige derselben ohne Abschied, sowohl bey Tag als Nacht, und wider Willen des damaligen Provincialvicarius zum Schimpf eures Ordens nach und nach entwichen sind, dagegen wollet ihr die Brüder aus unserm Reiche, welche durch die Bemühungen und Kosten, unseres lieben Vaters seligen Andenkens, und dessen Vorfahren im Reiche gleich zu Anfange der Kirchenverbesserung dargein geſetzt, und nach der Alemannen Flucht aufs neue eingeführet worden sind, auch in Anſehung ihrer Lehre und ihres Lebens von der Geiſtlichkeit und dem Volke gelobet werden, daraus vertrieben wissen. Es ſchicket ſich dieſes gar nicht, und iſt dem Verſprechen, welches uns der Generalvicarius jenseits der Gebirge durch Briefe gethan hat, gänzlich entgegen. Wir haben dieſe Briefe fleißig aufheben lassen, weil ſie augenscheinlich zeigen, daß man keine ausländische Brüder, ohne unsere Genehmhaltung in gedachtem Flensburg einführen dürfe. Deswegen bitten wir Euer Ehrwürden, um unsers Reiches Bequemlichkeit, Friede und Si-

G g 4

cher-

nitore nostro charissimo eis fideliter assistente) permagere. Alios quoque conuentus in Ducatu nostro Holfatie situatos, ad gremium prouincie Daciane et regimen ministri prouincialis nostri regni Dacie, prout ab antiquo fuerant, nostro intuitu ac favore, reducere dignetur et velit.

„cherheit willen, welche wir lieber vermehret als vermindert haben wollen, inständig, ihr wollet gedachtes Flensburg, welches durch die dänischen Brüder zuerst gereinigt, und, vermittelst des Beystandes unseres vorgedachten lieben Vaters, in den übrigen guten Zustand gesetzt worden ist, auch in ihrer Gewalt bleiben lassen. Eben so bitten wir auch, ihr wollet die übrigen in unserm Herzogthume Holstein liegenden Klöster, uns zu Liebe, ebenfalls wieder zum dänischen Lande, und unter die Bothmäßigkeit unserer königlich dänischen Landesregierung, worunter sie vor Alters standen, zu bringen euch gefallen lassen. „ Das übrige ist in Anal. Eccles. Dan. Tom. II. p. 287. 288. zu finden.

## §. 5.

Meinen fünften und letzten Grund, der meine Meynung nicht wenig bestätigt, nehme ich daher, daß dieses Land, von der Aboriginer Zeiten an, mit den übrigen dänischen Provinzen einerley Herren, einerley Geseze, und einerley Regierungsart gehabt hat. Denn, es war allezeit mit dem dänischen, niemals aber mit dem römischen Reiche, vereinigt und verbunden, ob es gleich in den folgenden Zeiten, aus Unwissenheit, von vielen mit Holstein verwirret, und mit diesem Namen benennet worden ist. Diese Unbedachtsamkeit bestreitet der gelehrte und behutsame Johann Moller mit einem gerechten Eifer, wenn er in seiner Isagog, ad Histor. Cherson. Cimbr. S. 2. schreibt: \* „Das südliche Cimbrien theilet sich in „die

\* Dispecitur pars Cimbriae australis in Ducatus duos, Slesuicensem atque Holsaticum. Quos licet ab idiotis & alieni-

„die zwey Herzogthümer, Schleswig und Holstein. Wir  
 „wundern uns zwar nicht, wenn Unwissende und  
 „Ausländer, aus einer alten, aber falschen, Ge-  
 „wohnheit zu reden, dieselbigen mit einander verwir-  
 „ren: allein denjenigen, die gelehrt und der Ge-  
 „schichte ihres Vaterlandes kundig seyn wollen, ver-  
 „zeihen wir es gar nicht, wenn sie eben diesen Feh-  
 „ler begehen, und sich nicht schämen, zu behaupten,  
 „daß die Einwohner des Herzogthumes Schleswig  
 „mit Recht Holsteiner genennet werden. Diese Leu-  
 „te müssen lernen, daß diese zwey Herzogthümer von  
 „allen Zeiten her ganz verschiedene Umstände, verschie-  
 „dene Regierungsformen, Rechte, und endlich auch  
 „in den alten Zeiten verschiedene Regenten gehabt  
 „haben. Sie müssen wissen, daß Holstein ein Theil  
 „und Lehen des römischen Reiches; Schleswig aber  
 Gg 5 „von

*alienigenis inueteratae, sed erroneae loquendi consuetudi-  
 ni morem gerentibus, confundi haud miremur, merito ta-  
 men iis indignamur, qui, cum inter literatos et rerum pa-  
 triarum gnaros velint censer, in eundem errorem tur-  
 piter impingunt, ac, incolas ducatus Slesuicensis recte  
 Holsatos vocari, asserere non erubescunt. Discant  
 hi, diversissimam ab omni aevo vtriusque ducatus fu-  
 isse conditionem, diuersam regiminis formam, diuer-  
 sa iura, diuersos denique priscis temporibus Principes.  
 Discant Holsaticum Germaniae esse partem et feudum  
 Imperii Romani; Slesuicensem autem ab illius iurisdic-  
 tione immunem, regno Danico propiori nexu deuin-  
 ciri. Legant hoc sine praeter epistolam Godschalchi  
 ab Ahlefeldt, Episc. Slesu, ad Camerae Imperial. iu-  
 dices an. 1526. exaratam, et a I. A. Cypraeo editam,  
 Mart. Chemnitii Jun. Aulae Gottorp. Cancellarii, an.  
 1627. defuncti scriptum posthumum an. 1629. excu-  
 sum: Bericht von der Gelegenheit u. s. w.*

„von dessen Oberherrschaft frey, und mit Dänemark  
 „näher verbunden ist. Man kann zu dem Ende den  
 „Brief nachlesen, welchen der Bischof von Schles-  
 „wig, Godschalch von Ahlesfeldt, im Jahre 1526. an  
 „die kaiserlichen Kammererichter geschrieben, und J.  
 „A. Cypräus herausgegeben hat, ingleichen des  
 „gottorpischen Kanzlers, des jüngern im Jahre 1627.  
 „verstorbenen Martin Chemnizens, Schrift, wel-  
 „che 1629 nach seinem Tode unter folgendem Titel  
 „herauskam: Bericht von der Gelegenheit und  
 „Unterschied der beyden Herzogthümer Schles-  
 „wig und Holstein, worinn erwiesen wird,  
 „daß Schleswig eine Pertinenz und Lehn der  
 „Krone Dänemark sey, das römische Reich  
 „aber kein Recht darauf prätendiren könne,  
 „weil es von demselben durch Gränzen, und  
 „sonst in allem unterschieden ist.“

Den von Mollern angeführten Brief schrieb God-  
 schalch von Ahlesfeldt zur Zeit der Reformation,  
 als er sich wünschte, ein Glied des römischen Rei-  
 ches zu seyn, damit die Römisch-Katholische Kirche,  
 wenn er dieses nur im geringsten darthun könnte in  
 Sicherheit seyn möchte. Er enthält, unter andern,  
 folgende Worte: \* „Indessen ist Schleswig jederzeit,  
 „sowohl in geistlichen, als weltlichen Sachen, offen-  
 „barer und bekannter Weise, unter dänischer Herr-  
 „schaft gestanden, und von den Layen in allen weltli-  
 chen

- Interea Slesuicum semper subfuit superioritati Daniae, tam in temporalibus quam in spiritualibus, palam et publice, seruanturque per Laicos in omnibus iudiciis secularibus leges Danicae, a tanto tempore, citra cuius contrarium non est memoria hominum.

„then Gerichten nach den dänischen Gesezen gespro-  
 „chen worden ; und dieses seit so undenklichen Zei-  
 „ten, daß man sich des Gegentheils gar nicht erin-  
 „nern kann.“ Freylich ist es nur allzu gewiß, daß  
 dieses Land anfänglich sowohl Geseze als Obrigkeiten,  
 und also auch die Sprache von Niemanden, als von  
 den Dänen, bekommen hat. Diejenigen Jüten,  
 Jüthen, Guthen, oder Gothen, welche sowohl dem  
 südlichen, als dem nordlichen Cimbrien den Namen  
 gegeben haben, haben vielleicht, als sie aus Goth-  
 land kamen, zuerst in diesen Gegenden, bey der Slye  
 angelandet ; oder auch anderswo, weil ich mich nicht  
 völlig auf die Erzählung des Petráus gründen will.  
 Indessen ist so viel wahrscheinlich, daß die Gothen  
 da, wo iso Gottorp liegt, ihren vornehmsten Sitz  
 gehabt, und demnach ihre gothische Sprache allda ein-  
 geführt haben. Wenn Saxo Grammatikus in  
 seinem IVten Buche von des Königes Vermund  
 Statthalter in Schleswig, Namens Growin, und  
 dessen zween Söhnen Ket und Vig erzählt, daß sie  
 noch etwas vor Christi Geburt den Tod ihres Vaters  
 an dem Könige in Schweden, Atislaus, gerochen hät-  
 ten ; so meldet er S. 64, man hätte es ihnen übel  
 ausgelegt, daß sie zu Vollziehung ihrer That einan-  
 der gemeinschaftlich geholfen, und durch des Atis-  
 laus Tod dem dänischen Namen eine Schande zu-  
 gezogen hätten, da man den Gesezen und dem alten  
 Gebrauche nach, Mann vor Mann sechten, zweenen  
 widerstehen, und bey der Dazwischenkunft des drit-  
 ten die Flucht ergreifen mußte. Stephanius schließ-  
 fet hieraus, daß die Schleswiger Dänen seyn muß-  
 ten, weil ihr Versehen der ganzen dänischen Nation  
 zur

zur Last gelegt wurde. Seine Worte sind in Notis ad Saxonem S. 10. diese : „\* Hier liest man, daß „der Schleswiger Versehen, da zween wider einen „einzigem fochten, der ganzen dänischen Nation zum „Schimpf und zur Schande gerechnet wurde. Dem- „nach läßt sich hieraus sicher schließen, daß man die „Schleswiger müsse für Dänen gehalten haben. Ich „merke dieses wider die Meynung einiger Leute an, „welche die Gränzen des dänischen Reiches, unge- „rechter Weise überschreiten, und Holstein (Schles- „wig) zu Deutschland rechnen, welches sich doch Dä- „nemark mit dem größten Rechte anmaßet. Denn, „warum hätte er sonst gesagt: die Schleswiger? „Eben so waren die Engländer, oder Angelboer, „welche im fünften Jahrhunderte mit ihren Nachbarn, „den Sachsen, einen glücklichen Heerzug nach Britan- „nien thaten, und das Land mit ihrem Namen benenne- „ten, nichts anders als Cimbrer, und nicht, wie man „insgemein meynet, ihre bloße Nachbarn oder Bun- „desgenossen, die da dänisch, und besonders cimbrisch „redeten. Dieses erhellet, nach meinem Bedünken, „aus den häufigen dänischen Worten, welche sich in „der englischen Sprache finden. Es ist zwar nicht zu „läugnen, daß die Dänen, welche England vierhun- „dert

\* Hic etiam audies, Slesuicensium delictum, quo contra vnum et solum duo dimicarunt, Danicae gentis conuitio ludibrioque adscribi. Quare Slesuicenses Danos olim habitos esse, hinc firmiter colligas. Quod annoto contra quorundam opinionem, qui regni Danici terminos, citra quam par est, migrant, Holsatos (Slesuicenses) Germaniae adscribentes, quod iure meritissimo prius Dania vendicauit. Nam quorsum alioqui Slesuicensium dixisset?



bert Jahre hernach mit Krieg überzogen, und einen König aus ihrem Geschlechte auf den englischen Thron setzten, viele dänische Worte unter diese Mundart gemischt haben; allein, ich glaube, daß die cimbrische, im Lande Angeln übliche Mundart, schon im ersten Heerzuge, unter Hengistes und Horstes Anführung nach Britannien gekommen sey, und daß zugleich hieraus erhelle, wie diese Sprache damals eigentlich sey beschaffen gewesen. Ich will zum Exempel nur einige Worte anführen, welche mir iſo befallen, und theils cimbrischen Ursprung haben, theils von den Engländern auf cimbrische, d. i. auf eine etwas rauhe, und zärtlichen Ohren harte Art, ausgesprochen werden. Dergleichen sind Beast, Belh, Bolfier, Bow, Bull, Clow, Cow, Crawl, Drown, Fork, Gap, Glow, Gnaw, Grow, Our, Mani, Want, und andere. Jedoch ich habe nicht nöthig, mich länger bey ungewissen und dunklen Zeiten aufzuhalten. Herzog Canutus, König Erichs, des gütigen, oder Eyegoods, Sohn, bekam dieses Land von seines Vaters Bruder, Nikolaus, als ein Lehen, und wurde also der erste eigentliche Herzog in Schleswig. Er war zugleich König der Obotriten, und erhielt vom Kaiser Lotharius den Titel eines Königes der Vandalen: allein, er trug dennoch Schleswig von Dänemark zu Lehen. Er richtete den Staat nach den dänischen Gesezen ein, und bekam daher den dänischen Zunamen Laward, d. i. ein Bewahrer der Geseze, weil er ungemein auf Recht und Billigkeit sahe, und die allgemeine Ruhe, besonders durch Verfolgung der Räuber, beförderte, welche damals die Wälder besetzt, hatten,



hatten, und die Straßen unsicher machten. Sein Enkel, Waldemar II, gab im Jahre 1240 seinen Unterthanen ein Geseß, welches sie mit den nördlichen Cimbrern gemein haben sollten, nicht in deutscher, sondern in dänischer Sprache. Dieses Geseß heißt heut zu Tage das jütische Geseß, und wurde etliche Jahrhunderte durch nicht anders, als dänisch, gelesen. So kann auch nicht geläugnet werden, daß man von dem Urnehoveds Landsting, oder dem schleswigischen Landgerichte, so wie von dem Gerichte zu Wiburg im nördlichen Cimbrien, an den Dannehof, oder den dänischen Reichsrath zu appelliren pflegte. Dieses war eine der vornehmsten Bedingungen, unter welchen König, Christoph I, seines Bruders Abels Sohn, dem Herzoge Waldemar, im Jahre 1254 dieses Land, zu Koldingen, als sein Lehn überließ. Er mußte nämlich angeloben, daß alle Streitsachen, welche in dem Gerichte Urnehoveds Ting nicht könnten ausgemachet werden, wie bisher vor den dänischen Reichsrath kommen sollten, von welchem der Herzog, als ein königlicher Vasall, selbst ein Beysitzer war. Man sehe Ar. Zvitfeld Tom. I. p. 241. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, oder die Zeit des Blasius F. Fenbergs, hatten die Schleswiger nicht einmal eine völlig deutsche Uebersetzung dieses jütischen Geseßes, und diejenige, welche sie gegenwärtig haben, ist von dänischen juristischen Worten überall voll. In dem Archive zu Flensburg wird das uralte Geseßbuch dieser Stadt, sehr zierlich auf Pergament geschrieben, und mit silbernen Buckeln beschlagen, aufbewahret. Dieses Buch ist nicht deutsch, sondern dänisch geschrieben,

ben, und zeigt deutlich an, was die Flensburger ehedem für eine Sprache geredet haben. Denn, es fängt z. E. an: Her byrias Bymens Skraa af Flensborg. Man sehe des Herrn Ernst Joaschim von Westphalen gelehrte und weitläufige Vorrede zu dem Tom. III. Monument. Rer. Cimbric. S. 91. in den Anmerkungen, lit. d. Bey diesem allen bleibt kein Zweifel übrig, daß sich das südliche und das nördliche Cimbrien des dänischen Rechtes, und der dänischen Sprache bedienet habe. Dieses war einer der vornehmsten Gründe, auf welche sich König Erich, aus Pommern, in der Streitigkeit gründete, welche die Holsteiner wegen der Lehensverbindung des Herzogthums Schleswig erregten. So steht auch bey Hvitfeld, Tom. I. p. 682. ein öffentliches Zeugniß, welches am Lorenzentage 1421 vom Herzogthume Schleswig, von vier jütländischen Bischöfen, zehen Aebten, und den Obrigkeiten der meisten Städte im nördlichen und südlichen Cimbrien abgefaßt wurde, und woraus erhellet, daß das südliche Cimbrien von allen Zeiten her eine dänische Provinz gewesen sey, dänische Geseze gehabt, dänische Freyheiten genossen, und, was das meiste ist, dänisch gesprochen habe.

## II.

Nun ist noch die andere Hauptfrage übrig, nämlich, wenn und bey was für Gelegenheit die fremde, oder deutsche Sprache, hier zu Lande eingeführet, und üblich geworden ist? Ich antworte hierauf; dieses haben theils die Landesherren, theils die Landesstände, besonders aber die Edelleute und die Cleri-

rissen

rissen gethan, die sich schon seit einigen Jahrhunderten alle Mühe darum gegeben haben; und es ist zu wundern, daß es hiemit noch nicht weiter gekommen ist, als wir wirklich sehen.

Da das südliche Cimbrien, wie jedermann weiß, lange ein Zankapfel gewesen ist, der zu mancherley Streitigkeiten und vielen Blutbädern und Niederlagen Gelegenheit gegeben hat; so ist allerdings merkwürdig, daß drey sowohl wegen ihrer Klugheit, als wegen ihrer großen Thaten berühmte Regenten, als König Waldemar, der siegreiche, Königin Margaretha, und König Christian III. so vieles Unheil veranlassen haben. Es ist dieses ein deutlicher Beweis der menschlichen Gebrechlichkeit und unvollkommenen Klugheit, weil sie hierinnen den größten Staatsfehler begangen, und dieses Land vom Königreiche Dänemark getrennet haben.

Vom Könige Waldemar ist bekannt, daß er Dänemark unter seine Söhne in vier Theile getheilet hat. Denn, Erich wurde König, Herzog Canutus bekam Halland und Blekingen, Herzog Christoph Laland und Fälstern, und Herzog Abel das südliche Cimbrien. Von dieser Zeit an kann man in der That sagen, daß dieses Land seine Regierung und Sprache verändert habe. Abel wollte seinen ältern Bruder und König nicht für seinen Lehnsherrn erkennen, und schlug sich zu der kaiserlichen, oder gibelinischen Partey, wo er mit den hanseatischen, holsteinischen, bremischen, brandenburgischen und sächsischen Städten in ein Bündniß trat. Dagegen hielt es sein Bruder, der König, mit den Guelphen, und hatte die mecklenburgischen

schen und lüneburgischen Herzoge zu Bundesgenossen. Ob nun gleich Abel endlich nachgeben, und den König für seinen Herrn erkennen mußte, so hielt er es doch, nebst seinen Söhnen, beständig mit den Grafen in Holstein, und dem deutschen Kaiser, und lebte nach den Reichsgesetzen. Mit den Grafen war er verwandt, und in den deutschen Gesetzen hoffte er eher, als in den dänischen, eine Gelegenheit zu finden, sich sein Lehen erblich zu machen. Es wurde zwar Waldemar, Abels Sohn, nach seines Vaters unglücklichem, aber wohlverdientem Ende, gezwungen, daß er Schleswig im Jahre 1254. von seinem Vetter, dem Könige Christoph, durch die gewöhnliche Uebergabe der Fahne, zu Roldingen als ein Lehen empfangen, und angeloben mußte, den Reichsrath, Dannehoff genannt, für das höchste Gericht in seinem Herzogthume zu verehren. Allein, da er bald wieder starb, so gieng auch die alte Streitigkeit wieder an, und die Herzoge in Holstein brachten den neuen Herzog in Schleswich, Erich, den sie mit ihrer Macht unterstützten, auf, und behaupteten, er stünde nicht unter den dänischen Gesetzen, sondern besäße sein Land vermöge des Erbrechtes, und als oberster Landesherr. Dieses glücklich zu behaupten, zeigte sich die bequeme Gelegenheit, daß sie sich der meisten deutschen Fürsten Hülfe zu getrostesten hatten, die Dänen aber in schlechten Umständen sahen. Denn, es wurde aus Unbedachtsamkeit der Königin Margaretha Sambiria in dem Felde Roskilde eine Schlacht geliefert, die dänische Armee geschlagen, und der noch sehr junge König, Erich Glipping, nebst seiner Mutter, als seiner

Vormünderinn, gefangen, und nach Segeberg und Hamburg, welches gräflich holsteinische Städte waren, gebracht. Hier wurden ihnen ganz unerträgliche Bedingungen vorgeschrieben, und unter andern auch, daß künfftighin die Herzoge von Schleswich, ohne jemandes Widerrede, nach deutschem Rechte leben sollten. Diese und andere nach einander entstandene Zwistigkeiten huben mit der Zeit die Vertraulichkeit auf, welche bisher die Fürsten des südlichen Cimabriens, so wohl als ihre Unterthanen, aus Landsmannschaft, mit den Dänen gepflogen hatten. Sie wurden von ihnen einmal über das andere mit Krieg überzogen, und verloren also die Liebe zu ihrer Muttersprache. Alle Hoffnung wurde auf die benachbarten deutschen Fürsten gesetzt; es wurden mit ihnen Bündnisse und Verschwägerungen gemacht; es wurden ihre Gesetze, Sitten und Künste eingeführet. Das jütische Gesetz, welches König Waldemar gegeben hatte, behielt zwar das Ansehen, welches es noch iso hat; allein, als Flensburg, Ecklenfoerd, Appenrade, Tondern, und andere Handelsstädte mit der Zeit Stadtrecht bekamen, so nahmen sie lübeckische, und andere ausländische Rechte an. Dieß geschah besonders deswegen, weil das alte Gesetz zu kurz war, und viele ungewöhnliche Fälle, welche bey anwachsendem Handel vorkamen, zeigten, daß das alte Gesetz mangelhaft, und in den damaligen Zeiten unbrauchbar wäre. Da also die Noth neue Zusätze erforderte, so verdroß es sie, solche von den Dänen zu borgen, oder in der dänischen Sprache abzufassen, weil dieselbe bey dieser Gelegenheit angefangen hatte, unbrauchbar zu werden. Da

Da die dänische Sprache dermaßen auf dem Sturze stand, so versiel sie durch eine Begebenheit, aus welcher man gerade das Gegentheil hoffen konnte, völlig. Nämlich, es verstarb im Jahre 1385. Herzog Heinrich ohne Erben, und das Land fiel also unstreitig an den noch sehr jungen König Olaus, oder vielmehr an dessen Mutter, die Königin Margaretha, welche als Vormünderinn regierte. Niemand hätte damals das, was wirklich geschah, vermuthen sollen, nämlich daß das Herzogthum Schleswig vom Königreiche Dänemark mehr, als zuvor getrennet, oder wenigstens die Sprache stärker als bisher, in Verfall gerathen sollte. Allein, wie niemand zu allen Zeiten vorsichtig genug ist, so besorgte die Königin Margaretha, welche sonst hitzig genug war, einmal nichts Böses, und trug kein Bedenken, den Grafen von Holstein das Herzogthum Schleswig anzubieten, ja gar mit Bitten zu lehen aufzutragen. Hieher kam, was ich hier sonderlich brauche, daß die holsteinischen und schleswigischen Edelleute, welche bisher zweien unterschiedene Körper ausgemacht hatten, sich in einen begaben, sich durch Schwäger- und Verwandtschaften genauer als je zuvor, mit einander verbanden, einerley Sprache, Sitten, und gemeines Beste annahmen, in den Landtagen und Landgerichten, wozu so wohl der Adel, als die Vorsteher der Städte und der Geistlichkeit, von Hamburg an, bis an die koldinger Brücke, zusammen kamen, in einerley Sprache sich über das gemeine Beste berathschlageten, und also immer näher und näher zusammen traten. War also die dänische Sprache bisher nicht sonderlich geachtet worden, so



wurde sie nunmehr in öffentlichen Angelegenheiten bey nahe gar vergessen. Sie wurde zwar noch hie und da auf dem Lande in den untern Gerichten, den Bauern zu Liebe beygehalten: allein, da sie sich nicht weiter erstreckte, so lernte fast niemand mehr dänisch schreiben, sondern es wandte sich alles auf die deutsche Seite. Hiebey wurde es gelassen, und immer weiter und weiter getrieben, auch damals, als Schleswig im Jahre 1459. nach Herzog Adolphs Tode an das Königreich Dänemark fiel, und vom Könige Christian I, Friedrich den I, und von dessen Sohne, Christian III, seinen zweyen Söhnen, Friedrich und Johann nach seinem größten und vornehmsten Theile zu Theil gegeben wurde.

Ich habe oben gesagt, daß die Geistlichkeit nicht weniger als andere Stände, wie ehemals, so noch heut zu Tage, vieles zur Vertilgung der dänischen Sprache beygetragen habe. Denn, nachdem die öffentlichen Angelegenheiten deutsch abgehandelt, die Bischöfe aus dem holsteinischen Adel erwählet wurden, und der Bischof von Schleswig sich, bey der bald erfolgten Kirchenreinigung, von der Verbindung und Oberherrschaft des Erzbischofs zu Lunden, und der Gewalt der dänischen Kirchenversammlungen, losmachte, so wurden meistens deutsche zu Predigern ernennet. Besonders geschah dieses um die Zeiten der Reformation, da die evangelischen Prediger hier zu Lande selten waren, und man öfters die Leute aus den Schulen hinweg, und aus öffentlichen Aemtern zu Predigern nahm. Damals vertrieb man aus Magdeburg und Wittenberg viele deutsche Studenten, ohne darauf zu sehen, daß ih-

nen



nen die Sprache unbekannt war. Inzwischen wurde doch noch in den meisten Orten der Gottesdienst in dänischer Sprache gehalten. Allein, mit der Zeit wurde es den Predigern, die in Deutschland studiret hatten, zu schwer, dänisch zu predigen, und sie versuchten ihrer Bequemlichkeit wegen, auch auf dem Lande und an solchen Orten, wo das Bauernvolk kaum eine oder zwei deutsche Redensarten versteht, ihre Predigten deutsch zu halten. Anfanglich hielt man an einigen Orten allezeit die vierte, ferner die andere, und endlich alle und jede Predigten deutsch. Es hätte dieses freylich nicht geschehen können, wenn nicht die obersten Geistlichen, oder so genannte Generalsuperintendenten, als Deutsche, mit den Predigern übereingestimmt hätten. Allein, da diese bey Besuchung der Kirchen, wegen ihrer Unerfahrenheit in der Sprache, meistens nichts ausrichteten, so suchten sie ihre Muttersprache, einzuführen, ob sie gleich dem Pöbel unbekannt war. In dieser Absicht halte ich es dem Generalsuperintendenten, D. Stephan Clog, für einen großen Fehler, daß er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit des Volkes größtem Verdruß und Widerwillen, den Geistlichen zur heimlichen Freude die dänische Sprache völlig abschaffete, und dagegen in allen Kirchspielen des Landes Angeln, die nach Flensburg gehörten, die deutsche einführen ließ. Es redet hier jeder Bauer mit den Seinigen zu Hause dänisch, und höret doch niemals eine dänische Predigt. Eben dieser höchstschädliche Anschlag wurde in dem weitläufigen Amte Tondern, wie auch in Bröndlund, oder Appenrade, längstens ausgeführt worden seyn,

ungeachtet die deutsche Sprache allda noch unbekannter, als in Angeln ist, wenn alles so von statten gegangen wäre, wie es der gottorpische Hof im Vorschlage hatte. Denn, es pflegte der sel. Probst Koch zu sagen, der Herzog Friedrich, welcher im polnischen Kriege umkam, hätte beschlossen gehabt, so bald er glücklich zurück käme, und alle Streitigkeiten bengelegt hätte, die dänische Sprache aus allen in seinem Lande befindlichen Pfarren und Kirchen gänzlich auszurotten.

Es läßt sich leichtlich aus dem bisher abgehandelten schlüssen, daß die Ueberbleibsale der alten Landessprache, welche man noch unter dem geringsten Pöbel dieser Provinz findet, nicht allzurein und zierlich sind. Denn, da nicht im geringsten auf ihre Schönheit gesehen wird, so läßt sich das, was Casp. Dantwerth insbesondere von der flensburgerischen Mundart gedenkt, überhaupt von der Sprache in allen schleswigischen Städten sagen. Er spricht S. 150. Ob wohl die meisten Bürger die deutsche Sprache verstehen, und auch zu reden wissen, gestaltsam in den vornehmsten Kirchen zu St. Marien und St. Nicolai hochdeutsch geprediget wird: so redet doch das gemeine Volk und das Gesinde in den Häusern gemeiniglich dänisch, dann auch die ganze herum belegene Gegend sich der dänischen Sprache gebrauchet. Es ist aber der Flensburger Deutsch und Dänisch eins so gut als das andere, diejenigen Personen ausgenommen, die studiret oder gereiset haben. Mit diesem stimmt Olaus Borrichius in dissertatione de causis

sis diuerſitatis linguarum überein, wo er ſpricht:  
 „Unsere Flensburger reden nicht recht deutsch, und  
 „nicht recht dänisch, ihre Sprache kömmt mit keiner  
 „von diesen beyden überein, weil sie von allen bey-  
 „den etwas hat. Man kann dieses überall sehen,  
 „wo die Gränze zwischen zweyen Völkern ist. „ Auf  
 gleiche Weise finde ich, daß Christiern Petri in  
 seiner Uebersetzung der Psalmen Davids, die zu Ant-  
 werpen im Jahre 1531. herauskamen, seine Le-  
 ser in der Vorrede warnet, sich vor der flensburgi-  
 schen, als einer groben Mundart zu hüten. Viel-  
 leicht hat er durch diese Worte seiner Uebersetzung  
 einen Vorzug, von der ältern Uebersetzung des Pe-  
 ter Vormords, zumege bringen wollen.

Um ein geringes Benspiel von der Mundart dieses  
 Herzogthumes zu geben, will ich ein alphabetisches  
 Verzeichniß lauter solcher Worte anhängen, die nur  
 in dem südlichen Cimbrien gebräuchlich, in den übr-  
 gen dänischen Provinzen aber, meines Wissens, un-  
 bekannt sind. Es sind einige derselben halb deutsch,  
 andere uralt dänisch, iſo aber ungebräuchlich, an-  
 dere sind dem Tone nach zwar noch üblich, haben  
 aber hier eine ganz andere Bedeutung, als in an-  
 dern Provinzen. Vergleichene Worte sind

Baater, eine Art schlechter Butter, welche aus  
 Buttermilch gemacht, und einigermaßen dem  
 Käse ähnlich ist.

Bet, weiter.

Beimand, ein Bettler.

Bislau, Fensterläden.

Blee, ein Leilach, hier ist es von den Windeln gebräuchlich, worein man die Kinder einwickelt, als Barneblee.

Boet, ein Bauernhof, ist ohne Zweifel aus Bolig die Wohnung, zusammen gezogen.

Brygge, eine Butterbemme.

at Broe, oder Soelbroe, die Kleider sonnen.

Doen, der Gestank.

Donnet, der Donner; daher kommt: der Don-  
neter, es donnert.

Dug, das Tuch, Nasedug, das Schnupstuch,  
Halsdug, Halstuch.

Due, eintunken; daher kommt Duels, eine Funke.

Dorens, das Zimmer, so nächst an der Hausthüre ist.

Dräte, träge faul.

Saaen, ein aus Speisen bestehendes Hochzeitgeschenke; at baere saeen.

Senne, eine mit Gräben umgebene Wiese.

Saaekyndig, einfältig, ungelehrt.

Framgult, Vorsaal, gleichsam der fremmerse Gult.

Soerhemmet, ein Kamisol, Brustlag.

Fürstuer, Viereckigt.

Grydsteeeg, Rindfleisch, zu bewundern ist, daß die Dänen von den Deutschen das Wort Grofsen Brad, welches von Grapen, einer Pfanne, und Braten herkömmt, geborget, die Schleswiger aber ihr Grydsteeeg behalten haben.

Gaard, ein Garten, schwedisch Traegaaran; Gaard heißt auch ein Zaun.

Gielm, stürmisches Wetter.

- at Hede, Bier brauen, jeg hedte en Tonde Oll,  
ich habe eine Tonne Bier gebrauet.
- Zelle Ting, die Rose, eine Krankheit, vom holländischen: dat billige Ding.
- Zauslos, der alles durchgebracht hat.
- Zansbaer, Johannesbeer.
- Sylle, eine Mütze, die in dem nördlichen Cim-  
brien Que heißt.
- Haandklaeder, Handschuhe.
- Henlet, einfältig, schlecht, so so.
- Hielm, ein auf Säulen stehendes, und etwas von  
der Erde erhöhtes Kornbehältniß, wohin kein  
Ungeziefer kommen soll.
- Hoyem, das Hauptbret am Bette, Hauptküssen.
- Hvase, ein gepflasterter, und mit Gräben umgeben  
er Weg.
- Ipsfer, der Deckel auf dem Butterfasse, der die  
Oeffnung verschließt, welche der Stämpfel machet.
- Isterbaand, eine Wurst, Bratwurst.
- Jamling, vor einem Jahre, i dag jamling, heute  
vor einem Jahre.
- Jonsen, kurz zuvor.
- Kiaert, ein Leuchter, Kous, das Gewölbe.
- Kroven, zornig, ungestüm.
- Kost, die Hochzeit.
- Kotlis, ein Unterhemde.
- Klecke, genug seyn, ertheilen, der er ingen Sor,  
fleck i, es ist nicht genug.
- Karm, eine Kutsche.
- Kaad, eine Bauerhütte, das Gegentheil von  
Boel, ein Bauerhof.
- Klov, das innerste des Hauses.

at Kritte, mit dem Schubkarren fahren, Krite-  
 baare, eine Schubkarre.  
 Landser, der das Feld baut, ein Miethbauer.  
 Lev, das Brodt, ein Brodtstucke, Rug-Lev,  
 Rockenbrodt, Svede-Lev, Weizenbrodt.  
 at Live, junge Schweine verschneiden.  
 at Lutre, Brantwein läutern.  
 Laer, eine Stufe, Treppe.  
 Mostbond, eine Leberwurst.  
 Mule, Brodt, mit Fett geschmiert.  
 at Mude, mit Geld bestechen, das Geschenk, wo-  
 mit der Richter bestochen wird, heißt auch Mude.  
 Mon, heißt jedes Geräthe, et Mon i Huset,  
 Hausgeräthe.  
 Oe, ein Schaf.  
 Ove, schreyen, in der vergangenen Zeit: jeg oyte,  
 ich habe geschrien.  
 Pisel, ein Saal, Tafelzimmer.  
 at Prigle, Strümpfe stricken.  
 Renden, eine gewisse Zeit im Märzen, die bequem  
 zum Bierbrauen ist.  
 Ray, hurtig, geschwinde.  
 Rompling, ein Stier, oder zweijähriges Kalb.  
 Roule, Rockenbrodt.  
 Skaadskrim, ein Kästchen.  
 en Synter, eine Woche.  
 Spincke, ein Sperling.  
 Syre, Sauerteig.  
 Satt, satt.  
 Sammet, Seide.  
 at Snippe Lysen, das Licht pugen.  
 Sovens, das Lager.



Spulten, ein aus zerspaltenen Pfälen oder Ruthen bestehender Zaun.

Spay, eine Brühe.

Scap, ein Melksaß.

Scrog, ein Fiedelbogen.

Stammel, ein großer hölzerner Leuchter, welcher

auf den Bauergütern mitten in der Stube steht,

daß die Mägde darum sitzen, und spinnen, oder

andere Arbeiten verrichten können.

Staut, der sich reinlich anfleidet.

Tikort, Scherze zum Zeitvertreib.

Tün, ein Wassereymier, kleines Waschbecken.

Tadder, Heydeforn.

Vaerren, gesund und stark, reich, einer der sich

wehren kann.

Vampes, ein Weibesunterhemd.

Varp, ein wollener Faden, der bey Verfertigung

des groben Tuches in den Eintracht kömmt.

Vinnecke, ein klärerer Faden von eben dieser Art.

Veus, eine Hornisse.

Unden, Mittagsmahlzeit.

Yngling, ein jähriges Schwein.

Noch etwas, welches merkwürdig ist, will ich bey dieser Gelegenheit erinnern; und dieß ist folgendes. Unter den Unterscheidungszeichen, welche die dänische Sprache hauptsächlich von der deutschen unterscheiden, ist dieses eines der vornehmsten, daß die Deutschen das Geschlechtswort vorsezen, und das Haus der Mann, die Frau sagen, die Dänen aber dasselbe den Worten anhängen, als Landet, Manden, Konen. Hieraus allein erhellet schon, wie weit die deutsche

Spra.



Sprache, als eine Seuche in Dänemark um sich gegriffen habe. Denn, die südlichen Cimbrer, oder Schleswiger, als die nächsten Nachbarn von Deutschland, ahmen längstens der deutschen Sprache nach, setzen das Geschlechtswort vor, und sprechen nicht: Manden, Landet, sondern ae Mand, ae Land u. s. w. Dieses Wörtchen ae ist nicht nur in dem südlichen Cimbrien, sondern auch in dem größten Theile des benachbarten nordlichen, fast bis nach Scan-derburg, gebräuchlich. Denn, hier geht die alte dänische Sprache wieder an, so daß man ordentlich Manden, Landet, u. s. w. saget. Die Beschreibung von dem Ursprunge und den Grängen dieses Unterschiedes will ich, als eine Aufgabe, die eine weitere Rettung verdienet, andern Liebhabern unserer Muttersprache und Alterthümer überlassen.



\*\*\*\*\*

## II.

# Charakter der Großmuth,

aus einem

Briefe des Herrn Costars an den  
Staatsminister Fuchet.

In der Sammlung der Briefe des Richelot.  
T. II. p. 53.

Gnädiger Herr,

**D**a sie von mir eine aufrichtige Schilberung des Großmüthigen verlangen, so sollten sie sich die Mühe nehmen, und mir die Nachrichten von dem, was in ihrem Herzen vorgeht, mittheilen. Ich würde in demselben eine lebendige und fruchtbare Quelle großer und edelmüthiger Handlungen, die sie täglich gefunden, ausführen, und daraus die seltenen und merkwürdigen Kenntnisse geschöpft haben, die ich in meinen Büchern vergeblich suche. Allein dieses ist eine Hülfe, gnädiger Herr, die ich von ihnen nicht hoffen darf. Denn nach dem Aristoteles, erfordert die Wohlstandigkeit von einem Großmüthigen, der sonst vollkommen aufrichtig ist, daß, wenn er gezwungen ist, von sich zu reden, er sey von was für einem Stande von welchem er wolle, er sich einer Verstellung und der Art von Spöterey bediene, die man sonst den Günstling des Sokrates nennt. Ich muß mich also bemühen, ihrem Befehle

fehle zu folgen, ohne diesen Vortheil von ihnen zu erwarten, und ohne sie noch länger aufzuhalten. Das Wort *Genereux* kommt aus dem Lateinischen her, und bedeutet einen Edelmann, oder nach dem Buchstaben, einen Menschen, der einen Stamm und eine Familie hat, woher er entsprungen ist; gerade als wenn andere Leute deswegen sich selbst gemacht hätten, und nicht auch mit Ahnen versehen wären: ob sie gleich keine aufweisen können, die ihr Leben merkwürdig gemacht, und die Welt mit dem Ruhme ihres Namens angefüllt haben. Bey den Spaniern ist es eben so: ein gemeiner Mann, ein Unedler hat keinen Vater, nur dem Edlen gebühret dieser Vorzug, und dieser nur hat das Recht die Würde eines *Hidalgo* zu bekleiden. Die Großmuth ist also auf diese Art nichts anders, als der Adel der Seele, und dieser Adel ist nichts anders als ihre Größe; nur muß sie regelmäßig abgemessen, und wohl eingerichtet seyn. Denn die Riesen sind nicht weniger Misgeburten als die Zwerge, und man hat sie für Kinder der Erde und nicht des Himmels gehalten.

Demnach nimmt die Größe der Seele allein die Vernunft zum Maasstabe, so wie sich die Größe der Könige nach dem Ausspruche eines Alten die Gerechtigkeit dazu nimmt, und wenn es wahr ist, daß die Tugend eine Vollkommenheit des Verstandes ist, so ist auch die Großmuth eine Vollkommenheit der Tugend, und sie machet alle übrigen herrlicher und erhabner.

Der Name eines Großmüthigen gebühret also dem, der die Vernunft in einem unumschränkten Grade besitzt. Diese unabhängige Herrschaft läßt sich aber  
durch

durch nichts erlangen, als durch den vollkommenen Sieg über diejenigen Leidenschaften, welche die Herrschsüchtigsten, mächtigsten und vermögendsten sind, uns derselben zu entsetzen, als: z. E. die Furcht vor dem Tode und die schmerzhaften Empfindungen. Daher folget nothwendig, daß der größte Muth und eine heldenmüthige Geduld die ersten und schönsten Zierathen der Großmuth ausmachen.

Und nichts destoweniger nennen wir gewöhnlicher maassen weder die Herzhaftigsten noch die Beständigsten großmüthig, sondern wir geben diesen prächtigen Titel niemanden, als denen Wohlthätern, welche die Freugebigkeit bis zu den äußersten Gränzen treiben, die sie von einer unüberlegten Verschwendung absondern; oder denen vollkommenen Freunden, die sich selbst zu vergessen und den Nutzen derer, die ihnen angenehm sind, ihrem eigenen vorzuziehen scheinen.

Und gewiß, die Ausschweifung der Liebe die jeder gegen sich selbst trägt, ist so aufrührisch, so widerspänstig, so schwer unter den Gehorsam zu bringen, daß sie der Ehre des Triumphs der Vernunft niemals mehr schuldig ist, als wenn diese die Ehre gehabt hat, sie zu übertreffen.

Nach diesen Grundsätze würde derjenige ein wahrhaftig Großmüthiger seyn, der so wie jener Sieger gesinnet ist, welcher alle seine Beute, die er von den Feinden erhalten, austheilte, und sich für seine Person nichts als das Vergnügen vorbehielt, dieselbe andern gegeben zu haben; oder wie jener große Prinz, der alle Tugendhaften seiner Zeit mit Wohlthaten überhäufte, indem er überzeugt war, daß alle sein Gold und Silber

Silber mit viel größerer Ehre und viel sicherer in ihren Händen, als in seiner Schatzkammer wäre; oder wie jener römische Kaiser, der diejenigen Tage für verloren hielt, die er, ohne der Dürftigkeit hülfliche Hand zu leisten, oder ohne treue Dienste zu belohnen, oder ohne die Verdienste einiger seltenen Männer zu verehren, zugebracht hatte.

Ist auf diese Art wohl jemals einer gewesen, gnädiger Herr, der weniger Zeit verдорben, und die geringsten Augenblicke besser anzuwenden gewußt hat, als Sie? Sie lassen nicht allein keine Gelegenheit aus der Hand, sondern sie, suchen sie noch darzu, sie rennen darnach, ja sie machen sie sich selbst. Es ist in unsern Tagen keine Tugend, die nicht das Glück gehabt hätte, bey ihnen Schutz und Beystand zu finden, wosern sie anders Herzhaftigkeit genug gehabt hat, sich öffentlich zu zeigen; und kurz, der Geizige kann nicht so begierig nach Reichthümern, der Wollüstige nicht so heftig auf seine Lustbarkeiten, der Ehrgeizige auf sein Glück nicht so erpicht seyn, als sie eifrig sind, ihre Gnade und Günstbezeugungen, so oft sich Gelegenheit findet, auszubreiten. Denn sie sind lebhaft überzeugt, gnädiger Herr, daß die Großen der Welt nichts besitzen, das der Vergnüglichkeit und dem Unbestande der Dinge nicht unterworfen wäre, und daß bey einer so erschrecklichen Veränderung dieses das beste Mittel sey, einen beträchtlichen Theil ihrer Güter in Sicherheit zu bringen, wenn sie der Dürftigkeit tugendhafter Personen damit zu Hülfe kommen. Denn sogleich ändern dieselben ihre Natur, sie haben sich nicht mehr für der Unbeständigkeit der Zeit zu fürchten, sie werden dauerhaft und bleiben

ben unverändert, und überhaupt, desto größer sind sie, und desto weniger boshafte Neider ziehen sie sich zu.

Doch ich merke, gnädiger Herr, daß ich mich ihrentwegen von meinem Vorwurfe allzuweit entferne, und daß ich mehr meine Neigung als ihre Neubegierde zu befriedigen suche. Verzeihen sie mir diese kleine Ausschweifung, ich bitte unterthänig darum, ich will mich in Zukunft besser beherrschen, und ich will mich bemühen, nie wieder in diesen Fehler zu gerathen. Um also da wieder anzufangen, wo ich es gelassen habe, so sind unsere Großmüthigen nichts anders, als Wohlthäter, die sich zum Troste des menschlichen Geschlechts geböhren zu seyn glauben, deren Geschenke keine Reizungen keine Lockspeisen, keine Fallstricke sind, die sie nicht ohne Absichten austheilen, um nur auszuthellen, und nicht wieder zu nehmen, und die durch die Betrachtung der Armuth ehrlicher Leute die Empfindung und das Andenken der Ihrigen zu Grunde richten. Ich setze diejenigen uneigennütigen Großmüthigen noch in eine viel höhere Classe, die, da sie einen von den gemeinen Irrthümern gereinigten Verstand besitzen, und die Tugend mit viel aufgeklärtern Augen ansehen, als der Pöbel, mehr Reizungen und mehr Schönheiten in einer heldenmüthigen Handlung der Gerechtigkeit finden, als in dem Besitze von Kron und Scepter.

Wenn Plutarch zwischen dem Incurg und dem Numa einen Vergleich anstellet, so spricht er: „Es ist eine schöne Sache, sich eines Königreichs durch seine Gerechtigkeit, wie Numa theilhaftig zu machen: das ist aber auch schön, die Gerechtigkeit einem Königreiche vorzuziehen, so wie Incurgus.“



Die ausnehmende Redlichkeit brachte dem erstern ein solches Ansehen zu wege, daß ihn die Römer zu ihrem Könige verlangten, und eben dieselbe erhob den Muth des andern so hoch, daß, da es ihn wenig Mühe gekostet hatte, den Thron zu besteigen, er lieber ein Kind auf denselben setzte, dem er nach dem Rechte der Geburt gehörte.

Dem ohngeachtet wird eine solche That wenig fremdes und wunderbares in ihren Augen haben, gnädiger Herr. Denn außer dem, daß dieselben in ihrer großen Seele eben diesen Grundsatz fühlen, der der Welt bisweilen Wunderwerke in dieser Art sehen läßt, so werden sie erwägen, daß Incurg ein strenger Gesetzgeber war, der sich ganz besonders auf eine vollkommene Klugheit legete.

Was werden sie aber vom Ferdinand von Arragonien sagen, der zu unserer Vater Zeiten gelebet hat, und der in den Armen und dem Schooße des Glückes war erzogen worden, und bey dem man nicht wenig Verachtung der Hoheit und der Eitelkeiten antraf. Nach Absterben des Königs, seines Bruders, konnten sich die Einwohner Arragoniens nicht entschließen, das Ansehen eines jungen Kindes zu erkennen, das er ihnen nachgelassen hatte. Sie boten ihm also die Krone an, sie zwangen ihn dieselbe anzunehmen, und da sie abschlägliche Antwort erhielten, beriefen sie an einem bestimmten Tage die Stände zusammen. Ferdinand fand sich sowohl als die andern daselbst ein. Er hatte seinen kleinen Bruders Sohn unter dem Mantel, und hatte ihn mit allen Zeichen und Zierrathen eines Königes bekleidet. Da er sahe, daß alle Stände einstimmig auf dem Sprunge waren, ihn



ihn zu ihrem Könige zu wählen, stand er von seiner Stelle auf, und zeigte der ganzen Versammlung diesen kleinen Prinz. Meine Herren sagte er: Hier ist ihr König, und sie werden sich dem Gehorsam unmöglich entziehen können, den sie ihm schuldig sind, ohne die Heiligkeit der Gesetze zu entheiligen, die doch die Stützen des Staats sind. Folgen sie mir also in allem nach, woferne sie nicht die gerechten Strafen auf ihre Häupter laden wollen, die aufrührerische Unterthanen verdienen.

Raum hatte er dieses gesagt, so trug er seinen Bruders Sohn auf den königl. Thron, der sich daselbst befand, er bezeugte ihm seine Ehrerbietung, er leistete ihm den Eid der Treue, und zwang auf diese Art alle vornehme Ministers und obrigkeitliche Personen, diesem jungen Prinzen zu huldigen. Dis ist noch mehr, gnädiger Herr. Obgleich die barbarischen Länder sehr unfruchtbar an großen Exempeln einer besondern Mäßigung sind, so hat doch das letztere Jahrhundert ein sehr erhabenes Beispiel hervorgebracht, das wir allen denenjenigen entgegen setzen können, die uns aus dem unvergänglichen Alterthume bekannt sind. Acosta erzählt, daß ein tapferer Mexicaner seinem Herrn das ganze Königreich Mexico weggenommen, und daß er seine Gränzen auf mehr als 300 Meilen über dieses Land hinaus gesetzt habe; der König war im Begriffe zu sterben, ohne einen andern Erben, als ein kleines Kind in der Wiege, zu hinterlassen. Seine Völker vereinigten sich, den Tlacalec (dieses war der Name des Eroberers) inständig zu bitten, sich der königlichen Würde zu bemächtigen, und den rechtmäßigen Thronfolger von der Regierung auszuschließen, weil sie sein

Unvermögen sahen, sie zu regieren und zu beschützen. Aber dieser große Geist verwarf ihre Bitten mit einer edlen Großmuth, und wendete alles Ansehen und alle Macht, die er sich erworben hatte, darzu an, daß er den Sohn seines Königs vertheidigte.

Hier sehen sie einen Weisen ohne Regeln und Vorschriften, ohne Wissenschaft und Unterricht, der nichts als dem Lichte seiner gesunden Vernunft gefolget ist; der keine Anweisungen gehört hat, als diejenigen, die ihm sein Herz und seine Empfindungen gegeben hatten; und kurz, dessen Tugend bloß von der Natur gebildet worden, die sich zuweilen aus Eifersucht gegen die Kunst erzürnet, und sie nicht würdiget, sie zum Gefährten ihrer Arbeit anzunehmen, um die Ehre nicht mit ihr theilen zu dürfen, und da sie ihre Hülfe verwirft, aus eigenen Kräften vollkommene Stücke hervorbringt.

Unsere französische Geschichte redet mit Ruhme von dem tapfern Herrn von Concy, der, da er sich selbst zu einer strengen Gerechtigkeit geworden, und sein Urtheil durch seine Eigenliebe nicht verfälschen ließ, den Degen eines Connestabls nach dem Tode Bertrands von Gveslin ausschlug, und Carl dem sechsten rieth, ihn dem Olivier von Clissons zu ertheilen, und zur Zeit Francisci des ersten konnte sich Friedrich, der Herzog von Sachsen, aller Stimmen des Churfürstl. Collegii versichern, allein er wandte diese Gunst zu nichts an, als Carl dem fünften auf den Thron zu verhelfen, den er für viel fähiger hielt, die Würde eines Kaisers zu behaupten; und die Ruhe von Deutschland zu erhalten. Dem ohngeachtet war weder der französische Herr, noch der deutsche Prinz,

Prinz, von der Gattung der Helden, die ich erwähnt habe. Der erstere war weiter nichts als bescheiden, obgleich in der That diese Bescheidenheit eines unsterblichen Lobes würdig ist; und der andere war nichts als klug, und konnte auch keinen höhern Ruhm verlangen. Denn es ist gewiß, daß ein mächtiges Kriegesheer dieses jungen Siegers bereit stand, ohne auf ihn loszugehen, wenn er so ehrgeizig gewesen wäre, die Krone anzunehmen, und wenn der betrügerische Glanz der Ehre, die man ihm anbot, ihm die Augen verblendet und verhindert hätte, die unvermeidliche Gefahr zu erkennen, die ihm drohete.

Und in der That, es ist so gewiß, daß die Ablehnung großer Ehrenstellen nicht allezeit den Namen einer großmüthigen Handlung verdienet, daß sie nicht selten zur Niederträchtigkeit und Furchtsamkeit wird. Denn da Coelestin der V., die päpstliche Würde niederlegte, um sie dem Cardinal Benedict von Anagnia in die Hände zu spielen, dessen Hochmuth und Ehrgeiz ihm bekannt war, so beschuldigten ihn diejenigen, die von dergleichen Sachen recht zu urtheilen wußten, einer Zaghaftigkeit, und der Dichter Dantes machte sich kein Bedenken, ihn unter die Verdammten in seiner Hölle zu zählen, und frey von ihm zu sagen.

- - Vidi l'ombra di colui

Che fece per Voltà tal gran rifiuto.

Man muß hierbey die Mittelstraße in acht nehmen, die wir bey dem Renaud von Tasse sehen wollen, da er mit diesen Worten an seinen Bruder Gottfried schreibt: „Ich habe eine stärkere Begierde,

„die obersten Ehrenstellen zu verdienen, als zu be-  
 „sitzen, und wenn ich nur durch meine Verdienste  
 „über andere erhoben bin, so bekümmere ich mich  
 „wenig, es durch Stand und Titel zu seyn, und ich  
 „halte mich nicht für berechtiget, die Höhe der Thro-  
 „nen zu beneiden. Wenn ihr mich aber zu Ehren-  
 „stellen rufet, und urtheilet, daß mir dieselben recht-  
 „mäßiger Weise gehören, so werde ich mich nicht  
 „weigern, dieselben anzunehmen. Und ich erfreue  
 „mich von dem, was ich werth bin, durch die an-  
 „genehmen Merkmale versichert zu werden, die sie  
 „mir von ihrer Achtung zu geben belieben. „ Soll-  
 te man nicht fast behaupten, daß dieser junge Prinz  
 eben so wohl ein Schüler des Aristoteles wäre, als  
 Alexander? und stimmen diese Worte nicht vollkom-  
 men mit den Lehren, dieses Philosophen überein, der  
 da behauptet: „Daß sich ein Großmüthiger nur  
 „mäßig an erhabenen Ehrenstellen belustige, wenn  
 „sie ihm gleich durch Tugendhafte angetragen wer-  
 „den, weil er sie als Güter ansieht, die ihm zuge-  
 „hören, und die man ihm nicht ohne Unrecht vorent-  
 „halten kann. Sie werden ihm niedrig und gering  
 „vorkommen; da er selbst erhaben ist, er wird sie  
 „noch weit unter sich sehen, und er nimmt sie aus  
 „keiner andern Ursache an, als weil die Menschen  
 „nichts größeres haben, womit sie ihn belohnen  
 „können. „

Erinnern sie sich an die Ernsthaftigkeit des Piso,  
 gnädiger Herr, da ihm Galba kund machte, daß er  
 ihn an Kindes Statt und zu seinem Mitregenten an-  
 genommen hätte. „Jedermann richtete die Augen  
 „auf ihn, nach dem Berichte des Tacitus, und nie-  
 „mand

mand wurde an ihm die geringste Bewegung eines  
 aufgebracht und vor Freude ausgelassenen Gei-  
 stes gewahr. Von dem Kaiser redete er voller  
 Hochachtung, von sich aber mit der größten Mäßi-  
 gung und Bescheidenheit. Man traf weder in sei-  
 nen Handlungen, noch in seinem Gesichte eine Ver-  
 änderung an, und jedermann wer ihn sahe, hielt  
 ihn für fähiger zum herrschen, als er zum Ehrgeize.  
 Eben dieser erzählt vom Vespasian, daß er in  
 dem Augenblicke, da ihn die Soldaten zum Kaiser  
 ausgerufen, seine Seele von aller Furcht gänzlich ent-  
 lediget, und sie zu der Höhe seines Glückes erho-  
 ben habe, daß man weder Eitelkeit noch Hochmuth  
 an ihm wahrgenommen, und bey einer so schleuni-  
 gen Veränderung ihn weder erstaunen noch erschre-  
 cken gesehen.

Wenn man dem jüngern Plinius Glauben bey-  
 messen will, so ist Trajan bloß durch Unterwerfung  
 und Gehorsam zur Herrschaft gelanget, er thut  
 nichts, um ein Mitregente und Nachfolger des Ner-  
 va zu werden, als daß er sich dazu würdig machte,  
 und darein willigte; so, daß er bey keiner Handlung  
 in seinem Leben mehrern Gehorsam und mehrere Unter-  
 thänigkeit gezeiget, als zu der Zeit, da er die höchste  
 Gewalt annehmen wollte. Ich muß nicht verges-  
 sen, was ich an einem gewissen Orte vom Don Juan  
 von Oesterreich gelesen habe, der bis in sein 15. Jahr  
 wie ein gemeiner Edelmann erzogen worden, und  
 da er auf einmal erfuhr, daß er ein Sohn Carls des  
 Fünften, und ein Bruder des Königs von Spanien  
 Philips des zweyten sey, ganz gelassen und ohne be-  
 wegt zu werden, demjenigen, der ihm eine so große

Nachricht hinterbrachte, antwortete: Mein Herz hat mir es längstens gesagt, ich habe es aber nicht glauben wollen.

In diesem Falle nimmt der Großmüthige Ehrenstellen an, wenn sie seinen Verdiensten gemäß sind, und wenn sie ihm von Personen angetragen werden, deren Urtheil ihm schätzbar ist. Wenn sie aber von gemeiner Art sind, oder wenn sie ihm von dem unwissenden und eigensinnigen Pöbel ertheilet werden, so schlägt er sie mit Verachtung aus, und hält sie seines Geistes für unwürdig. Es wird ihm eben so unerträglich seyn, sich bey einer gemeinen und wenig zu bedeutenden Handlung oder Eigenschaft loben zu hören, als wenn man ihm Kronen anbietet, die mehr von Myrthen und Rosen als Palmen und Lorbeerzweigen durchflochten sind.

Das, was ich von Ehrenstellen sage, läßt sich mit viel größerer Gewißheit vom Reichthume, von der Macht, dem Ansehen, und überhaupt von allen andern Glücksgütern behaupten, die der Großmüthige ohne Heftigkeit verlangt, ohne Sorgen sucht, und ohne Unruhe besitzt. Und gewiß er würde gegen alle Vortheile von dieser Art eine sehr gemäßigte Neigung spüren lassen, weil er dieselben nur der Ehre wegen zu erhalten wünschet, und weil wir voraus setzen, daß seine Ehrbegierde ihre gerechte Gränzen, und ihr gefestes Maaß hat.

Er weiß sich bey Widerwärtigkeiten, bey Verluste, und bey allerhand verdrüßlichen Zufällen eben so stark zu beherrschen, und da dieses die Zeit ist, da er das meiste mit sich selbst zu thun hat; so ist es auch die Zeit, da er mehrere Kräfte anwendet unumschränkt.



schränkter Herr dabey zu bleiben, sein Herz recht zu befestigen, und stärker zu machen, und zu verhindern, daß es der Schmerz nicht einnimmt und beherrscht. Sein Glück beweiset, wie schätzbar er dem Himmel ist, und sein Unglück, wie sehr er verdienet, es zu seyn. Er ist nie größer, nie aufgemunterter, als wenn sich die Widerwärtigkeiten bemühen ihn niederzuschlagen, und wenn er bisweilen ganz überwunden ist, so sieget er über seine Ueberwinder, oder vielmehr über das Glück, welches so ungerecht gewesen ist, einer schlimmen Sache beizutreten. Carl der fünfte sahe seine Flotte vor dem Hafen von Algier untergehen, und er that nichts, als daß er Hände und Augen gen Himmel hub, und diese heiligen Worte öfters wiederholte: Herr dein Wille geschehe. Philipp sein Sohn vernimmt, daß die fürchterliche Schiffsflotte, die ihm die gewisse Eroberung von England versprochen, durch einen erschrecklichen Sturm zerstreuet worden, und er begnügt sich zu sagen: Ich habe sie nicht ausgesandt wider die Winde zu sechten. Unser Franciscus der Erste, ließ nicht die geringste Klage hören, als er bey Pavia geschlagen und gefangen wurde, und in den ersten Bewegungen seiner Traurigkeit schrieb er an die Königin seine Mutter: Es ist alles verloren, aber gebet euch zufrieden, wir haben unsere Ehre gerettet. Was für eine Hohelt der Gedanken äußerte sich nicht in dieser einzigen sehr überlegten Rede, und was für ein augenscheinlicher Beweis ist dieses nicht, daß der Großmüthige alles für gering schäzset, wenn er nur mit sich selbst zufrieden ist. Und gewiß, bisweilen scheint sich Himmel und Erde wider ihn verschworen zu haben, und



nichts, als sein Gewissen für ihn übrig zu bleiben, und dem ohngeachtet verharret er in der größten Standhaftigkeit. Das Beispiel des Fabius hat seines gleichen nicht, und dieses ist ein Urbild, von dem uns alle folgende Zeitalter nur unvollkommene Abschilderungen haben liefern können. Seine Aufführung war überhaupt in schlechtem Rufe, und die, so sein Lieutenant hatte, erhob man bis an den Himmel. Man schmahlerte seinen Ruhm durch tausend erdichtete Nachreden. Man zernichtete seine Macht durch List und Zusammenverschwörungen: Man richtete das Ansehen seines Standes zu Grunde, indem man es theilte. Nichts von allen diesen konnte seine ersten Entschließungen wankend machen, und endlich überhäufte ihn seine unüberwindliche Standhaftigkeit mit Ruhme, und belegte die Verwegenheit seines Mitregentens mit einer ewigen Schande. Er fand Gelegenheit, für das Unrecht seines hochmüthigen Verfolgers Genugthuung zu erhalten, aber auf die schönste erhabenste und edelste Art von der Welt. Denn es geschah dadurch, daß er sein Befreuer wurde, ihm das Leben erhielt, und seine Truppen aus einer unvermeidlichen Gefahr errettete, in die sie dieser unvorsichtige Anführer verwickelt hatte. Was für Vortheil, gnädiger Herr, was für eine Ehre, was für eine Wollust! Das ist in der That diejenige Art von Rache, nach der man eifrig seyn kann. An allem andern findet der Großmüthige schlechten Geschmack. Das Unrecht, so man ihm antun will, verschaffet ihm das Vergnügen, zu sehen, wie weit er darüber erhaben ist, oder die Ehre sich durch leutselige Handlungen noch weit höher zu erheben,

oder

oder die Gelegenheit, seine Tugend vollkommener und glänzender zu machen. Mit einem Worte, er weiß die Kunst, dasselbe zu seinem Besten anzuwenden, bey nahe, wie einige Thiere Eisen und Steine verdauen, und den Gift von Schlangen und Scorpionen in gute Nahrung verändern, oder wie die Menschen eine Art ausgedacht haben, sich nicht allein gegen die Wuth wilder Bestien zu vertheidigen, sondern sich auch davon zu nähren, zu bewaffnen, zu kleiden, und ihre Arzneyen und Specereyen zu verfertigen; so gar, daß wenn, nach dem Ausspruche eines gewissen Weltweisen, die Welt keine wilden Thiere mehr hätte, wir selbst gewissermaßen wild werden, und unser Leben der meisten beträchtlichen Vortheile beraubt sehen würden.

Wenn sich der Großmüthige ja zuweilen gezwungen sieht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so brauchet er doch nur Schwerdt wider Schwerdt, und er achtet es für unanständig, fortzufahren, denjenigen seine Macht zu zeigen, die er entwaffnet hat.

So bald er sich seine Feinde unterwürfig gemacht hat, so betrachtet er sie nicht mehr als Feinde, sondern als Elende. Er hält sie seines Mitleides werth, und des Zornes unwürdig. Er ist nicht so ehrgeizig, daß er nach dem Besspieler eines römischen Capitains, der sich in sehr glückliche Umstände gesetzt hatte, und dessen Glückseligkeit man den unsterblichen Göttern als ein tadelhaftes Verbrechen aufbürdete, sich die Grabschrift sollte setzen lassen: Hier liegt der Mann nach der Welt, der seinen Freunden das meiste Gute, und seinen Feinden das größte Böse erwiesen hat. Jene Grabschrift scheint ihm weit reizender

der und erhabener: Hier liegt derjenige, der seine Feinde zu bändigen wußte, wenn sie sich widersetzten oder der sie gewinnen konnte, wenn sie es verdieneten. Es scheint also, daß der Großmüthige des äußersten Hasses nicht fähig ist. Ueber dieses fragt man gar nicht, ob sich eine vollkommene Liebe bey ihm finde.

Die Ursache hieran zu zweifeln ist diese, weil die Seele eines Liebenden und eines Freundes sich länger aufhält, wo sie liebet, als wo sie reizet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein vollkommener Zügelhafter, welcher nirgends so bequem noch so gerühret, als bey sich selbst ist, so lange außer sich selbst bleiben sollte. Allein, ohne mich bey dieser betrügerischen Spitzfindigkeit aufzuhalten, so ist erstlich gewiß, daß allein der Großmüthige sein Vaterland liebet; so wie es dasselbe verdienet, und daß es allein die Großmüth ist, die einen Codrus und Menecias in Griechenland, und in Rom die Brutus, die Scävola, und die Decier hervorgebracht hat, die sich willig für das Beste ihres Vaterlandes anopferten, die ihm ihre ersten Neigungen widmeten, und dem Triebe des Blutes und der Natur nur den andern Rang einräumeten. Was die Freunde anbelangt, wer wird sie brünstiger lieben als der Großmüthige? Denn er verlangt und suchet sie nicht, als nur den Theseus und Orest nachzuahmen, nur einen zu haben, dem er ins Elend folgen, und dem er seinen Nutzen, seine Ruhe, sein Vergnügen, und im Falle der Noth selbst sein eigenes Leben, opfern kann? Dienen, verbindlich zu machen, zu Hülfe kommen, sind Handlungen der Tugend, und es ist angenehmer

mer und schöner, dieselben gegen solche Personen auszuüben, die wir lieben, als gegen solche, die uns unbekannt und gleichgültig sind; und würde also ein Weiser nicht unbillig handeln, wenn er sich eines so großen eines so empfindlichen und eines so rechtmäßigen Vergnügens berauben wollte? Sollte sich der zur Einsamkeit verdammen, der eben so gesellig, als vernünftig gebohren ist? Und ist dieses nicht ärger als die Einsamkeit selbst, wenn man immer unter Leuten seyn muß, gegen die man sich nicht getrauet, sein Herz zu entdecken, noch seine Gedanken in der Einfalt zu offenbaren, in der sie erzeugt werden? Unsere Freunde sind unser anderes Ich, denn sie sind beständig mit uns, ihre gute Handlungen ruhren uns eben so sehr, als unsere eigenen, und weil sie verschieden sind, so werden wir sie besser gewahr, denn die Vorwürfe, die außer uns sind, sehen wir durch eine gerade Linie, das aber, was in uns vorgeht, stellet sich uns nur durch den Widerschein dar. Würde also der Großmüthige wohl Grund haben, dem schönsten Anblicke freywillig zu entsagen?

Aber, gnädiger Herr, bisher bin ich in der Schilderung, die ich unternommen habe, nur meiner eigenen Vorstellung gefolget. Erlauben Sie, daß ich mich bey den übrigen von einem bessern Geleitmanne führen lasse, und Ihnen eine getreue Umschreibung der Gedanken des Aristoteles über die Materie gebe, von der ich handele.

Der Großmüthige, saget dieser Weltweise, ist der, der sich großer Unternehmungen würdig schäset, und der sich in dem Urtheile nicht betriegt, das er von sich fället. Derjenige, der nur zu den kleinsten Unternehm.

nehmungen fähig ist, und sich deswegen sehr gering schätzt, und in keinem höhern Preise hält, als er verdienet; ist eigentlich bescheiden, und kann sich des Titels Großmüthig nicht anmaßen, denn die Großmuth besteht eben so in einer Höhe, wie ein äußerliches gutes Ansehen in einer vollkommenen und vortheilhaften Stellung des Körpers. Und gewiß, man kann von einem kleinen Menschen sagen, daß er angenehm und artig sey, daß seine Gesichtszüge und seine ganze Person ein gutes Verhältniß habe, aber eigentlich zu reden kann man ihn nicht unter die Schönen rechnen.

Man findet andere, die von Stolz und Hochmuth ganz aufgeblasen sind, die wenig Verdienste, und viel Eitelkeit besitzen. Auf der letzten Stufe befinden sich die Kleinmüthigen, die ihre Kräfte nicht kennen, und sich daher geringer schätzen, als sie sollten, sie mögen nun größer oder mittelmäßiger, oder allein der geringsten Unternehmungen fähig seyn.

Nächst diesen stehen diejenigen, die bessere Eigenschaften besitzen, und doch ohne allen Widerspruch schlimmer sind, weil ihre Zaghaftigkeit nothwendig auf das Aeußerste gekommen seyn muß, da sie in ihrer Niedrigkeit stille liegen, und doch nicht unvermögend wären, sich wieder in die Höhe zu helfen, wenn sie Herzhaftigkeit darzu besäßen.

Der Großmüthige hält sich zu den größten Unternehmungen fähig, und da sich dieses nur auf äußerliche Güter beziehen kann, so folget daraus, daß es die höchsten Ehrenstellen sind, deren er sich würdig schätzt, und in der That ist dieses die Ehre, die wir den Göttern zum Geschenke darbringen müssen, wenn wir

wir ihnen ihre Wohlthaten vergelten wollen. Dieß ist das, was bey Personen vom Stande am meisten gesucht wird, die sich an den erhabensten Ehrenstellen befinden, und die wir die obersten Würden verwalteten sehen, und dieß ist endlich der Preis, und die Belohnung der herrlichsten Thaten, wir können hieraus folgern, daß sich der Großmüthige in dem, was Ehre und Schande betrifft, wie er soll, beherrsche, und daß er hiebey die strengen Gesetze der Vernunft auf das genaueste beobachtet.

Es fließt ferner hieraus, daß er vollkommen tugendhaft ist, weil wir voraus setzen, daß ihm die allergrößten Güter rechtmäßig zugehören, und daß man sie ihm ohne ungerecht zu handeln nicht würde entziehen können. Mit einem Worte, der Großmüthige besitzt alles, was in einer jeden Tugend das erhabenste und herrlichste ist. Er weiß das Schönste und Reinste herauszuziehen, und davon eine bewundernswerthe Vermischung zu machen. Furcht und Hoffnung können ihn nicht anfechten. Er ist von allen Schwachheiten frey, und da sich seinen Augen alles klein und weit unter ihm entfernt vorstelllet, so ist nichts vermögend, eine unordentliche Begierde in seiner Seele zu erregen, noch ihn zu einer Ungerechtigkeit zu zwingen. Er verachtet die Reichthümer, und fürchtet weder Armuth noch Schmerz, ja den Tod selbst nicht.

Die Großmuth ist die Zierde der andern Tugenden. Sie schmücket sie, sie verschönert sie, sie erhöhet sie, sie machet sie majestätischer und ehrwürdiger, man trifft sie niemals ohne Begleitung aller übrigen Tugenden an, und es ist daher schwer, einen wahrhaftig



haftig Großmüthigen zu finden, weil sich niemand diesen prächtigen Titel zueignen kann, der nicht ein Mittel ausfindig macht, alles das in seinem Herzen zu sammeln, was unser Wille von löblichen Eigenschaften annehmen kann.

Nichts destoweniger, ob er gleich überall Gelegenheit findet, sich zu üben, so muß man doch bekennen, daß es bey Ehre und Schande am meisten und eigentlichen geschieht.

Wenn ihm rechtschaffene Leute Ehrenstellen ertheilen, die mit seinen Verdiensten in einigem Verhältnisse stehen, so wird er eine sehr mäßige Freude empfinden, und wird diese Sachen als Güter annehmen, die ihm zugehören. Ob sie gleich der Wichtigkeit seiner Verdienste nicht gleich kommen, so wird er sie doch annehmen, und sich damit begnügen, weil er sieht, daß die Menschen nichts bessers haben, womit sie ihn belohnen können, und weil er ein heimliches Vergnügen empfindet, daß er, nie nach Würden belohnet werden kann. Allein wenn er von niederträchtigen Personen oder durch gemeine Handlungen beehret wird, so empfindet er mehr Schmerz als Dienstbeflissenheit bey sich, und würde diese Proben der Hochachtung ausschlagen, wenn es der Wohlstand und die Höflichkeit zuließen. Er verachtet das Lästern, das falsche Geschwäg, das übele Nachreden und die Verläumdungen, weil er versichert ist, daß sie ungerecht sind, da ihnen der Grund fehlet, und daß sie aus Mangel der Wahrheit, die sie erhalten und unterstützen sollte, sich selbst zu Grunde richten werden. Was den Reichthum, das Ansehen, den guten Ruf, und die Gewogenheit, und überhaupt



haupt alles das betrifft, was man gutes Glück nennt, so wird er sich desselben sehr mäßig und mit einer Nachahmungswürdigen Bescheidenheit bedienen. Er wird sich bey glücklichen Umständen von der Freude nicht außer sich selbst bringen, noch bey widerwärtigen Fällen von der Traurigkeit niederschlagen lassen. Denn das Ende von allen diesen ist die Ehre, ob ihm gleich das allergrößte Gut sehr geringe scheint, so daß man ihn für einen Verächter halten würde, wenn er nicht die Macht hätte, einen Theil seiner Empfindungen in seine Seele einzuschließen und sie zu verhindern, sich zu äußern.

Zu der Bildung eines vollkommenen Großmüthigen müssen sich Kunst und Natur vereinigen, und ihn mit ihren Wohlthaten erfüllen. Denn man findet bey einem Tugendhaften sehr selten einen erhabenen Muth, wenn er nicht von einer guten Geburt, oder reich, oder mächtig ist, oder eine gute Ehrenstelle bekleidet, da er sich Hochachtung und Ehrfurcht erwerben kann. Und obgleich alle diese Vortheile nur Folgen der Tugend sind, die allein wahre Ehre verdienen: so ist es doch fast nothwendig, daß sie sich mit derselben vereinigen, eine so seltene und erhabene Eigenschaft vollkommen zu machen.

Der ansehnlichste Theil der Großen ist einer falschen Einbildung nach großmüthig. Sie wollen die Großmüthigen vorstellen, sie sind Nachäffer derselben, und da sie ihre edle Handlungen nicht nachahmen können, so begnügen sie sich an denen Stücken, da sie ihnen gleich werden können, als in ihrem Gefolge, in ihrer Einrichtung, in der Größe ihrer Ausgaben, und in der Pracht ihrer Gebäude. Allein,

wie es schwer ist, seine Glückseligkeit mit einer gewissen Anmuth zu besigen, wenn uns die Tugend fehlet, und wie ohne dieselbe die Glückseligkeit eine Bürde ist, die uns mehr drückt als zieret, so strau- cheln sie fast bey jedem Schritte. Sie machen fal- sche Tritte, sie werden ungerecht, verächtlich, hochmü- thig und unerträglich.

Der Großmüthige zeigt sich nicht alle Tage, und er sehet sein Leben keinen kleinen Gefahren aus. Er suchet die Gefährlichkeiten nicht mit derjenigen Sorg- falt, die wir bey jungen ehrbegierigen Personen wahr- nehmen, weil ihm alles gering schätzig ist, und ihm das, was wir so brünstig verlangen, kaum wün- schenswerth scheint. Er schonet sich zu großen und wichtigen Vorfällen, und wenn er in dieselben verwi- ckelt ist, so sparet er auch sein Blut nicht, er glau- bet, daß hiebey das Leben einer so mühsamen Er- haltung nicht würdig sey, und hält seine Ehre für viel liebenswürdiger, als dieses.

Er ist von Natur wohlthätig, aber so sehr er sich ande- re verbindlich zu machen suchet, so sehr weigert er sich, an- dern verbindlich zu werden. Den jenes ist ein Zeichen der Herrschaft, und dieses ein Merkmaal der Abhängigkeit.

Wenn er aber ja von einem eine Höflichkeit erhal- ten hat, so wird er nicht unterlassen, sie ihm mit Bucher zu vergelten, und er wird sich nicht eher be- friedigen, bis er sich seinen Gläubiger zum Schuld- ner gemacht hat. Das Andenken dererjenigen Per- sonen, denen er gewillfahret hat, ist ihm viel schät- zbarer, als dererjenigen, die das Glück gehabt haben, ihm einige Gefälligkeit zu erzeigen. Und hierinnen richtet sich sein Gedächtniß nach seiner Neigung, die  
in

in allen Dingen das Oberste wählet. Aus diesen Gründen wird einer, der ihn um seine Gunst ersuchen will, sehr vernünftig handeln, wenn er nichts von den Willfähigkeiten erwähnt, die er ihm erwiesen hat, sondern vielmehr die Gunstbezeigungen anführet, die er von ihm erhalten hat. Dieß ist es, dessen sich die Thetis bey dem Homer bediente, da sie den Jupiter um seinen Schutz für den Achill bath, und dieses beobachteten auch die Lacedämonier, da sie die Atheniensier ersuchten, ihnen gegen die Thebaner beizustehen.

Er bemühet sich, alle Welt entrathen zu können, und wenn er ja einen wider seinen Willen bitten muß, so suchet er auch im Gegentheile in alle dem zu willfahren, warum ihn andere ersuchen.

Bei Großen weiß er seine Größe zu erhalten, weil dieses eine Handlung ist, die auf der Herzhaftigkeit beruhet, und er erniedriget sich nach dem Maaße derer, die unter ihm sind. Er begnüget sich an dem Vortheile, den er vor ihnen hat, und er glaubet, daß, wenn er anders lebete, er ihnen verhaßt und so verdrüsslich werden würde, wie diejenigen, die ihre Kräfte und Stärke gegen fränkliche und von Natur schwächliche Personen rühmen.

Er geht nicht gern an solche Dörter, wo er andern den Vorrath einräumen muß, wenn ihn nicht eine unvermeidliche Schuldigkeit oder eine dringende Noth darzu zwingt.

Man könnte ihn unter die trägen und müßigen Leute zählen, die sich für aller Mühe scheuen, und ihre Geschäfte immer von einem Tage zum andern aufschieben, so langsam, so zaubernd und so schwer ist

er in Bewegung zu bringen; wenigstens wenn er weder durch die Hoffnung Ehre zu erlangen, noch durch die Wichtigkeit der Handlung, die er unternimmt, sich zur Arbeit ermuntern wird.

Er unternimmt wenig, aber lauter große und prächtige Geschäfte. Er liebet und hasset alles öffentlich, er verstellte sich niemals, denn er fürchtet sich vor nichts. Er zieht die Wahrheit allezeit der Einbildung und dem Scheine vor. Er saget und thut alles ganz dreuste vor den Augen der ganzen Welt, ohne sich darum zu bekümmern, was man darüber urtheilen wird.

Er ist in allen seinen Zusagen und Worten gewiß, es sey denn, daß er von sich selbst redet, da er sich aus Höflichkeit erniedriget, und die Lobeserhebungen des Pöbels bescheiden ablehnet, die er nicht achtet.

Bei einem der größer ist als er, lebet er nicht prächtig, wenn er nicht sein Freund ist, denn er ist von keiner knechtischen Gemüthsart, und keiner niederträchtigen Höflichkeit fähig.

Er ist kein großer Bewunderer, denn er findet nichts, das verdienet bewundert zu werden, nichts das ihn in Schrecken, nichts das ihn in Entsetzen bringen könnte, nichts, das ihm fremd und außerordentlich schiene.

Er vergißt das Unrecht sehr leicht, er hat eine edle und erhabene Seele, er erniedriget sich nicht leicht so weit, daß er an das Böse gedenken sollte, welches ihm seine Feinde zugebracht haben, und er hält es seiner Herzhaftigkeit viel anständiger, dasselbe zu verachten.

Er redet nichts von andern Leuten, es sey was es wolle, und man sieht selten, daß er eine Gesellschaft weder mit seinen noch von anderer Leute Handlungen unterhält. Es ist ihm eben so verdrüsslich von andern Uebels zu reden, als sich selbst loben zu hören. Wenn er auf seiner Seite Lobeserhebungen austheilet, so geschieht es ganz sparsam, und wenn er von seinen Feinden Uebels redet, so geschieht es in ihrer Gegenwart, um sie zu beschimpfen und verwirrt zu machen.

Er ist nicht von der Art, daß er sich über Kleinigkeiten beklagen sollte, die ihm fehlen, sie mögen so nöthig seyn als sie wollen; noch vielweniger, daß er um dieselben bitten sollte. Denn er spühret nur ein ganz schwaches Verlangen darnach, und die Mühe zu bitten entzieht ihm das Vergnügen, das er über ihren Besitz empfinden würde.

Das Unständige mag auch so fruchtlos seyn, als es will: so zieht er es doch allezeit dem Nützlichen vor. Denn er ist mit sich selbst vergnügt, und wenn er sich besitzt, so besitzt er alles. Sein Gang ist langsam, seine Stimme ernsthaft, und seine immer gleiche und gefeste Rede ist nie zu hoch noch zu laut. Denn diese Ubereilung und Anstrengung schicket sich nicht für einen Mann der unbeweglich ist, und der sich an nichts hängt.

Sehen Sie Gnädiger Herr, das ist die Abbildung des Edeln und Großmüthigen, nach dem Entwurfe eines vortrefflichen Malers, dem sich die Natur ganz entblößt gezeigt hatte, die sich sonst ordentlich mit einem dicken Gewölke umhüllet, und die ein Vergnügen daran findet, lange verborgen zu bleiben.

Wenn Sie diese schöne Abschilderung eines Blickes würdigen wollen, so werden sie in derselben die merklichsten Züge ihrer großen Seele mit einem empfindlichen Vergnügen gewahr werden, nur daß dieselben in Ihnen viel ordentlicher und edler, und folglich ungleich angenehmer, rührender und vermögender sind, sich die Neigungen anderer zuzuziehen, und gewiß, sie haben so gute Wirkung gethan, daß, wenn Sie in einem Königreiche gebohren wären, welches dem Lacedämonischen ähnlich ist, wo man diejenigen zu einer Geldstrafe verurtheilte, die sich allzu liebenswürdig machten, und welche die Herzen ihrer Mitbürger an sich zogen, an statt, daß Sie dieselben gemeinschaftlich lassen sollten: so würden Sie sehr übel daran seyn, und in Gefahr gerathen, sich zu stürzen. Denn ich halte sie hierinnen für so unverbesserlich, daß ich Ursache hätte, zu befürchten, sie würden täglich in eben diesen Fehler zurücksallen. Aber, Gnädiger Herr, es ist ein Glück für Sie, daß sich unter den königlichen Verordnungen keine befindet, die es untersagte, der beste, freygebigste, dienstfertigste, hülfreichste und höflichste Mann seiner Zeit zu seyn. Und so können Sie auch, ohne sich Zwang anzuthun, fortfahren, sich die Liebe aller Redlichgesinnten zuzuziehen, und mit ihrer Gewogenheit und Gnade zu erfüllen,

Gnädiger Herr

ihren gehorsamsten Diener  
u. s. w.

III. Un-

\*\*\*\*\*

### III.

Untersuchung

des Lebens

und

der Schriften des Homerus,

aus dem Englischen übersezt,

durch

M. Christian Wilhelm Agricola,

Pastoren zu Zienstädt, in der Grafschaft  
Mannsfeld.

### Sechster Abschnitt.

**W**enn ich die Art betrachte, mit welcher ich  
bisher von dem Einflusse gehandelt, den  
die öffentlichen Sitten in die Schriften ha-  
ben, so zweifle ich nicht, die Frage werde nunmehr  
da hinaus laufen: Wenn die besonderen Umstände  
und Sitten der Zeiten unumgänglich nothwendig zur  
Hervorbringung der Dichter erfordert werden, „wie  
„kömmt es denn, daß wir nur einen Homer haben?  
„Konnte denn ein Raum von zwey bis drey hundert  
„Jahren, da sich Griechenland und die Küste von  
„Asien in der glücklichen Beschaffenheit befand, die  
„zu solchen Bildungen bequem ist, nur einen einzigen  
„hervorbringen?“



Die Antwort ist leicht. Ob diese gleich unumgänglich nothwendig ist, so ist es doch nicht die einzige Bedingung. Es werden außer derselben noch viele andere erfordert; gar zu viele, als daß sie hier angeführet werden könnten. Ein, alle dazu erforderlichen Eigenschaften besitzender, erhabner Geist ist eine so seltene Gabe, daß ein vortrefflicher Schriftsteller unserer Nation der Meinung zu seyn scheint; „Daß, unter alle der großen Menge von Menschen, „welche binnen einer Zeit von tausend Jahren leben, „eher tausend auf die Welt kommen, welche die nöthigen Eigenschaften mitbringen, große Generals „oder Staatsminister zu werden, als die in der Gesellschaft die berühmtesten sind, als ein einziger „Mann, mit den erforderlichen Eigenschaften, ein „großer Dichter werden zu können, geboren wird a). „Allein ob dieses gleich übertrieben wäre, so giebt es doch viele auf einander folgende Umstände des Lebens, viele Vortheile der Erziehung, manche bequeme Gelegenheiten, die Menschen überhaupt kennen zu lernen, und gewisse besondere, sich zur Dichtkunst schickende, Gegenstände zu sehen, die selten bey einer und eben derselben Person zusammen treffen können.

Um dieses nur bey einem besondern Umstande, von welchem man auf die Wichtigkeit der übrigen einen Schluß machen kann, mit einem Exempel zu erläutern; so sind viele Reisen, und weitläufige persönliche Beobachtungen, das Loos der größten epischen Dichter gewesen. Sie hatten bey dieser Lebensart häufige Gelegenheiten, sich mit den Urbildern ihrer

Abriß.

a) Sie Williams's Temple, Miscell. Part. II, Essay 4. Poetry.

Abrisse und Erdichtungen bekannt zu machen, deren größte Vortrefflichkeit, sie mögen materialisch oder moralisch seyn, in ihrer Aehnlichkeit mit der Natur und Wahrheit besteht. Allein dieses glücket wenig Menschen, vornehmlich von einem poetischen Geiste. Sie sind gemeiniglich keine von den gesundesten Leuten, und zu zärtlich, als daß sie, die Ungemächlichkeiten ausstehen, oder der Gefahr frisch entgegen gehen könnten, welche bey langen Reisen unvermeidlich sind. Und doch hat, bey allen diesen Zufällen, die Welt dem Zeitpuncte, dessen ich gedacht habe, da die Sitten, die Religion, und die Sprache Griechenlandes sich in ihrer rechten zur Dichtkunst erforderlichen Größe befanden, diesem Zeitpuncte, sage ich, hat die Welt den Linus und Orpheus, den Olympus, Musäus und Amphion zu danken; Männer, die uns als die Meister in Versen von den größten unter ihren Nachfolgern, überliefert worden sind b). Es ist wahr, ihre Gesänge sind seit langer Zeit verloren gegangen, allein der weise und stille Hesiodus, von dessen Aufsätzen ein Theil zu uns gekommen ist, welcher unsere Bewunderung erheischt, ist seine Geburt eben diesem Zeitpuncte schuldig.

Es kann auch kein stärkerer Beweis von der Gewalt seyn, den die Sitten, und der öffentliche Charakter über die Dichtkunst haben, als die bewundernswürdige Aehnlichkeit der alten Schriften. Es können sich zwey Dinge einander nicht gleicher seyn, als die alten Orakel, die so genannten Fragmente des Orpheus, und die alten Lobgesänge, den Ver-

R f 5

sen

b) Musaeum ante omnes - - Aeneid. VI. Horat. Ode II. Lib. III. et de Arte Poetica.

sen des Hesiodus und Homerus sind. Zugeschweigen, daß sie überhaupt einerley Schwung haben, so sind auch in ihnen allen einerley Beywörter von Göttern und Menschen, einerley Gedanken und Anspielungen, einerley Abmessung der Sylben und einerley Stellung der Wörter; ja zuweilen so gar einerley Ausdrücke und Redensarten anzutreffen. Die *Συμπτώματα*, oder Coincidentien, welche die Kunst-richter angemerket, sind unzählich; und kurz, die Uebereinstimmung ihrer Metapher und Einbildungskraft ist so handgreiflich, daß viele die Wirkungen davon, daß sie nach einerley Muster gebildet, und von einerley Urbildern, und in einerley einfältigen Mundart geschrieben sind, einem augenscheinlichen Ab- oder Ausschreiben zugeschrieben haben.

Allein man hat nicht nöthig, so weit zu gehen. Die bestimmten Ursachen sind hinreichend, alle diese Aehnlichkeit hervorzubringen; zumal wenn wir uns erinnern, daß sie gemeiniglich machen, daß sich die Schriftsteller in einer und eben derselben Materie üben, welches ebenfalls ein Stück ihres Einflusses ist. Es ist einem jeden Zeitalter eine gewisse Art der Wissenschaft, und eine gewisse besondere Weise sie abzuhandeln, eigen. Sie sind beyde die Wirkung der so oft gedachten Umstände der Zeit. Und ich kann, da ich bey dieser Materie bin, unmöglich eine Folge vorbegehen, die seit langer Zeit unter den Gelehrten eine Aufgabe gewesen ist. Sie wird sehr artig von einem Römer c) vorgetragen, der, wenn seine Redlichkeit eben so groß gewesen wäre, als seine Gelehrsam-

c) *C. Vellei. Paterc. Hist. Rom. Lib. I. in fine.*

Lehrsamkeit, vielleicht in dem ersten Range ihrer Geschichtschreiber eine Stelle bekommen haben würde.

„Ob ich, saget er, gleich wenig Raum dazu habe, so kann ich doch nicht umhin, einer Sache zu gedenken, die ich öfters in meinem Gemüthe erwogen, davon ich aber noch keine Ursache gefunden habe, die mir ein Genüge gethan hätte. Denn ist es nicht außerordentlich seltsam, daß die größten Meister in einer jeden Kunst oder Wissenschaft allemal in einem Zeitpuncte zum Vorscheine kommen, und von einerley Denkungsart und Form sind? Ein Zeitalter brachte, und das zwar in eben keiner großen Entfernung von Jahren, den Aeschylus, Sophokles und Euripides hervor, Männer von einem göttlichen Geiste, welche die Tragödie zu ihrer Höhe brachten. In einem andern blühet die alte Comödie unter dem Eupolis, Kratinus, und Aristophanes; und die neuere wurde von dem Menander, und seinen Zeitverwandten, dem Diphilus und Philemon, beydes erfunden, als zur Vollkommenheit gebracht, ohne jemanden die Hoffnung zu lassen, daß er sie nachahmen werde.

„Was vor eine kurze Zeit dauerten nicht, gleicher Weise, die Weltweisen aus der Sokratischen Schule, nach dem Tode des Plato und Aristoteles? Die Redekunst betreffend, von wem kann man wohl behaupten, daß er vor dem Isokrates, oder nach dem andern Geschlechte von seinen Schülern, in derselben vortrefflich gewesen sey? Sie kamen alle so dichte hinter einander, daß man keinen großen Mann eine sonderlich beträchtliche Zeit von dem andern entfernnet sehen wird. „ Darauf geht der Geschicht-

schichtschreiber weiter, und zeigt, daß sich eben dieses auch unter den Römern zugetragen; und erstreckt, mit großem Rechte, seine Anmerkung nicht nur über die höhern Wissenschaften, sondern auch über die Grammatiker, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Erztgießer, und alle nützliche Künste. Es wäre auch leicht darzuthun, daß sich eben dieses bey allen andern Nationen zugetragen habe, wo die Gelehrsamkeit jemals geblühet hat, und deren Geschichte bekannt ist.

Man hat, mein Lord, sehr wunderbare Muthmaßungen über diese uns so verwirrende Erscheinung, und es sind manche sonderbare Betrachtungen angestellt, um selbige aufzulösen d). Man hat gezweifelt, „ob nicht etwa irgend ein Einfluß der Gestirne e), einige Kraft der Planeten, oder günstige „Aspecten der himmlischen Körper f), zuweilen unsere Erdfugel berühren, und einen oder den andern

d) Man sehe *Discours Physique sur les Influences des Astres*; wo die Kräfte der Planeten nach den Lehrsätzen des Des-Cartes eingerichtet, und durch die *Materia subtilis* erkläret worden. 12. Paris chez Coignard.

e) *Les Astres et principalement les Lignes & les Planetes sont (après Dieu) la seconde Cause des Moeurs. Le Poëte marque la Force qu'elles ont sur la Complexion des Hommes, quand, &c. - - Voila comment Virgile fait l'Horoscope de l'Empire Romain, en sa naissance.*

*P. Boffu du Poëme Epique Liv. IV.*

f) . . . . Distat enim, quae

Sydera te excipiant, modo primos incipientem

Ederę Vagitus, et adhuc a Matre rubentem

Ventidius quid enim? Quid Tullius? Anne aliud quam

Syduş et occulti miranda potentia fati?

*Juvenal.*

„dern liebgewonnenen Stamm auf derselben mit einem himmlischen Geiste schwängern möchte. „Man hat übernatürliche Empfängnisse, und wunderbare g) Nahrungsmittel, als eine Ausflucht für unsern Glauben erfunden, wenn der Held oder der Weise Dinge verrichtet, die wir, die Kräfte der Menschen zu übersteigen, uns einbilden. Allein unser Hof-Geschichtschreiber versteht es besser: und ob er gleich an dem Ende eine ein wenig seltsame Sprache führet h, so scheint er sich doch in der Hauptsache auf einen sicherern Grund zu stützen. Das, was er für die Ursache derselben angiebt, ist die Nacheiferung, welche gewiß sehr vieles zu der Vollkommenheit einer jeden Kunst und Wissenschaft beiträgt, und sehr stark unter den ΑΟΙΔΟΙ oder alten Dichtern war, die, da

g) Herkules, Alexander und Scipio \* wurden für wirkliche Söhne des Jupiters ausgegeben, ob man sie gleich für Kinder des Amphitryon, Philippus und Pub. Scipio hielt. Demaratus kam dem Helden Astrobacus † zu, und Orpheus, Homer und Plauto hatten, nach der alten Ueberlieferung, bloß Mütter von dem menschlichen Geschlechte. Pindar wurde von den Bienen selbst mit Honig gespeiset. Achilles ward mit Löwenfette und Hirschmarke ernähret; und die Stifter Roms wurden von einer Wölfinn gesäugget; wiewohl der Stifter der persischen Monarchie nur eine Hündinn hatte, die ihm diesen Dienst leistete ††.

\* Livius Histor. Lib. XXVI. † Herodot. Erato.

†† Iustin. Lib. I.

h) Naturaque quod summo studio petatum est, ascendit in summum, difficilisque in perfecto mora est, naturaliterque, quod procedere non potest, recedit.

Vellei. P. Histor. R. Lib. II.



da sie haufenweise zum Vorscheine kamen, Anlaß zu Wettstreiten gaben i). Allein diese Meinung gieben weitem kein völliges Genüge, welches Valerius auch in der That nicht behauptet.

Ich will nicht wiederholen, was schon vor mir gesagt ist: denn ich zweifle nicht, daß man mir nicht zuvor gekommen seyn, und daß Zw. Hochgeborenen nicht schon allbereits die Anwendung gemacht haben sollten. Es sind bloß die verschiedenen Perioden oder Schritte, die natürlicher Weise in dem Fortgange der Sitten auf einander folgen, welche man für die Ursache des, auf einander folgenden Wises und der Gelehrsamkeit angeben kann.

Ich habe die von Griechenland in der Geschichte der Sprache angemerkt k). Sie kommen mit der bewundernswürdigen Nüchternheit der hintereinander folgenden Stämme von Dichtern, Rednern und Weltweisen überein, die der römische Geschichtschreiber erzählt. Denn sie sind festgesetzte und einförmige Ursachen, und unterlassen niemals ihre Wirkungen zu thun, wenn eine äußere Gewalt dieselben nicht hindert.

In

- i) In den Tagen des Hesiodus, welcher, wo nicht völlig zu einer Zeit mit ihm, doch gewiß nicht lange nach dem Homer lebte, war ein Dichter, oder ΑΟΙΔΟΣ ein eben so gemeines Handwerk, als ein Töpfer oder Fischer, und der Macheiferung und dem Neide eben so sehr unterworfen.

Και Κεραμειος Κεραμει ποτεει, και Τεχτων Τεχτων.

Και Πρωχος Πρωχα φθονει, και ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔΩ.

Hesiod. Epy. και Ημπερ.

- k) Siehe oben den 3. Abschnitt,



In den frühesten Zeiten des griechischen Staates fehlte den wilden und barbarischen Einwohnern der Beystand der Musen, um sie zahm und zärtlich zu machen. Sie hatten es nöthig, daß ihnen eine Ehrfurcht gegen höhere und unwiderstehliche Kräfte und eine Lust zu dem geselligen Leben eingeprägt würde. Sie brauchten eine Götterlehre, um sie durch Furcht und Schrecken, (als welches der einzige Ort ist, dabey man einer rohe Menge fassen kann,) zu einem Gefühle der natürlichen Ursachen, und ihres Einflusses zu bringen, den sie in unser Leben und in unsre Handlungen haben. Die Weisen und Rechtschaffenen unter den Alten sahen diese Nothwendigkeit, und halfen derselben ab. Die Aeltesten von dem begeisterten Volke waren die

Pii Vates, et Phoebus digna loquuti 1):

Sie machten die Religion zu dem Inhalte, und das Beste des menschlichen Geschlechts zu dem Endzwecke ihrer Gesänge. Wie unähnlich waren sie in diesem Stücke einigen neuern Schriftstellern von unserm Gewüchse! Welche, ich weiß nicht zu was Ende, wider die Religion ihres Landes geschrieben haben; und, ohne etwas Besseres, oder leichter thulichers, an die Stelle desselben schaffen zu wollen, uns unsrer glücklichen Einrichtung zu berauben suchen; bloß, wie

1) *Virgil. Aeneid. VI.* Aus diesem Grunde nennt Aristoteles sie, und die ersten Weltweisen *πρωτοι θεολογησαντας*, die Ersten, so von der Natur Gottes redeten.

*Aristotel. Μετα τα φυσικα.* Siehe weiter unten den 7. Abschn.

wie es scheint, um das Vergnügen zu haben, niederzureißen, und Unfug anzurichten.

Allein die ersten Männer in Griechenland, die einige Wissenschaft besaßen, welche die Natur der Menschen besser kannten, und die Vortheile der Nationalgebräuche einsahen, schrieben auf eine verschiedene Weise. Die Bildung der Dinge, die Geburt der Götter, ihre Eigenschaften und Verrichtungen, füllten ihre Gesänge zuerst an. Nach diesem wurden die Helden gepriesen, welche Tyrannen ausgerottet, Ungeheure vertilget, und Räuber bezwungen hatten. Sie besangen die Sündfluth des Deucalion, und die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes; die Kriege der Centauren und das Schicksal der Giganten.

Et faeuos Lapithas, et nimium Meno  
Hylacum, domitosque Herculea manu  
Telluris Iuuenes; vnde Periculum  
Fulgens contremuit Domus  
Saturni veteris m).

Dieses mein Lord, waren ihre Materien. Es waren zum Theil Βροτων Θελκτηρια, wie sie Parnelope n) nennet: zum Theil

Εγ' ανδρων τε Θεων τε, τατε κλειουσι Αοιδοι ο).  
Thaten der Menschen und Götter, so Dichter pflegen zu preisen.

Sie sind eben so alt, als weit unsere Kenntniß von den griechischen Alterthümern reichen kann; und die

m) Horat. Carm. Lib. II. Od. 12.

n) Den Menschen schmeichelnde Gesänge. Odys. α.

ο) Eben daselbst.

die Aoidoi, oder alten Dichter, welche sie machten und besangen, gehören unter die frühesten Charakter.

Dieses erhellet aus der Nachricht, welche Homer selbst von ihnen erteilet: vornehmlich, wenn er erzählt, wie der größte Fürst unter den vereinigten Griechen seine schöne Gemahlinn der Aufsicht eines Dichters anvertrauet habe; und wenn er uns sorgfältig anzeigt, daß diesem Frauenzimmer nicht eher beizukommen gewesen sey, als bis diese getreuen Aufseher auf die Seite geschaffet worden. Manche von denselben lebten mit dem Homer zu einer Zeit; und es scheint kein Hof eines Prinzen ohne einen, oder mehrere derselben gewesen zu seyn. Sie fanden sich bey allen großen Festen, und hohen Feierlichkeiten in ganz Griechenland ein, um den Opfern beizuwohnen, und das Volk zu unterhalten. Wir wissen einiger von ihnen ihre Namen, die ihre Lehren von den vorhingemeldeten Materien haben ertönen lassen; allein ihre Gesänge sind verloren gegangen, und mit denselben mancher schöne Vers der wahren Dichtkunst und Nachahmung.

## Siebenter Abschnitt.

**W**ir haben bisher die öffentlichen Vortheile Homers erwogen und gefunden, daß sie ihm, sich auf das beste für poetische Aufsätze schickende Gebräuche, und die edelste Sprache darreichten, selbige auszudrücken. Wir haben diese zuerst nach ihren eigenen Schönheiten betrachtet, und sie hernach beydes nach den Zierrathen ihrer Gegentheile,

als nach der Stärke ihrer Folgen geprüft, und sie für ächt und wahrhaftig befunden. Nunmehr haben wir sein persönliches gutes Glück vor uns. Ich will so viel sagen: „Was seine privat Erziehung, seine Art zu leben, und der Fortgang in derselben, vor eine Wirkung auf ihn, in so fern er ein Dichter gewesen, gehabt haben muß „.

Die Ueberlieferung, die wir von seiner Erziehung haben, ist sehr unvollkommen. Plutarch übergeht, nachdem er die Begebenheiten seiner Mutter um die Zeit seiner Geburt berichtet, den ersten Theil seines Lebens mit Stillschweigen. Wenn aber die Nachricht davon, welche dem Herodotus zugeschrieben wird, wahr ist, so wurde er auf die einzige Weise erzogen, die man damals in Absicht auf die Gelehrsamkeit hatte. Die Wissenschaften waren in den damaligen Zeiten nur wenig bekannt, und es scheint etwas seltsames zu seyn, daß sich an so einem Orte, als Smyrna, wo, zu Folge der grausamen Gewohnheit dieser Zeitalter, die Lydier kurz vorher von einem andern Stamme vertrieben waren, irgend eine Person hätte befinden sollen, welche dieselbe verstanden, oder gelehret hätte.

Jedoch die schlechten Umstände der Familie des Homerus führten ihn und seine Mutter zu dem Hause des Pbemius, und ließen ihn zu seinem Nachfolger in der Schule. Ich halte dafür, daß Pbemius einer von den ΑΟΙΔΟΙ oder alten Dichtern, gewesen sey, welcher, wenn er zu Hause war, die Jugend in den Wissenschaften unterrichten mochte: denn ich setze zum voraus, daß die Gelehrsamkeit damals noch nicht gemein genug gewesen, daß sie

sie für sich selbst ein Handwerk hätte ausmachen sollen. Wenn irgend einige Erkenntniß in dem Lande anzutreffen war, so mußte sie sich in den Händen eines solchen Mannes befinden a). Und es ist also in der That ein erheblicher Theil der Frage: Was vor eine Gelehrsamkeit damals vorhanden, und was vor eine Art von Erkenntniß, in diesem Zeitalter, zu erlangen möglich gewesen!

Einer von den gelehrtesten und arbeitsamsten römischen Schriftstellern hat es, nachdem er die Alterthümer mit vielem Fleiße untersucht, zweifelhaft gelassen, wenn oder wo die Dichtkunst zuerst hervorgebracht worden. Allein er sehet hinzu: „Es ist gewiß, daß es schon vor dem trojanischen Kriege Gedichte gegeben hat b)“. Da dieses die Gestalt war, in welcher die Gelehrsamkeit zuerst in Griechenland erschien, so würde es überaus angenehm gewesen seyn, die Meinung dieses großen Gelehrten über diese frühzeitigen Früchte zu wissen; nicht nur was sie vor welche gewesen, sondern auch ob die Gedichte, die in seinen Tagen noch vorhanden waren, die ächten Werke der Verfasser gewesen, deren

§1 2

Ma-

a) Τον δε ΦΗΜΙΟΝ, η παλαια ιστορια διδασκαλον γενεσθαι λεγει τε ποιητε. ανδρα σοφον, και μεσαις κατοχον - - - Φιλοσοφος γαρ ο φημιος, καθα και πας ΑΘΙΔΟΣ. Ευσαθ. εις την Ραψωδ. Οδυσσ.

Man sagt er habe ein Gedichte geschrieben, ΝΟΓ- ΤΟΝ των απο Τροιας μετ' Αγαμεμνονος ανακομισθενται.

Ηρακλ παρα Πλεταρχ περι Μουσικης.

b) De Poematum origine magna quaestio est: ante Tro- ianum bellum probantur fuisse. Plinii Histor. Nat. Lib. VII. Cap. I. VI.

Namen sie trugen? Denn es war die Gewohnheit der alten Dichter, und vornehmlich der Epischen und Rhapsodisten, daß sie ihren Namen verschwiegen, welche auch die Natur ihrer Werke in der That eben nicht anreizte zu erwähnen. Wir haben einen überzeugenden Beweis hiervon an den *Κυπρια Επη*, einem Gedichte von den cyprischen Kriegen, welches von dem Volke in den nachgehenden Zeiten für ein Werk von einem nicht geringern Manne gehalten wurde, als Homer selbst war. Es erhellet, daß man diese Meinung noch in den Tagen Herodots beibehalten habe, als welcher dieselbe durch Vergleichung einer Stelle aus diesem Gedichte mit einer andern aus der *Ilias* widerlegt c). In Ermangelung eines solchen Wegweisers, der uns die Arten der Gelehrsamkeit anzeigen könnte, die in den Zeiten Homers im Schwange waren, müssen wir es versuchen, den Ursprung der Nationalgebräuche seiner Landesleute ausfindig zu machen; weil, wenn man urtheilen will, was vor einer Art von Erkenntniß sie, oder ein ander Volk, zugethan gewesen, man den ersten Schritt, von der Untersuchung ihrer Quelle, thun muß.

Zu der Zeit, da die bürgerliche Verfassung von Griechenland nur noch erst eingerichtet wurde, waren Assyrien, Phönicien und Aegypten schon mächtige Reiche, die unter einer ordentlich eingerichteten Regierung blüheten, und das Glück genossen, das ihnen ihr fruchtbarer Boden, und ihre Art denselben zu verbessern, verschaffete. Nachdem nach einer Reihe von Jahren, der lange Friede, dessen sie ge-

nos-

c) Herodot. Euterpe, Lib. II.

hossen, und die Künste, welche solche Zeiten hervorbringen, einen großen Theil von ihrer Verwaltung in die Hände des heiligen Standes gebracht hatten, nahm derselbe alle mögliche Maaßregeln, sein Ansehen zu erhalten, und war auf nichts mehr bedacht, als wie er den Ruf von seiner Weisheit und Erkenntniß erhöhen wollte. Dieses machte die Leute von diesem Stande erstlich neidisch auf ihre Entdeckungen, und hernach sorgfältig, eine Art auszufinden, „wie sie dieselben auf ihre Nachkommen bringen könnten, ohne sie dem gemeinen Manne mitzutheilen“. Hier war der Ursprung der Allegorie und der Parabel; und der Grund zu der bekannten Sage unter den Alten, *Ἀλληγορεῖν εὐρημα τῶν Αἰγυπτίων*. Das Allegorisiren ist eine ägyptische Erfindung.

Der Verstand, den ich dieser Maxime geben würde, ist dieser. Da es allen Nationen natürlich ist, Anspielungen zu gebrauchen, und in Gleichnissen zu reden, so haben die ägyptischen Priester darauf gebauet, die figürlichen und verblühten Redensarten fest gesetzt, und selbige zu einer vollkommenern Kunst gemacht. Sie ließen es auch nicht hierbei bewenden, sondern erfanden als eine zweite Hülle, und als ein Mittel wider die zunehmende Erkenntniß des Landes, oder borgeten neue Charaktere, diese Allegorien zu schreiben. Sie nannten es *ΙΕΡΑ ΓΡΑΜΜΑΤΑ* heilige Schriften, weil sie keiner, als die Priester verstehen, und man sich ihrer nirgends als bey göttlichen Sachen bedienen durfte.



Em. Hochgebohrnen werden sich entsinnen, daß Danaus der Aegyptier d), Radmus der Phönizier, von ägyptischem Stamme, und der Phrygier Pelops, die ersten Bepflanzer oder Verbesserer Griechenlandes waren. Allein außer dem tiefen Eindrücke der asiatischen und ägyptischen Sitten, welche diese Stifter der Städte und Königreiche ihren neuen Unterthanen geben mußten e), so wird es von jedermann zugestanden, daß die ersten Weisen unter den Griechen aus diesen Ländern ihre Wissenschaft, und ihre Gottesgelahrtheit insbesondere aus Aegypten geholet haben f).

Es ist wahr, die Weisheit war damals noch nicht getrennet, der Weltweise und Gottesgelehrte, der Gesetzgeber und Dichter, waren alle in einer Person vereinigt g). Ein solcher war Orpheus und sein Schüler Musäus; wie auch Onomakritus und Thales h). Und überhaupt so bedieneten sich alle die

d) ΑΙ ΔΑΝΑΟΙ θυγατέρες ησαν, αι την τελειην ταυτην (την Δεσμοφοριαν Δημητρος) εξ Αιγυπτου εξαγαγεσαι, και διδασκασαι τας Πελασγιωτιδας γυναικας.

Herodot. Euterpe.

e) Αλλαι μεν (Μυθοποιαι) επι Μαγοις γεγονασιν (nämlich in Assyrien oder Babylon) αλλαι δε παρα Φρυγι, και ηδη παρ Αιγυπτιοις. etc.

Φορβτ. περι των παραδιδομενων Μυθων Cap. 17.

f) Σχεδον δε και παντα τα νοματα των Θιων εξ Αιγυπτου εληλυθε εις την Ελλαδα.

Herodot. Euterpe.

g) Man sehe weiter unten, gegen das Ende dieses Abschnittes.

h) Θελης, Μελοποιος ανηρ, και νομοθετικος. Strabo Lib. X. Lycurg, sagt man, fand den Thales auf seinen Reisen in Creta, und schickte ihn nach Lacedaemon.

die alten Gesetzgeber der Mäsen, ihre göttlichen Unterweisungen auszubreiten, und ihre Sittenlehre beliebt zu machen i).

Die großen Männer, die nach ihnen kamen, und in dieser alten Schule des Gottesdienstes der Staatsklugheit erzogen waren, legeten sich, da sie die Regierungen Griechenlandes allbereits fest gesetzt fanden, auf die Weltweisheit; wie Demokritus, Pythagoras und der Milesier Thales. Diese durchwanderten, außer ihren Reisen nach Aegypten, den größten Theil des Orients k). Demokritus und Thales, welche in Zeiten fielen, wo man noch nicht so heimlich war, machten ihre Meinungen deutlich bekannt: Orphens, Musäus und Onomakritus aber, ja selbst Pythagoras, nahmen sehr vieles von der heimlichen an sich haltenden Art ihrer Lehrmeister an. Sie lehrten durch die Allegorie, und affectirten etwas geheimnißvolles in ihren gemeinsten Handlungen.

Pythagoras, ob er gleich am spätesten lebte, scheint vornehmlich die Errichtung einer Secte, oder vielmehr einer Aehnlichkeit von einer Republik, im Sinne gehabt zu haben: welches machte, daß er ganz besondere Wege nahm, seine Schüler zu bilden, und die Bewunderung der Leute zu erwecken. Und es machte in der That, bey alle diesem, das

§ 4

Still.

i) Προτερον μεν εν ποιημασι εξεφερον οι φιλοσοφοι τα δογματα, και της λογης, ωσπερ ΟΡΦΕΥΣ και Ησίοδος.

Πλαταρχ. περι Πυθ. και ΕΙ.

k) Pythagoras. et Democritus - - ambo, peragratís Persidis, Asthiopias, Arabiae, Aegyptique Magis. Plin. Lib. XXV. cap. II.

Stillschweigen und der Aberglauben einen nöthwendigen Theil ihrer Anweisungen aus. Allein zum Glück für Griechenland hatten sie, ob sie gleich ihre Lehren in die Fabel einkleiden konnten, doch keine unbekannten Zeichen, damit zu schreiben; so daß ihre Lehren und Nennungen zum Vorscheine kamen, da ihre Verse öffentlich an das Licht traten, und ihre Weise bekannt wurde.

Linus soll, mit alten pelasgischen Buchstaben den Feldzug des ersten Bacchus beschrieben, und Nachrichten von andern Begebenheiten der fabelhaften Jahrhunderte hinterlassen haben l). Er schrieb von der Entstehung der Welt, und dem Ursprunge der Dinge, von der gemeinen Grundlegung der Aegyptier, und darauf von der griechischen Gottesgelahrtheit. Wie er für den Vater ihrer Dichtkunst gehalten wird, so steht er auch in den ägyptischen alten Nachrichten, die von ihren Priestern aufbehalten worden, an der Spitze der Würdigsten, welche in dieses Land Erkenntniß zu suchen gekommen sind m). Laertius hat die erste Zeile aus seinem Gedichte von der Schöpfung n) aufbehalten.

Ἦν ποτε χρόνος ἄτος, ἐν ᾧ πάντα ἐπιφύκει.

Es enthält eine Vorstellung von dem alten Chaos, oder ursprünglichen Zustande der Natur, da die Elemente unter einander vermengt lagen, und Verwirrung und Finsterniß eine unbeschränkte Herrschaft ausübten. Eben dieser Schrift.

l) *Diodorus Sicul.* Biblioth. Lib. III.

m) *Ibid.*

n) In Prooemio.

Schriftsteller füget hinzu, man habe von dem Anaxagoras geglaubet, daß er von demselben Gelegenheit genommen, seinen berühmten Satz auf die Bahn zu bringen: „daß ursprünglich alle Dinge, in einer „mit sich selbst uneinigen und unordentlichen Masse, „unter einander vermengt gelegen, bis endlich ein „verständiges Wesen gekommen und sie in Ordnung gebracht habe o). „

Zu einer Zeit mit dem Linus lebte Anthes von Anthedon p), – einer Stadt in Böotien. Er schrieb Lobgesänge q) zum Preise der Götter; das ist der Kräfte und Hervorbringungen der Natur, deren stärkere Aspecten und rührende Empfindungen der Ursprung der Entzückung und der Verse gewesen zu seyn scheinen. Feste und Opfer beförderten die Entzückung sehr, und schickten sich vollkommen wohl zu der damaligen Beschaffenheit der Menschen. Horaz saget, die römische Satyre habe an einem Erdenfeste der alten Italiäner ihren Anfang bekommen, als sie der Erde geopfert, und dem Schutzgötter der Wälder r) Milch ausgegossen; und die Erfindung des heroischen Sylbenmaaßes wird einer

II 5 Wei-

o) Virgil hat ihn abgeschrieben:

Principio, Coelum ac terres, Camposque liquenteis  
Lucentemque globum Lunae, Titaniaque Astra  
Spiritus intus alit; totamque infusa per Artus  
MENS agitat Molem. Aeneid. Lib. VI.

p) Pausanias, Boeot. Lib. IX.

q) Plutarch. de Musica.

r) Tellurem porco, Siluanum lacte piabant;

Floribus et Vino Genium, memorem brevis Aevi.

Horat. Ep. I. lib. II. ad Aug.

Weibespersion, der Phemonoe, der ersten Priesterin des Apollo, zugeschrieben s).

Pampho t) ein Attiker von Geburt und Schüler des Linus, sang zuerst von den Gratiën, ohne ihre Anzahl zu bestimmen, oder ihnen Namen zu geben. Er beweinete den Tod seines Lehrmeisters in einem Trauerliede, ΟΙΤΟΛΙΝΟΣ genannt. Er besang die Entführung der Proserpina von dem Gotte der Hölle, und schrieb Lobgesänge auf den Jupiter, die Diana und Ceres. Philostratus sagt, Homer habe den Lobgesang auf den Jupiter abgeschrieben, und verbessert u).

Jedoch ΟΡΦΕΥΣ, dieser in der Dichtkunst so große Name, hat den Ruhm aller übrigen verdunkelt. Man sagt ebenfalls, daß er einer von den Schülern des Linus gewesen sey; wiewohl Plutarch ausdrücklich behauptet, daß er niemanden in seiner Dichtkunst oder Musik nachgeahmet habe, sondern selbst ein Original gewesen sey w). Es ist bey

s) Εξαμετρων καταρχαι λεγεται τις ΦΗΜΟΝΟΗ γυνη, Προφητις Απολλωνος.

Ευσταθ. προσοιμ. προς Ομηρον.

und Strabo: Πρωτην δε ΦΗΜΟΝΟΗΝ φασιν γενεσθαι πυθιαν. Lib. IX.

t) Pausanias Boeot.

u) Pampho hat gesagt:

Ζευ κυδισε, μεγαισε Θεων, ειλημμενε κοπραν,  
Μηλειη τε, και ιππειη, και ημιονειη.

An dessen Statt, hat es Homer mit mehrerer Anständigkeit also verändert:

Ζευ κυδισε, μεγαισς, κελαινεφες, αιθερι ναιων.

Φιλοστρατ. Ηρωικων.

w) Οδσ Ορφευς εδδαμ φαίνεται μεμνημενος. Περι Μουσικis.

bey alle dem gewiß, daß er eben so wohl, als sein vorgegebener Lehrmeister, eine Reise nach Aegypten gethan habe; wo er sich lange aufhielt, und zu den Geheimnissen ihrer Weltweisheit und Religion hinzugelassen wurde.

Nach seiner Zurückkunft leistete er seinem Vaterlande, oder vielmehr dem Volke, unter welchem es ihm zu leben gefiel, (denn man hält ihn für gebürtig aus Thracien), größere Dienste. Selbst seine Handlungen sind in eine Allegorie eingekleidet, und in eben der Art der Fabel erzählt worden, die er bey seinen Göttern und Helden zu gebrauchen pflegte. Ob er etwas von seinen eigenen Arbeiten in Schriften hinterlassen habe, das ist für mich ein großer Zweifel. Ich finde keinen Grund zu schließen, daß er es nicht gethan habe. Allein der Ruf von seiner Einsicht war so groß, daß wir von dem Suidas x) die Aufschriften von sechszehn oder siebenzehn Gedichten haben, die unter seinem Namen, hauptsächlich von den Pythagoräern welche seine Lehre annahmen, geschrieben worden; und die Anzahl derer, die es von andern sind, können wir gut zweymal so hoch rechnen. Sie sind philosophisch, prophetisch und gottesdienstlich, und man glaubet, daß sie seine wahre Meinungen, und die natürliche Art seiner Verse enthalten.

Er sieng seinen Gesang von dem alten Chaos, und dessen Verwandlungen und Veränderungen an, und fuhr in denselben fort, mit den verschiedenen Stufen der Schöpfung; dem Geschlechte des Saturnus, oder der Zeit, dem Aether, der Liebe

x) In Orphico.

be und der Nacht; der Geburt und dem Geschlechte der Giganten; und endigte denselben mit der Bildung der Menschen y). Er suchte durch seine Geheimnißvollen lehren, eine Ehrfurcht gegen die Götter in dem Herzen seiner Zuhörer zu erwecken, damit er sie von der Barbarey und dem Blutvergießen abziehen, und ihnen eine Lust zu einer freundlichen und geselligen Aufführung beybringen möchte. z) Wenn uns Aristophanes seine geleisteten Dienste kürzlich erzählen will, so sagt er:

ΟΡΦΕΥΣ μὲν γὰρ τελετας δέ' ἡμῖν κατεδείξε,  
Φόνων τ' ἀπεχεσθαι.

Es lehrete Orpheus uns die heiligen Gebräuche, vom Morden abzustehn a).

Wie sein Name viele Zeitalter hindurch in Griechenland in Absicht auf die Heiligkeit und Weisheit, der berühmteste war, so mußten seine lehren, wo sie nicht von ihm selbst der Schrift anvertrauet sind, durch die mündliche Überlieferung seyn gültig gemacht worden. Der Fürst der Weltweisen zieht zwei Zei-

y) Er sang, Ἀρχαίαι μὲν πρῶτα ΧΑΟΥΣ ἀμειγάρτον ἀναγκήν,  
καὶ ΚΡΟΝΟΝ, ὅς τ' ἐλοχεύσεν ἀπειρησίοισι υφ' ὀλοῖσι  
Αἰθέρα, καὶ διφύη περίοπτα κούδρον ΕΡΩΤΑ,  
ΝΥΚΤΟΣ ἀειγενήτης Πατέρα κλυτοί· οἱ γὰρ Φ' ἈΝΗΙΑ  
Ὀπλοτρετοὶ καλεῖσσι βροτοί, πρῶτος γὰρ ἐφάνθη.  
ἘΡΙΜΟΥΣ τ' εὐδυναποιο γούρας· ἡδ' ἐργασίηλα  
ΓΙΓΑΝΤΩΝ, οἱ λυγροὶ ἀπ' Οὐρανὸς ἐσάξατο  
Σπέρμα γένους τοῦ προσδεῖν, ἅθ' ἐν γένει ἐξεγενοντο  
ΘΝΗΤΩΝ, οἱ κατὰ γαῖαν, ἀπειρίτον αἰέν εἰσι  
ΟΡΦΕΥΣ Ἀργοναυτ.

z) Horat. ad Pison.

a) ΒΑΤΡΑΧ.



len aus seiner Theogonie an, ohne den geringsten Argwohn merken zu lassen, daß sie nicht ächt b) wären; welches auch Aristoteles, der große Kunstrichter, beides aus ihm c), als aus seinem Nachfolger thut d). Ja, so spät als die Regierung des Kaisers Augustus ist, erwähnt Diodor, der Sicilianer, noch des Gedichtes von dem Orpheus, als eines Stückes, das damals sowohl wegen seines Inhaltes, als wegen des besondern Wohlklanges, in welchem es aufgesetzt war, ungemein bewundert wurde e). Und ich kann auch in der That nicht zweifeln, daß die Schriften die unter seinem Namen herumgingen, sie mögen nun von dem Musäus oder Nomakritus geschrieben seyn, nicht seine ächten Lehren enthalten haben sollten f).

Musäus war der berühmte Schüler des Orpheus, und vielleicht gar sein Sohn. Virgil redet von ihm, als dem Größten unter den Dichtern. Er scheint sich mit der Einrichtung oder Verbesserung der Sitten weniger abgegeben zu haben, als sein Lehrmeister; weil ihn vielleicht das unglückliche Ende dieses theologischen Helden davon abschreckte. Doch versfertigte er Weißagungen und Lobgesänge, und schrieb heilige Unterweisungen, welche

b) ΟΚΕΑΝΟΣ πρώτος καλίσσας ἦρξεν γὰρ μοιο.

Ὅς ῥα κασιγνήτην ὁμομήτορα Τηθῶν ὀπείν.

c) Ἀριστοτὲλ. Οἰκονομικῶν. α.

Κρατύλος.

d) Φησὶ γὰρ καὶ Μυταῖος εἶναι, ΒΡΟΤΟΙΣ ΗΔΙΣΤΟΝ ΑΕΙΔΕΙΝ.

Ἀριστοτ. πολιτ. θ.

e) Καὶ γὰρ ποίημα συντάττει τὸ θαυμαζόμενον καὶ κατὰ τὴν ὡδὴν ἐμμελεια διαφέρει.

Διοδωρ. Σικελ. βιβλίου θ. δ.

f) Sie wurden die ΟΡΦΙΚΑ ΕΠΗ genannt. Εἰ τοῖς Ὀρφικοῖς καλυμμένοις ἐπασί, sagt Aristoteles, πρὸς ψυχῆς. α.

che er an seinen Sohn richtete. Er verordnete Reinigungen und Versöhnopfer, besang die Kriege der Titanen, und hinterließ etwas von der Sternseherkunft. Sein größtes Werk aber, und das in diesen Tagen die meiste Ehre brachte, war eine Theogonie, oder Geschichte von der Schöpfung g). Pausanias ist der Meynung, daß ein Lobgesang auf die Ceres das einzige ächte Ueberbleibsel von diesem philosophischen Dichter sey h). Er hat einen Sohn und eine Tochter, den Eumolpus und Helenen, welche beyde den Helikon bestiegen haben. Der Sohn schrieb von den Geheimnissen der Ceres, und von den Gottesdienstlichen Gebräuchen des Bacchus, und von dem Frauenzimmer erzählet man, daß sie den trojanischen Krieg besungen habe i).

Zu einer Zeit mit diesen lebte **ΣΥΓΓΡΑΜΜΑΤΩΝ**, dessen Charakter noch mehr auf das eigentliche Amt eines Dichters eingeschränkt ist k). Helianus sagt, er habe gleichfalls den trojanischen Krieg besungen, und sey „der erste gewesen, der seiner Muse „über diesen edlen Inhalt den freyen Lauf gelassen „habe. „ D. Laertius nennet ihn **ΣΥΓΓΡΑΜΜΑΤΩΝ** und

g) *Diog. Laërtius* in Proœm. Wo er einen Lehrsatz aus des **Μυσαίου** Weltweisheit anführet: *Εξ ενός τα πάντα γίνεσθαι, και εις τ'αυτον αναλυεσθαι.*

h) *Atticis et Messeniæ.*

i) *Hephæstio apud Photium* Codice CXC. *Suidas* in *Eumolpo*.

k) *Οτι ΣΥΓΓΡΑΜΜΑΤΩΝ τις εγενετο ποιητης μετ' Ορφεα και Μοισαιον, ος λεγεται τον ΤΡΟΙΚΟΝ ΠΟΛΕΜΟΝ πρωτος ασαι. Μεγιστης υτος υποδοσεος λαβομενος, και επιτελημενης ταυτη.*

*Αιλιαν. Ποικιλ. Ισορ. βιβ. ιδ. κεφ. α.*

und setzt ihn in die Tage des Homerus selbst her-  
unter; dessen Nebenbuhler und Feind, wie er saget,  
er war, so lange als er lebte, wie Xenophanes be-  
wies, nachdem er todt war l).

Mit mehrerer Gewißheit können wir berichten, daß  
der Sohn des Amythaon, der prophetische M<sup>e</sup>.  
AMPUS, die Geheimnisse der Proserpina aus  
Aegypten nach Griechenland gebracht habe. Er  
lehrete sie die Erzählung von den Titanen, und  
nach dem Diodor, το συνολον, την περι τα ΠΑΘΗ  
ΤΩΝ ΘΕΩΝ ιστοριαν, „die ganze Geschichte von den  
„Thaten und verdrüßlichen Begebenheiten der Göt-  
„ter m)., Er wird von dem Homer selbst gerüh-  
met, welcher sonder allen Zweifel mit seiner Göt-  
terlehre bekannt war n).

Um die Zeiten des Linus kam DIEU aus Ly-  
zien o), und versfertigte die ersten Lobgedichte, die zu  
Delos bey ihren Feyerlichkeiten, welche unter die  
ältesten in p) Griechenland gehörten, abgesungen  
wur-

l) In Prooemio, und in dem Leben des Xenophanes,  
γεγραφε δε και εν ελεγειαίς, και Ιαμβοίς καθ' ΗΣΙΟΔΟΥ και  
ΟΜΗΡΟΥ, επισκοπτων αυτων τα περι Θεων ειρημενα.

m) Diodor. Biblioth. Lib. I.

n) Odyss. Ραψωδ. α. wie auch Ραψωδ. ο.

o) Ουτος δε ο ΟΛΗΝ και της αλλης της παλαιης ουνης εποη-  
σε εκ Λυκειης ελθων της αειδομενης εν Δηλω. Herodot.  
Μεταπομειν. βιβλ. δ.

p) Λυκιος δε ΟΛΗΝ ος και της υμνης της αρχαιοτατης εποη-  
σεν Ελλησι. Πανυσαν Βιωτ.

Plutarch versichert, auf das Ansehen des Antikles  
und Istrus, zweener alten Schriftsteller, die Bildsäule  
des Apollo zu Delos habe in der einen Hand einen Bo-  
gen gehabt, und mit der andern die drey Eratien gebal-  
ten, von denen eine jede ein musikalisches Instrument  
gehabt;

wurden. Homer besuchte diese Feste selbst, um die schönen Kinder der Latona zu preisen, und den Joniern zu singen, welche sich bey diesen Gelegenheiten in großer Menge nach Delos begaben. Er rühmet sich, daß er ΗΔΙΣΤΟΣ ΑΟΙΔΩΝ, der anmuthigste Sängler sey, der dahin käme. q)

ΘΥΜΟΔΕΥΣ, ein Enkel des Laomedon, welcher zu den Zeiten Orpheus lebte, wird als der größte unter den frühzeitigen Reisenden angeführt. Er soll außer den damals bekannten Ländern, nämlich Asien und Aegypten, die er besuchte, durch Africa nach den abendländischen Gegenden gereiset seyn. Dasselbst sahe er die Insel, auf welcher, wie die alten Einwohner behaupteten, Bacchus war erzogen worden; und nachdem er von den Nysäern die Thaten dieses Gottes erfahren, versfertigte er, nach seiner Zurückkunft, in der alten Mundart, und schrieb mit den alten Buchstaben das Stück, welches die phrygischen Gedichte genannt wird. r)

Die Griechen bekamen in der That ihre ordentliche Musik aus Klein Asien. Der Befestiger von Theben, der berühmte Amphion, wird der Erfinder der Musik genannt, ich verstehe in Griechenland. Man legt ihm die Ehre bey, die erste

Ley-

gehabt; die eine eine Leyer, die andere eine Flöte, und die dritte eine Syrix, oder Pfeife. Was das Alterthum derselben anbelanget, so sagte man, Οὕτω δὲ παλαιοὶ εἰσι τὸ ἀφιδρυμὰ τέτο, ὥστε τὰς ἐργασάμενας αὐτοῦ, τὰν καὶ Ἡρακλῆα μεροπρίαν φασὶν εἶναι.      Περὶ Μουσικῆς.

q) Siehe den 8ten Abschnitt.

r) Diodor. Biblioth. Lib. III.

Leyer s) gemacht zu haben; und es ist gewiß, daß er sich beydes seiner lieblichen Melodien als seiner überredenden Versart bedienet, die wilden Einwohner zu bewegen, ihre Stadt mit einer Mauer zu umgeben und ein ordentliches Leben zu führen. Allein mit was vor Tuge er der Erfinder des lydischen Sylbenmaaßes genannt wird, das kann ich schwerlich begreifen t).

Der Phrygier MARSIUS u) machet einen Anspruch auf die Erfindung der gedoppelten Stimmte, und auf das Sylbenmaaß, welches von seinem Vaterlande den Namen hat. Er stund bey den Alten in großer Hochachtung, und scheint seine poetische Ader und Vollkommenheiten zu sehr gewußt zu haben, welches aus der Erzählung von seinem Streite mit dem Apollo zu ersehen ist. Es glauben einige, daß das unglückliche Ende dieses Tonkünstlers, welcher

s) Plato sagt, wenn er von der Erfindung der Künste redet, τα μὲν ΔΑΙΔΑΛΩ καταφαν ὑεγους ταδε ΟΡΦΕΙ, ταδε ΠΑΛΑΜΗΔΕΙ. ταδε περὶ Μῦσικην ΜΑΡΣΙΑ καὶ ΟΛΥΜΠΩ, περὶ λυραὶ δὲ ΑΜΦΙΟΝΙ. Νημαν. γ.

t) Musicam inuenit *Amphion*; *Fistulam* et *Monaulum* (*MONAYLON*). *Pan* *Mercurii*; obliquam *Tibiam* *Midas* in *Phrygia*; geminas *Tibias* *Marsyas* in eadem gente; *Lydios* *Modulos*, *Amphion*; *Dorios*, *Thamyras* *Thrax*; *Phrygios*, *Marsyas* *Phryx*; *Citharam*, *Amphyon*; vt alii *Orpheus*; vt alii *Linus*; septem *Chordis* additis *Terpander*; octauam *Simonides* addidit; nonam *Timotheus*. *Cithara* sine voce, cecinit *Thamyras* primum, cum cantu *Amphion*; vt alii *Linus*. *Citharædica* *Carmina* composuit *Terpander*; cum *Tibiis* canere voce, *Træzenius* *Dardanus* instituit.

*Plinii* *Histor. Nat. Lib. VII. §. 56.*

u) *Suidas* in *Marsyas*.

welcher unsinnig wurde, und sich in einen Fluß stürzte, der seinen Namen führet w), den Grund zu dieser Fabel gelegt habe.

Sein Schüler DYMPOS theilet mit ihm die Ehre von der Erfindung des phrygischen Sylbenmaasses x), und maasset sich den Ruhm an, der erste gewesen zu seyn, der ein Nania, oder Leichengedicht, gesungen hat. Man sagt von ihm, er habe auf den Tod des Pythou αυλησαι ΕΠΙΚΗΔΕΙΟΝ Λυδισι „ein Leichengedicht nach der lydischen Weise auf der Flöte gespielt y). „ Seine Aussäße sind von dem Aristoteles ausgelesen worden, als die alleranmuthigsten, und geschicktesten den Gemüthern der Zuhörer Leidenschaften und Entzückung z) einzufloßen. Und er hat das Zeugniß von dem sich hierauf verstehenden Plutarch, daß er seine Kunst sehr hoch gebracht habe, indem er einige, der Welt bis dahin unbekannte, Arten von Musik eingeführet, und der Fürst und Erfinder der schönen griechischen Weise gewesen a). Der Liebling der Musen, in  
mehr

w) Xenophon Αναβασ. βιβλ. α.

x) Νομοι δε ΟΛΥΜΠΟΥ και ΜΑΡΣΥΟΥ Φρυγιοι και λυδιοι, και Ολυμπου Επιτυμβια. Πολυδευκ. Ονομαστικαν.

y) Πλαταρχ. Περι Μουσικης. Er sagt, es gebe zween dieses Namens.

z) Ολυμπυ μελη ομολογουμενως ποιει τας ψυχας ενθουσιαστικας. Πολιτ. δ.

Und ein wenig nachher, wenn er von den verschiedenen Harmonien und ihren Wirkungen redet; spricht er, Ενθουσιαστικες δ' ημας ποιει η Φρυγισι (αρμονια.) Daß also Olympus der Urheber derselben ist.

a) Φηνεται δ' Ολυμπος αυξησας Μουσικην, τω αγεινητον τι, και αγνοουμενον υπο των εμπροσθεν εισαγαγειν και αρχηγος γενεσθαι της ελληνικης και καλης Μουσικης. Πλαταρχ. ibid.

mehr als einem Verstande b), THAMYRIS der Thrazier, spielte am ersten auf der Leier, ohne darein zu singen. Dieses that er, um seine mannichfaltige Geschicklichkeit zu zeigen, denn er versfertigte auch zu gleicher Zeit Lobgesänge c), als welches die fromme Beschäftigung der alten Dichter war. Er sang auch von den Kriegen der Titanen d), und schrieb ein Gedichte von dreystausend Versen über die große Grundlegung der Religion und Sittenlehre, die ΚΟΣΜΟΓΟΝΙΑ, oder Erzeugung der Welt, oder ΘΕΟΓΟΝΙΑ, welches ein gleichvielbedeutender Ausdruck ist e).

Die Trözernienser pralen mit einem epischen Dichter, ΜΟΕΒΑΝΤΙΖΟΣ genannt, welcher vor dem Homer geschrieben haben soll, ich kann aber nicht sagen, über was vor einen Inhalt f). Allein ΜΕΛΕΣΑΝΔΕΡ der Milesier besang die Schlacht der Lapithen und Centauren g), welche ein sehr berühmtes Treffen in den frühen Jahrhunderten gewesen zu seyn, und den jungen Muses in Grie-

M m 2

chenland

b) Siehe das Verzeichniß *Iliad.* β. und den Artikel von den Pyliensern unter dem Nestor, wo Homer des Thamyris erwähnt; wie auch die Anmerkungen des Eustathius.

c) Πλάτων Νομων η.

d) Πλάταρχ. περι Μουσικης.

e) Suidas in Thamyre.

f) Οτι ην ΟΡΙΒΑΝΤΙΟΥ τῆ Τροϊζηνικῆς Ἐπη προ Ὁμηρῶς, ὡς φασὶ οἱ Τροϊζηνικὰ λογαί. Καὶ τοὺ Φρυγὰς δὲ ΔΑΡΗΤΑ, ἢ Φρυγίαν ἱλιάδα ἐτι καὶ νῦν ἀποσώζομεν οἶδα, προ Ὁμηρῶς καὶ τῆτον γένεσθαι, λέγουσι.

Αἰλιαν. Ποικιλ. ιστορ. βιβ. ια. x. β.

g) Μελισσανδρὸς ὁ Μιλησιος, ΛΑΠΙΘΩΝ καὶ ΚΕΝΤΑΥΡΩΝ μάχην ἔγραψεν. Ibid.



chenland ein großes Feld, sich darauf zu üben, an die Hand gegeben zu haben scheint.

Der weise ΠΑΛΕΦΡΑΤΗΣ h) soll ein Sohn des Hermes, und nicht lange nach der berühmten Phemonoe, gewesen seyn. Es hat nach ihm viele große Männer dieses Namens gegeben; allein dieser bewundernswürdige Alte besang die Erzeugung des Apollo und der Diane, und den Streit der Minerva mit dem Neptunus. Er schrieb ein Gedichte auf die Locken der Latona (ΛΗΤΟΤΣ ΠΑΟΚΑΜΟΝ) und ein anderes von einer nicht gemeinen Art, „die Stimme und Reden der Venus und Liebe i).“ Er verfertigte auch ebenfalls eine ΚΟΣΜΟΠΟΙΑ, oder Geschichte von der Schöpfung der Welt, in fünftausend Versen.

Dieses sind einige von den Männern, in deren Händen die alte Götterlehre und Dichtkunst zusammenwuchs. Wenn ich dieselben überdenke, so halte ich es für ein Glück, daß das edle Werk des Hesiodus bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Wir würden sonst schwerlich wissen, was wir aus so vielen ΓΕΟΓΟΝΙΑΙΚ ΚΟΣΜΟΠΟΙΙΑΙΣ und ΚΟΣΜΟΓΟΝΙΑΙΚ, als wir erzählt haben, machen sollten. So aber erkennen wir aus denselben, daß die Geburt der Götter, der Ursprung der Dinge, und die Schöpfung der Welt, bloß abwechselnde Ausdrücke sind, und in der alten Schreibart einer gerade eben das, als der andere bedeutet. Sie waren der gemeine Inhalt der ersten Dichter und Gesetzgeber, als der frühesten Weltweisen, welche durch  
ihre

h) Suidas in παλαιφάτος.

i) - Φοίας και Λογας Αφροδυτης και Ερωτος. Id. ib.

Ihre verschiedene Verbesserungen und Zusätze den Hesiodus und Homer, ihre Nachfolger, in den Stand setzen, selbige unter gewisse Regeln zu bringen, welche so lange als Griechenland ein freyes Land war, im Flor waren, und auch noch einige Zeit nach dem Verluste seiner Freyheit dauerten.

Und nunmehr wolte ich Ew. Hochgebornen gerne den Verdruß ersparen, noch etwas weiter von den Büchern anhören zu müssen, die sich etwa in des Phemius oder seines Schülers Vorrathe befunden haben mögen, wenn man nicht eine vorgefaßte Meynung hätte, „daß diese Schriften, die ich genannt, „später wären, als unser Dichter.“ Und dieser Meynung ist der große Geschichtschreiber und Kenner der griechischen Alterthümer, HERODOTUS der Halikarnassenser. Was die Götter anbelanget, saget er, „von wannen ein jeder von denselben „hergekommen, oder ob sie allezeit da gewesen, oder „was vor eine Gestalt oder Form sie an sich hätten, „davon wußten die Griechen nichts, als bis sehr „späte. Hesiodus und Homer sind, wie ich glaube, „ohngefähr vier hundert Jahre älter als ich, und „mehr nicht. Und dieses sind die Männer, welche „für die Griechen eine Götterlehre machten; welche den Gottheiten ihre Namen gaben, ihre Eigenschaften bestimmten, ihre Ehrenstellen anwiesen, „und ihre Gestalten beschrieben. Was die Dichter „betrifft, die vor diesen Männern gelebt haben sollen, „so bin ich der Meynung, daß sie nach ihnen „gekommen sind.“ k). So weit der Geschichtschreiber, welcher sonder Zweifel den Linus, Orpheus,

pheus und ihre Schüler unter den Dichtern versteht, die er nicht nennet.

Was er von dem Hesiodus und Homer sagt, das muß in einem oder dem andern von diesen Fälen wahr seyn: sie haben entweder ihr ganzes Lehrgebäude unmittelbar aus Aegypten gebracht, und es in Griechenland bekannt gemacht, welches bis dahin nichts von Religion und gottesdienstlichen Gebräuchen gewußt; oder sie haben ohne einen andern Beystand, als ihrem eigenen Wiße, dasselbe gänzlich selbst erfonnen. Jedoch eins ist so unglaublich als das andere.

Wer die Natur dieser Art von Schriften nur etwas kennet, der darf nur eine einzige Betrachtung anstellen, wenn er überzeuget werden will, daß eine Theogonie ein Stück von tiefer Gelehrsamkeit und ungeheurer Arbeit ist. „Es ist ein Lehrgebäude von der ganzen Welt, welches in eine Allegorie gebracht und eingekleidet ist: „Es ist ein Werk, das aus unendlich vielen Theilen „zusammengesetzt ist, von welchen ein jeder für sich „selbst eine Entdeckung gewesen, und demjenigen, der „darinn unterrichtet worden, als ein Geheimniß „anvertrauet worden 1). Sie zu ersinnen und zusammen zu setzen ist ein Werk von einigen Jahrhunderten, und die vereinigte Bemühung der „Staatsklugheit und Weltweisheit gewesen.“

Auf der andern Seite, so waren Hesiodus und Homer auch nicht die ersten, welche die Religion in Ae-

1) Γνωστέον ἀθανάτων τε θεῶν θυγατρὶ τῇ ἀνδρῶν  
 συστάειν, ἥτε ἐκαστὸν διερχεται, ἥτε κρατεῖται.

Aegypten erlerneten, und sie über die See nach Griechenland brachten. Auch nur eine geringe Bekanntschaft mit ihren Schriften wird einen jeden, der einen Geschmack hat, überführen, daß sie die Uebung eines Gottesdienstes beschreiben, der schon seit langer Zeit in ihrem Lande eingeführet gewesen. Hundert Stellen in beyden Schriftstellern machen es überflüssig klar, daß die Griechen die Namen und Naturen ihrer Götter gewußt; und Opfer, Ceremonien, Tempel, Priester, Gebether und Gesänge lange vorher, ehe Hesiodus oder Homer gebohren worden, gehabt haben.

Jedoch es ist unnöthig, andere Beweise zu gebrauchen, als die eigenen Worte dieses edlen Geschichtschreibers. Im Anfange eben dieses Buches, wenn er von dem Ursprunge des Wortes ΩΓΕΑΝ m) redet, saget er: ΟΜΗΡΟΝ δὲ, ἢ ΤΙΝΑ ΤΩΝ ΗΡΟΤΕΡΟΝ ΓΕΝΟΜΕΝΩΝ ΠΟΙΗΤΩΝ, ΔΟΧΕΩ ΤΟ ΕΥΟΛΟΓΕΥΟΝΤΑ, ΕΙΣ ΤΗΝ ΠΟΙΗΣΙΝ ΕΣΤΕΡΕΙΝΑΙ. „Homer hat, wie ich mir einbilde, oder einige Dichter, die vor ihm gelebet, dieses Wort erfunden, und der Dichtkunst einverleibet. Oder wenn wir so gut seyn, und zugeben wollen, daß er an dieser Stelle unachtsam, und nach der gemeinen Meinung geredet habe; wie wollen wir das zusammen-

M m 4

rei-

- m) Es scheint ein punisches oder phönizisches Wort (Og) zu seyn, welches eine Mark bedeutet; weil die See die Gränze des festen Landes ist. Dieses ist vielleicht die Ursache, warum Homer den Fluß Nil, den ΩΓΕΑΝ nennet. ΩΓΕΑΝ ΤΕ ΡΟΑΝ.

reimen, wenn er uns ausdrücklich erzählt, Melampus, ein Mann, den Homer selbst n) drei Geschlechter vor den trojanischen Krieg setzt, dieser Melampus habe die Griechen am ersten den Namen und die Opfer des Bacchus gelehrt o)? Die Gebräuche bey den Leichenbegängnissen, so die Orphischen und Bacchischen genannt worden, wären wirklich und ursprünglich aus Aegypten? Und überhaupt, daß die Aegyptier die ersten von dem menschlichen Geschlechte wären, welche Feyerlichkeiten im Gebrauche gehabt, Processionen angestellt, und Unterweisungen in den Geheimnissen eingeführt; und daß παρα ΤΟΤΩΝ ΕΛΛΗΝΕΣ ΜΕΜΑΡΤΙΚΑΤΙ p) die Griechen selbige von diesen gelernt hätten?

Denn ist es nicht leicht, den Schluß zu machen, daß, wenn die Leichengebräuche, Opfer, und der Name des Bacchus in dem Homer gefunden werden; und der Geschichtschreiber uns erzählt, daß Melampus und Orpheus dieselben am ersten aus Aegypten gebracht, und sie die Griechen gelehrt hätten; ist es sage, ich, nicht leicht zu schließen, daß dieser große Schriftsteller, welcher seinen Kopf voll von dem Alterthume der ägyptischen gottesdienstlichen Gebräuche gehabt, im Gegensatze gegen die erst neu aufgekommene Religion Griechenlandes

„un-

n) Οδυσσ. Παρ. αδ. σ.

o) Ευσεπ. βιβ. β.

p) Ibid.

„unversehens in eine Unbeständigkeit gerathen sey,  
 „wenn er sagt, Homer und Hesiodus wären die  
 „Männer, welche für die Griechen eine Götters-  
 „lehre gemacht, und ihnen den ersten Unterricht von  
 „den Namen und Naturen ihrer Gottheiten gegeben  
 „hätten? „ Es bleibt daher übrig, daß diese Väter  
 unserer Dichtkunst, wo nicht Muster nach welchen  
 sie haben arbeiten können, welches bey dem Hesio-  
 dus q) statt zu finden scheint, doch wenigstens eine  
 Menge Materialien gehabt haben, von welchen sie  
 ihr Werk haben aufführen können; und diese Mate-  
 rialien konnten nichts anders, als die entweder münd-  
 lich oder schriftlich aufbehaltenen Lehren der Männer  
 seyn, deren ich ist gedacht habe r).

Und auf diese Art finden wir eine Antwort auf die  
 Frage, was vor eine Gelehrsamkeit damals vor-  
 handen, und was vor eine Art von Erkennt-  
 nisse

Mm 5

nisse

q) Αλλα τε μιν Ησιόδῳ τελειότερον τοι αν η εξηγησις γυνοιτο,  
 (er redet von der Natur des Saturnus) τα μιν τινα,  
 ως οίμαι, παρα των ΑΡΧΑΙΟΤΑΤΩΝ αυτε παρειληφοτος,  
 τα δε μυθικατερα αυτε προδαντος. ω τροπω και πλειστα  
 θεολογιας διαφθαρη.

ΦΟΡΝΟΥΤ. περι των παραδεδομειων Μυθων. κισ. ιζ.

r) - - - Fuit haec sapientia quondam,  
 Publica priuatis fecernere, sacra profanis;  
 Concubitu prohibere vago, dare iura maritis,  
 Oppida moliri, leges incidere ligno:  
 Sic honor et nomen *diuinis* vatibus, atque  
 Carminibus venit. POST *hos* insignis Homerus.

Horat. ad Pisones,

nisse in den Tagen Homers zu erhalten möglich gewesen? Sie war gänzlich fabelhaft und allegorisch. „Die Kräfte der Natur und die menschlichen Leidenschaften waren der Gegenstand derselben; und sie beschrieben ihre verschiedenen Wirkungen mit einiger Gleichheit und Aehnlichkeit mit den menschlichen Handlungen. Sie fiengen an mit dem Ursprunge der Dinge, und ihren Abwechselungen und Veränderungen; bezeichneten ihre Natur und ihren Einfluß; und gaben, in ihrer verblühten Schreibart, einem jeden eine Person, Sprache und Art von Wirkung, die sich zu ihren erfundenen Eigenschaften schickte. Dieses nannten sie denn eine Geschichte von der Geburt der Götter; von dem Himmel, das ist der Erde, Luft und See; der Sonne Monde, und Eintheilung des Gestirns; den Flüssen, Wäldern, Felsen, Brunnen, und andern zu der Welt gehörigen Theilen s). Sie erzählten ihre Liebe und Feindschaften, ihre Heirathen, Unglücksfälle, Empörungen, und Kriege, oder in andern Ausdrücken, das heftige Be-

s) Sic deinde effatur, frondenti Tempora ramo

Implicat, et *geniumque* Loci, *primamque* Deorum  
TELLVREM, NYMPHASque et adhuc ignota pre-  
catur

*Flumina*; tum NOCTEM, Noctisque orientia SIGNA,  
Idaeumque IOVEM, Phrygiamque ex ordine MATREM  
Inuocat, et duplicis *Coeloque* Ereboque Parentis.

Virgil. Aeneid. VII.



Bestreben ihrer entgegengesetzten Naturen, und die aus ihrem Aequilibrium entstehende Eintracht :

Quid velit, aut possit, Rerum Concordia discors.

So, war die Wissenschaft der frühen Alten beschaffen; und man trifft auch keine andere Art der Gelehrsamkeit in dem Homer an: ich meine eine solche Gelehrsamkeit, die man durch Hülfe der Bücher oder Lehrmeister erhält; denn was diejenige Erkenntniß anbelanget, die er sich als ein Reisender sammelte, so ist dieselbe von einer andern Art, und verdienet an einem andern Orte, näher und eigentlicher betrachtet zu werden.



## IV.

Nachricht  
 von einer Stiftung  
 des Herrn Stolp,  
 aus dem Lateinischen übersezt.

Leiden, d. 1. März 1754.

Den 13. Octobr. vorigen Jahres ist Hr. Janus Stolp in einem hohen Alter bey uns gestorben, den nicht sowohl Ehrentitel, als eine weitläufige und gründliche Gelehrsamkeit, Verstand, und ausnehmende und ungeheuchelte Gottesfurcht allen, besonders den Liebhabern der Wissenschaften schätzbar machten.

Er hat der holländischen hohen Schule zu Leiden, zehen tausend Gulden vermachtet, die Einkünfte davon sollen von zwey zu zwey Jahren angewandt werden, ein goldenes Schaustück von 250. Gulden nach einem von ihm selbst gegebenen Vorbilde zu prägen, welches als ein Preis demjenigen zu Theile werden soll, der von folgenden Gegenständen die beste Schrift ausgearbeitet hat.

Die

Die ersten zwey Jahre soll das Daseyn eines ewigen unendlichen, unkörperlichen, allmächtigen und weisesten Schöpfers und Beherrschers der Welt, dessen Güte gegen die Geschöpfe sich überall zeigt, aus der Betrachtung der Welt, oder eines Theiles von ihr, mit klaren und unwidersprechlichen Beweissthümen gewiesen werden, daß dieses der Grund der natürlichen Religion sey, und zur christlichen den Weg bahne.

Die folgenden zwey Jahre soll die Vortrefflichkeit der christlichen Sittenlehre, besonders wie sie im Neuen Testamente enthalten ist, abgehandelt, und wie weit sie über alles, was menschliche Vernunft erdacht hat, erhoben sey, gewiesen werden.

Die Christen sind in lateinischer oder in holländischer Sprache abzufassen. Zur Besorgung dieses Gestiftes hat er namentlich folgende von den hiesigen Professoren ersuchet, Herrn Schultens, aus den Gottesgelehrten, Herrn Rücker und Weissen aus den Rechtsgelehrten, Herrn van Royen und Gaub, aus den Arztnengelehrten Herrn Hemsterhuns aus den Criticis, Hn. Luloff und Allamand aus den Philosophen. Sie sollen aus eben den Classen der Professoren andere anstatt der abgehenden erwählen.

Alle die sich zur christlichen Religion bekennen, sollen zu diesem Streite eingeladen und zugelassen werden, nur soll niemand etwas in seine Schrift einfließen

## 855 Nachricht von einer Stiftung

sen lassen, das seine Religion von andern unterscheidet.

Niemand soll sich als Verfasser seiner Schrift auf einige Art kenntlich machen. Nur soll er ihr einen Wahlspruch vorsehen, und eben denselbigen nebst seinem Namen und Titel in einem versiegelten Papiere belegen. Des Ueberwinders Papier wird allein eröffnet, die übrigen verbrennt man versiegelt.

Die Besorger der Stiftung schlagen folgendes zum Gegenstande der ersten Abhandlung vor. Was für einen Grad der Gewißheit, die Gründe erreichen können, die man, das Daseyn Gottes zu erweisen, aus Betrachtung der Welt herannimmt, und wie man dergleichen Beweise diese wichtige Wahrheit darzuthun, aufs beste aus der Erfahrung bekräftigen und büßend machen soll.

Man hoffet diejenigen, welche die Stolpische Stiftung befördern helfen wollen, werden ihre Schriften so einrichten, daß keine wortreiche Weitläufigkeit den beschäftigten Gelehrten, die sie durchgehen und prüfen müssen, mehr Zeit, als sich gebühret, raube.

Die Schriften selbst können an Joh. Contr. Rückerl I. C. und Prof. vor dem 1. Heumonates 1755. ohne ihm Kosten zu verursachen, eingesandt werden. Er wird auch auf Erfodern einen Schein wegen des Empfanges jeder Schrift nach dem Wahlspruche, mit dem sie bezeichnet ist, ausstellen.

Was

Was von den Einkünften des Vermächtnisses übrig bleibt, soll nach des Verstorbenen Anordnung angewandt werden Schriften anzukaufen, die die Gottesgelahrtheit und christliche Sittenlehre, auch die Naturlehre und Naturgeschichte betreffen, und in der öffentlichen Universitätsbibliothek zu Leiden noch nicht zu finden sind. Sie sollen dieser Bibliothek zum gemeinen Gebrauche einverleibet werden.



# Inhalt

des fünften Stückes im dreyzehnten Bande.

- 1) Pontoppidanus Abhandlung von den Schicksalen der dänischen Sprache im Herzogthume Schleswig. 451
- 2) Charakter der Großmuth aus einem Briefe des Herrn Costars, an den Staatsminister Zuckert 493
- 3) Untersuchung des Lebens und der Schriften des Homerus 519
- 4) Nachricht von einer Stiftung des Herrn Stolp 556



Hamburgisches

# **S** a g a z i n ,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen  
Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes sechstes Stück.

---

Mit Königl. Wohl. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

---

Hamburg und Leipzig,

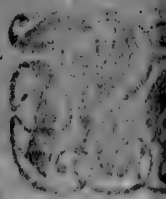
bey Georg Christ. Grund und Adam Heine. Holle.

1754.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

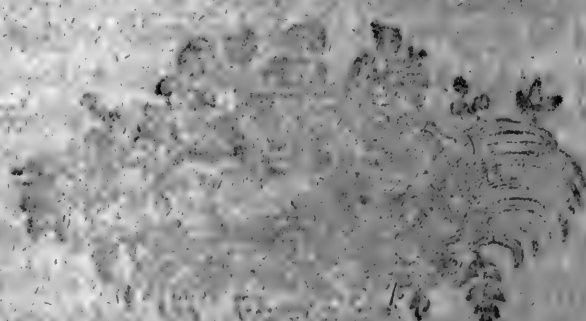


1960

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO



I.

Versuch \*

über die Gesellschaft

der

Gelehrten und der Großen,

über

den Ruhm, die Mäcenen und die  
gelehrten Belohnungen.

---

*Sine ira et studio, quorum causas procul habeo.*

*Tacit. Ann. L. I. c. 1.*



Es ist kein Volk, das nicht lange Zeit barbarisch, oder vielmehr unwissend gewesen, denn es ist noch nicht entschieden, ob diese Wörter einerley bedeuten. Unsre Nation ist aus Ursachen, die eben so gefährlich zu entwickeln, als leicht einzusehen sind, lange Zeit in der Finsterniß gewesen; sie war deswegen nicht unglücklicher, wenn wir gewissen

An 2

Phi.

\*) Aus den *Melanges de Litterature* de Mr. d'Alembert.

Philosophen glauben sollen, die uns zu unsrer Erbauung beweisen wollen, daß die menschliche Natur durch das Wachsthum der Einsichten verderbt werde; eine Meynung, die ich nicht behaupten will, aber von der ich glaube, daß sie ansteckend genug sey, um selbst diejenigen hinzureißen, die es versuchen würden, sie zu widerlegen. Denn ob gleich die Menschen sich in allen Weltaltern bey nahe gleich sind, sie mögen unwissend oder aufgeklärt seyn; so muß man doch bekennen, daß sie gemeiniglich darunter leiden, wenn sie bekannt werden; und man hat allezeit weit umständlichere Nachrichten von denen Menschen mit denen man lebt, als von den vergangenen Jahrhunderten. Ich will also lieber glauben, daß diese ehrlichen Leute irren, als es unternehmen, ihnen ihren Irrthum zu beweisen, aus Furcht, ich möchte endlich auch damit aufhören, daß ich ihrer Meynung sey.

Doch dem sey wie ihm wolle, der Tag ist uns endlich aufgegangen; da aber die Nacht sehr lange gedauert hat, so ist die Dämmerung und die Morgenröthe gleichfalls sehr lang gewesen. Carl V. einer der weisesten und folglich einer der besten Prinzen, die jemals regieret haben, ob er gleich in der Geschichte bey weitem nicht so berühmt ist, als eine Menge von Königen, die nichts als glücklich oder mächtig gewesen, wandte einige Bemühungen an, den Geschmack an den Wissenschaften in seinen Staaten zu beleben. Er war ohne Zweifel aufgeklärt genug, um mitten unter den Unruhen seines Reiches einzusehen, daß das Studiren der Wissenschaften eines von den unfehlbarsten Mitteln sey, die Ruhe der Monarchien zu versichern, und zwar aus einem Grunde,

be, der eben dieses Studiren den Republiken schädlich machen kann, wenn es zu weit darinn getrieben wird, diese Ursache ist folgende, weil der Reiz, der damit verknüpft ist, die Menschen so zu sagen zu Einsiedlern und gegen alle andre Gegenstände unempfindlich macht.

Es scheint, als wenn die Nachfolger dieses Monarchen die entweder zu blödsinnig, oder auch despotisch waren, die weise Absicht desselben aus der Acht gelassen; aber die einmal eingedruckte Bewegung dauerte, ob gleich schwach, bis auf Franciscum I. der den eingeschlaferten und trägen Geistern einen neuen Stoß gab. Dieser Prinz hatte entweder so viel natürlichen Verstand, daß er die Gelehrten liebte, oder war wenigstens so klug, daß er sie beschützte, denn ohne sie zu lieben beschützt man sie zuweilen, und der Eigennuß und die Eitelkeit betrügt die Gelehrten leicht über die Bewegungsgründe der Achtungen die man für sie hat, auch haben sie ihre Erkenntlichkeit gegen diesen Monarchen auf eine ausnehmende Art bezeuget. Die Gelehrten rechnen wie der Pöbel den Prinzen die geringsten Wohlthaten an, und es ist in der That etwas sehr merkwürdiges in der Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, daß es scheint, als wenn der Titel eines Vaters der Wissenschaften mehr dazu beygetragen habe, die unzähligen Fehler Francisci I. in Vergessenheit zu bringen, als der weit verehrungswürdigere Name eines Vaters des Volks beygetragen hat, die Fehler Ludwigs des XII. auszulöschen. Es scheint, als wenn die Geschichte dem ersten von diesen beyden Königen, seinen Nebenbuhler um den Ruhm, Carln den V. gleich gemacht habe,

## 366 Versuch über die Gesellschaft

habe, der bey seinen weit vorzüglicheren Gaben, wenige Schriftsteller zu seinem Lobe aufmunterte, und der die läppische Eitelkeit, bey seinem Leben der Abgott einiger Gelehrten zu seyn, der noch weit weniger wesentlichen und schädlicheren Ehre, das Schrecken Europens zu seyn, nachsetzte.

So geneigt auch der französische Adel ist, die Könige blindlings zu Mustern, selbst in den Lastern, anzunehmen, so zeigte er doch nicht eben einen solchen Geschmack für die Wissenschaften, als Franciscus I. Noch wenig entfernt von denen Zeiten, wo Helden, die nicht lesen konnten, Schlachten gewonnen, und Provinzen bezwungen, kannte er keinen andern Ruhm, als den Ruhm der Waffen; und dieß ist eines von den seltenen Beyspielen, die wir in unsrer Geschichte haben, daß die Faulheit und das Vorurtheil über das Verlangen, sich dem Monarchen gefällig zu machen, gesieget haben. Die natürliche Neigung der Hofleute für die Unwissenheit, befand sich unter den folgenden Königen weit besser, die alle sehr schlechte Beschützer der Wissenschaften waren; ich nehme davon nicht aus, weder Carln den IX. den Verfasser einiger Verse, von denen man niemals würde geredet haben, wenn sie nicht von einem Monarchen geschrieben wären; noch selbst Heinrich den IV. der, wie man sagt, die Gelehrten ziemlich günstig aufnahm, der aber allen seinen Unterthanen bey nahe eben so gut begegnete, weil ihm nach der Eroberung seines Königreichs noch übrig blieb, sich der Herzen seiner Unterthanen zu versichern, und weil eine gar zu vorzügliche Achtung gegen eine geringe

ringe Zahl seltener Personen, vielleicht nur dazu gedient hätte, das Volk abgeneigt zu machen.

Indessen da auf der einen Seite die Macht der Könige immer stärker ward, brachten auf der andern Seite die Reime der Kenntniß, die die Bemühungen Franciscus des I. bis zum Aufschießen getrieben hatten, nach und nach in dem Mittelpuncte der Nation einige Früchte, ohne sich bis auf die beyden äußersten Gränzen derselben sehr auszubreiten, das ist, weder bey dem Volke, das sich mit nothwendigen Arbeiten beschäftigt, um seinen Unterhalt zu gewinnen, noch bey den Großen, die mit ihrem Müßig gange und ihren Intriguen genug beschäftigt waren. Endlich erschien Ludwig der XIV. und die Hochachtung, die er den Gelehrten bezeugte, gab einer Nation bald den Ton, die gewöhnt ist, ihn von ihren Herren anzunehmen; die Unwissenheit hörte auf das geliebte Antheil des Adels zu seyn, das Wissen und der Verstand, die zur Ehre gerechnet wurden, überstiegen die Gränzen, die ihnen eine unvernünftige Eitelkeit vorgeschrieben zu haben schien. Vornehmlich kam die Philosophie, durch die Blicke des Monarchen belebt, aus der Art von Gefängniß heraus, worein die Dummheit und der Aberglaube sie eingesperrt hatten; Vorurtheile von allerhand Art weichen ihr nach und nach ohne Geräusch, und ohne Gewaltthätigkeit, weil es der wahren Philosophie eigen ist, die vorgesezten Schranken niemals mit Gewalt zu erbrechen, sondern zu warten, bis sie sich von selbst öffnen, oder sich wegzuwenden, wenn sie sich nicht öffnen wollen. Selbst die Kenntnisse die sie nicht hervorgebracht hatte, und die Geister



die am wenigsten für sie gemacht waren, zogen Vortheil aus ihr.

Dieser philosophische Geist, der sich in allen Büchern und in allen Ständen verbreitet hat, ist der Zeitpunkt des größten Lichtes einer Nation, alsdann fängt der ganze Haufe des Volks an, Verstand zu haben, oder vielmehr, welches einerley ist, alsdann fängt er an, einzusehen, daß es ihm daran fehlet, nachdem man sich zweyhundert Jahre bemühet, Verstand zu verschaffen. Vornehmlich fangen alsdann die Großen an, nicht allein die Werke, sondern auch selbst die Personen, so wohl die berühmten, als die mittelmäßigen Schriftsteller aufzusuchen; und bemühen sich zum wenigsten aus Eitelkeit den Gaben Zeichen ihrer Achtung zu geben, die oft mehr eigennützig, als aufrichtig sind. Ihrer Einsamkeit entrissen, sehen sich die Gelehrten in einen neuen Wirbel fortgetrieben, wo sie oft Gelegenheit haben zu denken, daß sie an der unrechten Stelle sind. Dieß habe ich oft Gelegenheit gehabt bey mir selbst wahrzunehmen; denn ich habe eben so, wie die andern, diese Reise gethan. Es ist erst nothwendig geworden, dieselbe zu unternehmen, und es ist noch nothwendiger, sie zu verkürzen. Die Betrachtungen, die sie mir an die Hand gegeben, werden den Vorwurf dieser Schrift ausmachen. Da die Menschen in gleichen Umständen und ähnlichen Absichten bey nahe einerley sehen, so zweifle ich nicht daran, daß viele Gelehrten eben solche Anmerkungen werden gemacht haben; es ist desto schlimmer für diejenigen, denen sie neue seyn werden, aber die meisten unter ihnen sind nicht im Stande, diese Anmerkungen andern nützlich zu



machen, weil sie sich, so zu sagen, in dem Lande niedergelassen haben, wodurch ich nur gereiset bin, und weil man wieder zu Hause seyn muß, wenn man mit Bequemlichkeit von denen Nationen reden will, die man durchgereiset hat; ich wünsche, daß meine Erfahrung denenjenigen von einigem Nutzen seyn möge, die mir in eben diese Laufbahn folgen werden; und wenn ich mir auch nicht einen solchen vernünftigen Zweck vorsetzte, so würde ich wenigstens doch den meisten Reisenden gleich, die von dem, was sie gesehen haben, zu sehr gesättiget sind, als daß sie Lust haben sollten ihre Reise noch einmal anzutreten, und doch zufrieden genug damit sind, um andere davon zu unterhalten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Gesellschaft der Großen eine Art von Reize für die Gelehrten hat. Der wahre oder anscheinende Nutzen, den sie aus einem solchen Umgange ziehen können, ist leicht vorher zu sehen, hingegen die Beschwerlichkeiten können nicht besser eher, als in diesem Umgange selbst, erkannt werden. In der That so ist die Natur aller, lasset uns sagen, das Elend der Eigenliebe, so beschaffen, daß ob ihr gleich oft das tiefe Wunden schlägt, was dem Ansehen nach, sie nur leicht berühren sollte, und ob es gleich vielleicht leichter ist, sie misvergnügt, als vergnügt zu machen, sie dennoch weit mehr dazu geneigt ist, sich zum voraus an demjenigen zu weiden, was ihr schmeicheln wird, als dasjenige zu vermuthen, was sie beleidigen könnte.

Der erste Vorthell, den die Gelehrten erhalten, wenn sie sich in der großen Welt zeigen, besteht darin, daß ihr Verdienst alsdann, wo nicht bekannte

doch wenigstens mehr gepriesen wird, und daß sie vor einem andern Gerichte, als dem Gericht ihrer Nebenbuhler gerichtet werden. Um diesen Vortheil auseinander zu setzen, und ihn zugleich zu schätzen, ist es nöthig, weiter zurück zu gehen, und zu untersuchen, aus welchem Grunde und auf welche Art man sich die Art von Ruhm zu erwerben sucht, der auf die Gaben des Geistes gegründet ist.

Je mehr man Verstand hat, desto misvergnügter ist man mit dem, den man hat: ich berufe mich auf die verständigen Leute aller Zeiten und aller Völker. Es ist wahr, diese Untersuchung, die sie über sich selbst halten, wird sehr in geheim, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, bey verschlossenen Thüren angestellt; und man würde sich sehr ärgern, wenn das strenge Urtheil, das man über sich selbst fället, von der Menge bestätigt würde. Vielmehr muß die Hochachtung der andern, die nachtheilige Meinung, die wir von uns selbst hegen, ersetzen; sie ist ein Rohrstab, auf den die Eigenliebe sich zu stützen suchet. Es giebt nicht mehr als zwei Arten von Geistern, die mit sich zu frieden sind, wenn sie sich beurtheilen; das höchste Genie, das gar nicht da ist, und die höchste Thorheit, die nur gar zu sehr da ist. Das Unvermögen der letztern, das, was ihr fehlt, einzusehen, ersetzt dasjenige, was ihr wirklich fehlt, und daher folgt es, daß in der Austheilung der Güter die Thoren von der Natur nicht am schlechtesten versorget sind.

Ich befürchte nicht, daß diejenigen Gelehrten, die sich die Mühe genommen haben, bisweilen in sich selbst hinein zu gehen und sich als Philosophen zu untersuchen, mir hierinn ihren Beyfall versagen werden. Es

verhält sich mit dem Verdienste eines Menschen ebenso, als mit dem Verdienste seiner Werke, niemand kann sie besser beurtheilen als er selbst, weil niemand sie näher und länger betrachtet hat. Dieses ist die Ursache, daß man sich, je größer der innere und von der Meinung unabhängige Werth eines Werkes ist, um desto weniger bemühet, ihm den Beyfall andrer zu verschaffen; daher rühret die innere so reine und vollkommne Zufriedenheit, die das Studiren der Geometrie gewähret; der Fortgang, den man in dieser Wissenschaft macht, der Grad der Kenntniß, den man darin erlangt hat, alles dieses läßt sich, so zu sagen, eben so genau abmessen, als die Vorwürfe, mit denen sie sich beschäftigt; wir nehmen nur alsdann zu dem Maaße anderer die Zuflucht, wenn dieses Maaß nicht genau bestimmt ist, und wenn wir hoffen können, daß es uns vortheilhaft seyn werde. In den Sachen des Geschmacks aber und den schönen Wissenschaften besteht dieses Maaß bloß in einer Art von Hochachtung, die allemal ein wenig willkürlich ist, wo nicht im Ganzen, doch wenigstens in einem gewissen Theile, den die Leidenschaften und der Eigensinn nach ihrem Gefallen erweitern, oder zusammenziehen. Ich zweifle also nicht daran, daß die Menschen in dem Falle, wenn sie von einander abgesondert lebten, und sich in diesem Zustande mit etwas anders als ihrer Erhaltung beschäftigen könnten, das Studiren der strengen und eigentlichen Wissenschaften, dem Studiren der angenehmen vorziehen würden. Die letztern treibt man größtentheils nur für andere, und für sich selbst studiert man die erstern. Ein Poet würde wie mich deucht, ihm einer wüsten Insel eben nicht

nicht eitel seyn, da es der Mathematiker doch noch seyn könnte.

Aus diesen Betrachtungen könnte man natürlicher Weise schließen, daß die Begierde nach Ruhm, so natürlich sie auch den Menschen seyn mag, doch sehr geschickt sey, sie zu demüthigen, wenn man dieselbe mit einem philosophischen Auge betrachtet. Aber ohne uns länger bey einer so strengen Folgerung aufzuhalten, lasset uns weiter gehen und der Eigenliebe in alle ihren Kunstgriffen und Schlichen nachfolgen.

Ob sie gleich begierig ist, andere zu betriegen, so will sie dennoch dieselbe nicht auf eine gar zu grobe Art hintergehen; denn sie könnten ihren Irrthum bald erkennen, und alsdenn würden sie sich durch eine Verächtung rächen, die oft eben so ungerecht ist, als ihre Hochachtung. Aber wenn auch dieser Irrthum dauern sollte, so würde doch der Betrug der Eigenliebe um desto schwächer werden, je größer der Betrug der andern seyn würde. Das Vergnügen, so wir empfinden, wenn wir andere betriegen, besteht zum Theil auch darin, daß wir sehen, wie sehr wir sie in der Kenntniß unsrer selbst und unserer Gaben übertreffen. Soll aber dieses Vergnügen so rein und so vollkommen seyn, als es möglich ist, so ist uns daran gelegen, mit solchen Leuten zu thun zu haben, die so uneigennützig sind, daß sie uns nicht aus Eifersucht oder Leidenschaft heruntersetzen, und die so aufgeklärt sind, daß wir glauben können, daß sie untersuchen, ehe sie den Ausspruch thun, die aber auch zugleich so obenhin untersuchen, daß wir kein gar zu strenges Urtheil von ihnen zu befürchten haben.

Dieses ist wo ich mich nicht irre, die Ursache, wegen die meisten Gelehrten sich so sehr um die Hochachtung und gütige Aufnahme der Großen bemühen. Man glaubt, daß ihnen die Erziehung, einen gewissen Antheil von Einsicht gegeben, man findet wenigstens dieses Vorurtheil ziemlich allgemein angenommen, und weil die Eitelkeit ihren Vortheil dabei findet, so macht sie sich dasselbe zu Nutze; denn die Philosophen selbst befördern diejenigen Vorurtheile, die ihnen vortheilhaft sind, mit eben der Hitze, womit sie diejenigen zu zerstören suchen, die ihnen schaden.

Man sucht vornehmlich diejenigen Großen auf seine Seite zu bringen, die ohne sich den Wissenschaften ganz zu ergeben, sie dennoch bis zu einem Grade treiben, die aber weder, auf ihre Gaben noch ihr Ansehen ihr Glück bauen wollen; da sie in einer verschiednen Laufbahne eingeschlossen sind, so hat man nicht zu befürchten, daß ihre Blicke zu scharfsichtig seyn werden. Man findet eben bey ihnen den Grad der Einsichten, den die Eigenliebe zu ihrer Berichtigung fordern kann. Inzwischen da diese Art von halben Kennern selbst noch sehr selten unter den Großen ist, so begnügt man sich nicht damit um die Lobsprüche dererjenigen zu buhlen, welche die aufgeklärtesten zu seyn scheinen; Man findet ein Vergnügen daran, sich der Lobsprüche von aller Art von Großen zu bemächtigen, weil man hoffet, daß der Beyfall dererjenigen, die diese Lobsprüche ertheilen, eine Menge von geringern Lobrednern nach sich ziehen wird, weil sie in größerem Ansehen stehen und bekannter sind. Die Stimmen dieses niedrigen Haufens würden sehr wenig schmeicheln, wenn sie allein wären, da sie aber durch  
den

den Hauptbeifall gezieret werden, so vermehren sie nicht nur die Zahl, sondern erlangen auch so gar eine Art von Werthe. Die Eigenliebe, die nach Ruhm geizet, suchet sich diejenigen unter den Großen geneigt zu machen, die am meisten von diesen Echos zu ihren Diensten haben; eine weniger zärtliche Eitelkeit ist schon damit zufrieden, wenn sie zwey oder drey große Namen auf die Liste ihrer Bewunderer setzen kann.

Diß ist der wahre oder vorgebliche Vorthell, den die Gelehrten aus dem Umgange mit den Großen für ihren Ruhm zu ziehen glauben: ich verstehe unter Große alle diejenigen, die es entweder durch ihre Vorfahren, oder durch sich selbst so weit gebracht haben, daß sie in der Gesellschaft mit Ansehen leben; denn die Macht des Prinzen, der in einem so monarchischen Staate, als der französische ist, nur im eigentlichen Verstande der einzige große Herr ist, hat viele Stände genähret und vereinigt; der Ueberfluß dieses Pfand der Unabhängigkeit und des Ansehens, gesellet sich gern eigenmächtig zu der hohen Geburt, und ich weiß nicht, ob man Unrecht hat, es zu leiden; es scheint so gar, daß die niedrigen Stände, die dieser beyden Vorzüge beraubt sind, sie auf eine Linie zu setzen suchen, ohne Zweifel um die Menge der Classen von Menschen zu verringern, die über die ihrige erhaben sind, und einiger maßen die verschiedenen Ordnungen zu der natürlichen Gleichheit zurück zu bringen, nach der man immer strebet, ohne einmal daran zu gedenken.

Man erlaube mir ihund diese Austheiler des Ruhms, und das Recht, so sie sich anmaßen, oder das man ihnen bewilliget, desselben Orakel anzukündigen, mit

kaltem



kalttem Blute, ohne Verdruss und ohne Schmeiche-  
len zu betrachten. Aber ehe ich mich in diese Unter-  
suchung einlasse, muß ich, wie mich deucht, anzei-  
gen, daß ich nicht Willens bin, ganz allgemeine  
Grundsätze der Sachen festzusetzen; ich räume mit  
Vergnügen einige Ausnahmen ein, die Geburt und  
das Glück schließen die Gaben des Geistes nicht aus,  
so wie sie solche auch nicht geben können.

Ich habe mich unterstanden zum voraus, die Men-  
nung ein Vorurtheil zu nennen, vermöge welcher man  
glaubet, daß die Großen eine bessere Erziehung ge-  
habt haben, und folglich, wenn sonst alles gleich ist,  
bessere Kenner seyn müssen, als alle andere Menschen.  
Die Erziehung, die man ihnen giebt, und die immer  
nur auf das Aeußere eingeschränket wird, kann ihnen  
dazu dienen, den Pöbel zu ihrem Vortheile zu hinter-  
gehen, nicht aber die Menschen zu beurtheilen. Wie  
fabelhaft ist nach unsern Sitten der Brief, den  
Philippus an dem Geburtstage des Alexanders an  
den Aristoteles schrieb! \* Was würde Sokrates von  
dem Briefe sagen, den er an den großen Geist schrieb, den er in seinen Staaten hatte, haben mir einen  
Sohn gegeben, und ich danke ihnen nicht sowohl  
dafür, daß sie ihn mir gegeben haben, als dafür,  
daß sie ihn mir zur Zeit des Aristoteles gegeben ha-  
ben. Dieser Brief, der dem Prinzen zum wenigsten  
eben so viel Ehre macht, als dem Philosophen muß  
den Philippus in den Augen der Weisen weit mehr  
verewigen, als die gefährliche Geschicklichkeit, mit  
der er die Ketten Griechenlandes vorbereitete. Schon  
seit langer Zeit erhalten die Philosophen nicht mehr  
dergleichen Briefe, ich will nicht sagen von Prinzen,  
sondern

\* Die Götter, schrieb Philippus an den großen Geist,  
den er in seinen Staaten hatte, haben mir einen  
Sohn gegeben, und ich danke ihnen nicht sowohl  
dafür, daß sie ihn mir gegeben haben, als dafür,  
daß sie ihn mir zur Zeit des Aristoteles gegeben ha-  
ben. Dieser Brief, der dem Prinzen zum wenigsten  
eben so viel Ehre macht, als dem Philosophen muß  
den Philippus in den Augen der Weisen weit mehr  
verewigen, als die gefährliche Geschicklichkeit, mit  
der er die Ketten Griechenlandes vorbereitete. Schon  
seit langer Zeit erhalten die Philosophen nicht mehr  
dergleichen Briefe, ich will nicht sagen von Prinzen,  
sondern



der öffentlichen Erziehung unserer adlichen Jugend, von den Lappereyen sagen, womit man sich ein Vergnügen macht, sie zu nähren, als wenn sonst nichts Gutes wäre, was man sie lehren könnte? Gegen das Schicksal dieser jungen Seelen empfindlich, die so fähig sind, die Eindrücke des Schönen, des Großen und des Wahren zu fassen, würde er nur gar zu oft Gelegenheit haben, ihren Lehrmeistern diesen Grundsatz zu wiederholen, den man bishero nur bloß auf die Sitten angewandt hat, daß man die Kindheit nicht genug verehren und scheuen könne. Wie sehr würde er sich vornehmlich darüber verwundern, daß man in dem Schooße einer so demüthigen Religion, als die Christliche, und die so sehr geschickt ist, die Menschen einander zu nähern, sich beständig bemühet, unsere junge Herren an den Ruhm ihres Nahlmens und ihrer Geburt zu erinnern, und daß man zu ihrer Aufmunterung keine wesentlichere und edlere Bewegungsgründe zu finden weiß; anstatt daß man ihnen beständig wiederholen sollte, daß die andern Menschen nach der Absicht der Natur ihnen gleich sind, daß viele sie durch die Gabe des Geistes weit übertreffen, und daß ein großer Name für denjenigen, der denken kann, eine eben so schwere Last ist, als ein frühzeitiger Ruhm.

Ich

sondern so gar von denen nicht einmal, die niemals Hoffnung haben, es zu werden. Im übrigen rede ich von der Erziehung der Großen hier nur im Vorbeygehen, und weil diese Sache mit meinem Vorwurfe in einer nothwendigen Verbindung steht. Wie viel hätte man noch von einer so wichtigen Sache zu sagen?

Ich befürchte nicht, daß man diesem zum Unglück nur gar zu gerechten Tadel der Auferziehung, so die Großen empfangen, die Lobsprüche entgegen setze, die berühmte Personen derselben ertheilet haben, ich würde in diesem Falle antworten, daß sie entweder nur von dem geredet haben, was sie seyn konnte, oder wenn sie ja von der Erziehung geredet haben, wie sie zu ihrer Zeit gewesen, so seyn sie ganz unkenntlich geworden; und ich würde mich unterstehen zu diesen Weisen zu sagen: kommet und sehet. Ich befürchte eben so wenig, daß man mir einige glückliche Genies entgegen setze, deren seltene Gaben der schlechte Anbau nicht hat ersticken können. Mit eben dem Grunde könnte man vorgeben, daß man die Russen nicht verbessern dürfe, weil der Czar unter ihnen gebohren worden.

Mit diesem reichen Vermögen von Begriffen und Einsichten verurtheilen und beschreyen so viele große Herren, dasjenige, was sie verehren sollten, und ist es zu verwundern, daß sie weder unter den Werken noch unter den Menschen einen Unterschied machen können, da sie weder von andern noch durch sich selbst Grundsätze erlangt haben, wodurch sie das geringste schätzen können? Der Gelehrte der am meisten um ihnen ist, und ihnen am meisten schmeichelt, ist für sie, so mittelmäßig er auch ist, der erste in seiner Art, so wie die Gunstbezeugungen eines Ministers nur für diejenigen bestimmt sind, die ihm am häufigsten und fleißigsten aufwarten. Dieser Gelehrte ist ihr Orakel und ihr Rathgeber; sie sind das Echo seiner lächerlichen Entscheidungen.

Auch ist es ein sehr angenehmes und philosophisches Schauspiel, wenn man sieht, wie sehr sie sich in

ihren Urtheilen widersprechen; die laufende Meinung, die ihre Schmeichler ihnen umgeben, ist allezeit die ihrige, weil sie selbst keine haben! Das letzte Werk eines berühmten Mannes, der nicht das Glück hat, ihnen zu gefallen, ist allezeit das schlechteste von seinen gelehrten Arbeiten; sie fangen nicht eher an, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als bis er durch ein neues Werk der Satyre eine neue Nahrung giebt; alsdenn versichern sie, daß sich in dem vorhergehenden noch einige Gaben zeigten, aber nun müsse man von einem abgenützten Geiste nichts mehr erwarten.

Es würde ein sehr wirksames Mittel seyn, diese Aristarche vorsichtiger zu machen, wenn man sie dahin bringen könnte, ihre Meinungen schriftlich zu geben. Nach Verlauf weniger Jahre, wenn die Wuth der Cabale und des Geistes der Parteyen dem Ausspruche der Weisen Platz gemacht hätte, würden diese eben so strenge, als unwissende Richter, entweder sich selbst oder dem Publico widersprechen, denn ohngeachtet aller der Schmähungen, die man wider das Publicum ausschüttet, und die es bisweilen verdienet, giebt es doch ein Publicum, das mit Einsicht und Billigkeit entscheidet. Es ist wahr, dieß Publicum, das richtet, das ist, welches denkt, besteht nicht aus allen denen, welche entscheiden, noch selbst aus allen denen, welche lesen; seine Aussprüche sind nicht lärmend, oft untersucht es noch, wenn die Leidenschaft und das Vorurtheil schon entschieden zu haben glauben; und seine Orakel, die einigen wenigen Personen zur Bewahrung gegeben werden, schreiben endlich der Menge vor, was sie glauben soll.

Vor-

Vornehmlich trifft man diese Personen unter den Gelehrten, und auch nur unter ihnen allein an, nur den Meistern der Kunst kommt es zu, die wahren Schönheiten eines Werkes und den Grad der überwundenen Schwierigkeit zu schätzen; wenn es den Großen zukommt, ein gesundes Urtheil darüber zu fällen, so kommt es ihnen nur in so fern zu, als sie selbst im strengen Verstande Gelehrte seyn werden. Selten wird ein bloßer Liebhaber von der Kunst mit so vieler Einsicht, ich will nicht sagen, als ein geschickter Künstler, sondern nur als ein mittelmäßiger Künstler urtheilen. Man bilde sich auch nicht ein, daß die leichte und so gemeine Gabe, schlechte Werke zu machen, denen man den ehrlichen Namen der gesellschaftlichen Werke beylegt (*ouvrages de Société*) schon das Anrecht auf die Eigenschaften eines Richters giebt. Man kann die Geheimnisse einer Kunst nicht eher recht einsehen lernen, als bis man alle seine Kräfte anwendet, und bey allem dem hat die Natur dieses Geschenk im geringsten nicht verschwendet. Will man aber alle seine Kräfte anwenden, so muß man sich im Schreiben nicht auf einen kleinen Zirkel von Freunden und gemeinschaftlichen Schmeichlern einschränken, man muß sich entweder der großen Welt zeigen, oder zum wenigsten so arbeiten, als wenn man vor derselben erscheinen sollte. Unglücklich ist das Werk, dessen Verfasser weiter nichts sucht, als die Zeit zu vertreiben, oder fünf oder sechs Stimmen zu erhalten, die ihm schon vor der Ablefung seines Werks gewiß waren. Ich berufe mich auf diese unzeitigen Werke, die ihre erhabene Verfasser mit so vielem Rechte dazu verdammen, nie aus der Dun-

felheit hervorzukommen, und die von denenjenigen in geheim verachtet werden, die dieselbe laut gelobet hatten. Vor allen andern berufe ich mich auf die Art, wie das Publicum sie aufnimmt, wenn sie sich durch ein Unglück oder durch eine ungeschickte Eitelkeit unterstehen, öffentlich zu erscheinen.

Aber, wird man sagen, ihr überlasset also dem Gelehrten die Beurtheilung seiner Nebenbuhler, und kann man hoffen, daß diese Leute billig seyn werden, vornehmlich alsdann, wenn sie ihre Aussprüche nicht bey sich selbst behalten? Um diesen Einwurf zu beantworten, merke ich an, daß es unter denen Gelehrten, die in einer Laufbahn eingeschlossen sind, so wie verschiedene Gaben also auch verschiedene Classen gebe. Diese Classen sind von sich selbst zum Gewinn bestimmt; und die Gelehrten machen dieselben, fast ohne es zu wollen, durch eine Art von stillschweigendem Vertrage. Ich gestehe es, ein jeder sucht sich in eine so erhabne Classe zu setzen, als es ihm nur möglich ist, aber man hat nicht zu besorgen, daß die Classen durch diese Forderung sehr verwirret werden, denn die Eitelkeit ist nur bis zu einem gewissen Grade blind, es wird bloß das daraus entstehen, daß man wenige Classen haben wird, nie aber werden sie in eine einzige zusammen fallen: selbst derjenige, der nach einer allgemeinen und beständigen Monarchie streben würde, wenn er derselben auch noch so würdig wäre, würde Gefahr laufen, viele Rebellen zu finden, die Anarchie die die politischen Staaten zerstöret, unterstüzet und erhält im Gegentheile die Republik der Gelehrten, höchstens leidet man zwar einige Magistratspersonen, aber keine Könige.

Da diese Classen auf diese Art eingerichtet sind, und keine mit der andern etwas zu thun hat, so wird man doch fast allemal in den obern und niedern Classen billig gerichtet, wenn man ja in seiner eignen Classe nicht richtig sollte beurtheilet werden. Man befrage diese verschiedenen Classen besonders, aus der Vereinigung ihrer verschiedenen Aussprüche wird ein Urtheil erwachsen, womit man zufrieden seyn kann, wenn man nicht im Stande ist, selbst zu urtheilen. Auf diese Art werden die Feldherren nach dem Beyfalle der gemeinen Soldaten und der Subaltern Officiere weit billiger beurtheilet, als nach dem Ausspruche ihrer Nebenbuhler und einiger gedungnen Schmeichler. Bey den Wissenschaften ist es eben so, der Ausspruch der Kenner kann bloß eine langsamere Wirkung haben, weil er gemeiniglich an einer gar zu großen Anzahl ungerechter und lärmender Entscheidungen Widerstand findet. Denn es verhält sich mit dem Wiße und dem Geschmacke eben so als mit der Philosophie, nichts ist seltner, als sie zu haben, nichts ist unmöglicher, als sie zu erlangen, und nichts ist gemeiner, als sich einzubilden, sie in großem Grade zu haben. Daher entspringt so oft ein angemessener Ruhm, wenigstens auf eine Zeitlang; ein Ruhm, der mittelmäßige Geister nicht aufmuntert und beseelt und die wahrhaften Genies niederschlägt, der sie demüthiget, und der ihnen die Hände zeigt, durch welche der Ruhm ausgetheilet wird; daher entspringt die Menge von kleinen Gesellschaften und Gerichten, vor denen die großen Genies von Leuten gelästert werden, die nicht einmal würdig sind, sie zu lesen.

Wenn die practische Philosophie, das ist, derjenige Theil der Philosophie, der diesen Namen eigentlich allein verdienet, die erhabenen Gaben ein wenig mehr als gewöhnlich begleitete, wie viel Vergnügen würden ihnen die Kriege dieser kleinen Gesellschaften, die Verachtung, die sie gegen einander annehmen, oder vielmehr die strenge Gerechtigkeit, die sie sich widerfahren lassen, das erhabene und entscheidende Ansehen, womit sie die Aussprüche ihre Nebengesellschaft aufheben um andre bekannt zu machen, die eben so lächerlich sind, und endlich die Neuerungen, die sie in unsre Bücher eingeführet haben, und wovor sich unsre besten Schriftsteller kaum hüten können, wie viel Vergnügen sage ich, würden ihnen alle diese lächerlichen Vorwürfe verursachen?

Wenn man ein solches Schauspiel mit den Augen einer aufgeklärten und ruhigen Vernunft betrachtete, so würde dieser Anblick schon mehr als zu rührend seyn, einen wahren Philosophen wegen des Mangels einer Menge von nichtswürdigen Lobsprüchen zu trösten. Gleich einem furchtbaren Monarchen durch seine Größe über alle Anfälle erhaben, würde er weit unter sich und in der Ferne barbarische Corsaren sich einander zerreißen sehen, nachdem sie vergeblich versucht, auf den Gränzen seiner Staaten einigen Schaden anzurichten. Aber die Philosophen, oder vielmehr diejenigen, die diesen Namen führen, gleichen den Monarchen nur gar zu sehr, und können nicht die geringste Beleidigung übersehen; das Verlangen sich desfalls zu rächen ist oft weit schädlicher als die Beleidigung selbst. Man muß den Neid sehr schlecht kennen, wenn man ihn dadurch zum Still-

schwei-



schweigen zu bringen glaubt, daß man sich gar zu empfindlich dagegen zeigt. Ein Mann der sich durch seine Gaben für würdig schätzt, berühmt zu werden, darf nur die öffentliche Stimme reden lassen, und erwarten, wenn ich so sagen darf, daß der Ruhm komme und seine Befehle abhole. Sie wird bald allen subalternen Stimmen ein Stillschweigen auflegen, weil die Stärke des Haupttons in einer schönen Symphonie alle Dissonanzen zernichtet, die ihre Harmonie stören wollen. Aber ist der Gelehrte, von dem ich hier rede; so wenig ein Philosoph, daß er sich darüber ärgert, daß man ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ist er so unvorsichtig, daß er seinen Verdruß ausbrechen läßt, so wird der Neid seine Anfälle verdoppeln; er wird ihn wider seinen Willen auf Nebenwege führen, und sich bemühen, ihm durch ein lächerliches mehr Schaden zu thun, als er sich durch vortreffliche Werke Ehre erwerben kann. Es geht bey dem Ruhme eben so wie bey Krankheiten, in beyden schaden wir uns immer durch die Ungeduld. Wie vielen erhabnen Genies könnte man nicht eben den Vorwurf machen, den man vormals entweder mit Recht oder Unrecht dem Feldherrn der Carthaginer machte. Die Götter haben einem Menschen nicht alle Gaben verliehen, du hast die Gabe zu siegen, aber nicht die Geschicklichkeit den Sieg zu gebrauchen. Der Ruhm ist eine Art von Gesellschaftsspiele, worinn man von ohngefähr ohne Zweifel bisweilen glücklich ist, aber wo die Geschicklichkeit des Gewinnes weit mehr versichert ist, wenn man nur dadurch, daß man die Kunstgriffe der Betrüger anwendet, sich nicht der Gefahr aussetzt, von ih-

nen entdeckt zu werden. Aber man gewöhnet sich ein wenig gar zu sehr, denselben als eine bloße Lotterie anzusehen, worinn mehr Niethen als Gewinnsste sind, und worinn man sein Glück zu machen glaubet wenn man falsche Zettel macht.

Wenn ich das Reich der Wissenschaften aufmerksam betrachte, so deucht mich, als wenn ich einen Markt sehe, wo eine Menge von Quacksalbern an ihrer breiteren Bühne steht, die Vorbeygehenden anruft, und das Volk einnimmt, das anfänglich über sie lacht, und sich endlich von ihnen betrügen läßt. Durch dieses Handwerk verschaffen sich so viele Schriftsteller eine Art von Namen. Wollet ihr für einen wickigen Mann gehalten werden? schreyet laut aus, daß ihr es seyd. Anfänglich werdet ihr dem größten Haufen lächerlich vorkommen, indessen werdet ihr doch einige Narren einnehmen, die sich um euch versammeln werden, der Haufen wird sich nach und nach vermehren, und selbst diejenigen, die euch nicht anhörten, werden endlich entweder der Meinung der Menge bestimmen, oder zum Stillschweigen gezwungen werden.

Auch ist der Ruhm gewisser Gelehrten, wenn man ihn mit ihren Werken und Personen vergleicht, für viele Leute eine außerordentliche Erscheinung, die sie nicht versuchen zu erklären, die sie aber aus Ehrfurcht für das, was sie Publicum nennen, einräumen muß. Ich rathe ihnen in diesem Falle, dem Beispiele jenes Naturkundigers zu folgen, der erklären wollte, warum die Keller im Winter wärmer als im Sommer sind, und sagte, daß dieses vielleicht von dieser oder jener Ursache, oder auch vielleicht von der Ursache herkomme, daß es nicht wahr sey.

Ich

Ich will den Gelehrten hier nicht alle die allgemeinen Sprüche über die Verachtung des Ruhms vorpredigen, die so oft und mit so schlechter Aufrichtigkeit von den Philosophen angepriesen worden. Ich will mich nicht bemühen, Bewegungsgründe herunter zu setzen, die, wenn man es so haben will, keinen wahren Grund haben, aber dennoch die Quelle aller großen nützlichen und angenehmen Handlungen der Menschen sind. Die Hochachtung seiner Zeitgenossen und Landesleute ist zum wenigsten ein Gut, das man dafür angenommen hat (wie so viele andre), und das so allgemein dafür erkannt wird, daß es unsinnig, unnütz und gefährlich seyn würde, jemanden hierinn anders zu belehren. Aber wie die öffentliche Hochachtung große Werke hervorbringt, so muß man dieselbe auch durch große Werke erhalten, oder wenigstens verdienen, und nicht durch unnütze und niederträchtige Kunstgriffe zu rauben trachten. Schreibet, kann man zu allen Gelehrten sagen, als wenn ihr den Ruhm liebet, bezeigt euch, als wenn er euch gleichgültig wäre.

Diese Betrachtungen scheinen denenjenigen sonderlich nützlich zu seyn, die man schöne Geister nennet; und deren Werke am elendesten beurtheilet werden, weil sie dazu geschrieben sind um gelesen zu werden. Sie sind denen Gelehrten minder nöthig, die sich mit den eigentlichen Wissenschaften beschäftigen, und deren Verdienst, um festgesetzt zu werden, nicht braucht von andern erst gemessen zu werden. Man sollte indessen ganz anders davon urtheilen, wenn man die Maschinen sieht, die sie anwenden, um Lobsprüche zu erlangen, die mehr glänzend als

aufgeklärt sind, den giftigen Haß, den sie gegen einander hegen, und den sie nicht einmal aus Klugheit geheim halten; diese so schwache Menschen lassen sich dennoch Philosophen nennen, gleichsam als wenn die Philosophie, ehe sie sich einläßt das System der Welt gut oder schlecht einzurichten, nicht bey uns selbst anfangen und uns lehren müsse, einer jeden Sache ihren gehörigen Werth beizulegen. Man setzt gemeiniglich den Haß der Poeten dem Weiberhass nach, ich weiß aber nicht, ob man nicht recht daran thun würde, wenn man den Haß der Leute von denen ich rede, zwischen beyde, oder gar voran setzte. Ein schlechtes Sinngedicht ist bisweilen die ganze Rache eines Poeten, die Rache unsrer Weisen ist weit anhaltender und überlegter; ob sie gleich bisweilen keinen andern Grund hat, als ein Frauenzimmer in das Verzeichniß ihrer Anhänger zu setzen, die sich etwas darauf einbildet, daß sie den Verdruß ausgestanden, physikalische Bücher zu lesen, ohne sie zu verstehen.

Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß dieses Bild sich auf alle diejenigen erstreckt, die in der edlen Laufbahn der Wissenschaften laufen; noch weit weniger ist es meine Absicht, dasselbe auf eine Person besonders anzuwenden; auf diese Art würde ich durch die Satyre eine Schrift verunehren und verunstalten, die ich einzig und allein der Jugend, dem Vortheile der Wissenschaften und der Wahrheit widmen möchte. Die allgemeinen Schilderungen sind die einzigen, die sich die Philosophie und die Menschlichkeit erlauben sollen: es ist wahr, weil man selten darauf denkt, sie auf sich anzuwenden, so sind sie

nicht

nicht so nützlich, als sie es seyn sollten, aber besondere und gleichende Gemälde sind es noch weniger.

Um einen solchen Vorwurf zu vermeiden, wollen wir über die traurigen Früchte der Ausnahme, die man den Gelehrten in der Welt wiederfahren läßt, die Decke ziehen. Wenn ich von Gelehrten (Savans) rede, so verstehe ich nicht diejenigen darunter, die man Gedächtnißgelehrte (Erudits) nennet; dies ist eine Nation, die bisher nur wenig bekannt, sehr schwach ist, sehr wenig Handlung treibt, und darum gewiß nicht mehr Tadel verdienet. Würden unsre Naturkündiger und Geometer nicht wohl daran thun, wenn sie ihnen nachahmeten? Ihre Arbeit würde dadurch besser gedenen; sie würde weniger Aufsehen machen, und vielleicht würde sie dadurch nur besser werden. Ein Ausländer hat ein Buch von der Charlatanerie der Gelehrten geschrieben; dieser Titel verspricht sehr viel; ich kenne das Werk nicht; sollte es aber zum Unglück schlecht seyn, so würde die Schuld nicht an dem Mangel der Nachrichten, sondern an dem Verfasser liegen, wosern er aber nicht in Frankreich gewesen ist, so hat er seinem Buche ein vortreffliches Capitel entzogen.

Betrachte ich die Sachen ohne Vorurtheil, so sehe ich nicht ein, warum man einem Gelehrten, an den man sich nicht lehret, einen Naturkündiger und Geometer vorzieht, den man noch weniger versteht, und der allem Ansehen nach, deswegen nicht mehr belustiget. Gewiß die Meynung und festgesetzte Gewohnheit haben sehr viel Antheil an einem so willkürlichen Vorzuge. Was hat die Geometrie einige Zeit her bey uns so sehr zur Mode gemacht? Man hielt es

es für eine ausgemachte Sache, daß ein Geometer der aus seiner Sphäre versetzt würde, keinen Menschenverstand haben könne: Man hätte sehr leicht aus diesem Irrthume kommen können, wenn man den Descartes, den Hobbes, Pascal, Leibniz und so viele andre gelesen hätte; aber so weit vertiefte man sich nicht; für wie viele Leute sind diese großen Männer niemals da gewesen! In Engeland begnügte man sich damit, daß Newton das größte Genie seiner Zeiten war; in Frankreich hätte man auch gewollt, daß er liebenswürdig gewesen wäre. Endlich hat sich von ohngefähr ein Geometer gefunden, den Preußen izund Frankreich geraubet hat, der unter seinen Mitbrüdern einen verdienten Ruhm und zugleich eine gewisse seltene Annehmlichkeit des Wises besitzt, die er durch wesentlichere Eigenschaften zieret, die man aber izund so hoch schäset, und die die Geometrie, wenn man sie einmal hat, eben so wenig nehmen kann, als die schönen Wissenschaften sie geben können, wenn man sie nicht hat. Mit einmal öffneten sich unsre Augen einer außerordentlichen und neuen Erscheinung: Man erstaunte ganz darüber, daß ein Geometer nicht eine Art von wilden Thieren war. Wie man niemals die Mittelstraße hält, so wurden in kurzer Zeit alle Geometer ohne Unterschied aufgesucht; es ist wahr, dieser Unsinn hat nicht lange gedauert, nicht darum, weil man ihn wirklich für einen Unsinn erkannt hat, sondern weil kein Unsinn bey unsrer Nation lange anhält. Indessen dauert diese Raserey, obgleich schwach, noch immer fort. Aber wenn ich in der Stelle unsrer Geometer wäre, so würde mir, wie mich deucht, die gütige Aufnahme, die man ihnen wiederfahren läßt,

nicht

nicht sehr schmeicheln. Die Lobsprüche die man ihnen ertheilet beziehen sich immer auf den nachtheiligen Begriff, den man von ihnen hatte. Es ist ein großer Geometer saget man, und dennoch ein wichtiger Kopf, Lobsprüche, die im Grunde sehr demüthigen und denen Lobsprüchen gleichen, die man den großen Herren giebt. Man bewundert die Scharfsinnigkeit derselben, wenn sie über ein Werk aus den Wissenschaften oder schönen Künsten mittelmäßig und erträglich urtheilen; als wenn ein vornehmer Mann Vermöge seines Standes verbunden wäre, weniger als andere Menschen von den Dingen zu wissen, wovon er redet; mit einem Worte, man begegnet in Frankreich den Geometern und den großen Herren eben so, als den türkischen und persischen Gesandten; man ist ganz erstaunt, den gemeinsten Verstand bey einem Menschen anzutreffen, der weder ein Franzose, noch ein Christ ist, und folglich sammlet man die abgeschmacktesten Lappereien, als eben so viel Denksprüche aus seinem Munde auf. In der That, wenn man die Bewegungsgründe der Lobsprüche, die die Menschen verschwenden, genau untersucht; so würde man in denselben einen sehr starken Trost wider ihre Satyren, und vielleicht selbst gegen ihre Verachtung finden.

Ich will diese Materie nicht verlassen, ohne vorher einige Betrachtungen über die Ursachen unserer Zuneigung und Geflossenheit gegen die Fremden anzustellen. Ich entferne mich dadurch um so viel weniger von meinem Vorwurfe, da sie schon überall wohl aufgenommen werden, vornehmlich wenn sie reich und vornehm sind, und also in der Welt eine besondere Classe ausmachen, die angemerkt zu werden,



den, verdienet, und von dem die Gelehrten gleichfalls für den Ruhm, der ihnen so sehr am Herzen liegt, Vortheil zu ziehen suchen.

Wenn man die Fremden, die unter uns verpflanzt sind, aufmerksam betrachtet, und ihre Personen denen Lobsprüchen nähert, die wir an sie verschwenden, so findet man selten andre Bewegungsgründe bey diesen Lobsprüchen, als ein lächerliches Vorurtheil zu unserm Besten, nebst einer Begierde, unsre Landsleute herunter zu setzen. Es sollte mich der Engländer wegen, die wir so vorzüglich loben, ärgern, wenn sie uns andre Bewegungsgründe beylegeten; man wird mich vielleicht beschuldigen, daß ich ihnen hier das Geheimniß des Staats entdecke, aber ich glaube doch nicht, ein großes Verbrechen zu begehen. Doch dem sey wie ihm wolle, ich muß ihnen gestehen, daß ich bey aller der Hochachtung, die ich für ihre Person habe, ihre Nation dennoch höher schätze, und daß ich in Paris auf einen Engländer eben so wenig neugierig bin, als ich es in London auf einen Franzosen seyn würde. Mancher Mylord kommt hier mit einem wohl verdienten Ruhme an, der in seinem Umgange nichts als ein sehr gewöhnlicher Mensch zu seyn scheint; weil man ein großer Staatsmann seyn, und in seiner eignen Sprache in den Versammlungen seiner Nation auf eine beredte Art Materien abhandeln kann, worauf man sich sein ganzes Leben hindurch gelegt hat, und dennoch in Gesellschaften, deren Gebräuche, Angelegenheiten, lächerliches und Nichtswürdiges man nicht kenne, in einer fremden Sprache stottern kann.

Man muß es gestehen, den Gelehrten hat die Englische Nation vornehmlich das erstaunliche Glück zu danken, das sie unter uns gemacht hat. Weit unter der französischen Nation in den Werken des Geschmacks und der Annehmlichkeit, aber entweder durch das Verdienst, oder wenigstens durch die größere Anzahl vortrefflicher Philosophen, die sie hervorgebracht hat, über dieselbe erhoben, hat sie uns nach und nach in den Werken ihrer Schriftsteller diese kostbare Freiheit zu denken mitgetheilet, die sich die Vernunft zu Nuße macht, die einige wißige Leute misbrauchen, und worüber die Narren murren. Es haben auch so viele französische Federn Engelland gepriesen, daß ihre Lobsprüche den Nationalhaß besänftiget zu haben scheinen, wenigstens von unsrer Seite; denn man muß gestehen, daß wir in diesem Puncte mit ihnen ein wenig im Vorschuß sind; aber im Vorbengehen gesagt, sollte diese Sparsamkeit mit Lobsprüchen nicht ein Bekenntniß unsers Vorzugs seyn? Zum wenigsten ist die Ehre, die sie uns erzeigen, indem sie nach Frankreich kommen, um daselbst unsren Geschmack, unsre Manier, und so gar unsre Vorurtheile anzunehmen, eine Art von einem stillschweigenden und gezwungenen Lobe, das der französischen Eitelkeit angenehmer seyn muß, als ein jedes andres Lob. Es scheint in der That, als wenn wir mit Engelland in einer Art von Tausche stünden. Nachdem wir durch die Engelländer unterrichtet und aufgeklärt sind, fangen wir nunmehr an, sie in den strengen Wissenschaften zu übertreffen, oder ihnen wenigstens das Gleichgewicht zu halten, und sie kommen im Gegentheile, um aus unserm Umgange und Büchern den Geschmack, die Anmuth und  
die

die Methode zu schöpfen, die ihren Werken fehlen. Lasset uns auf unsrer Hut sehn, daß sie nicht bald ihre Meister übertreffen.

Unsre Gelehrten, die zum Fortgange des Anglicismi soviel beigetragen haben, haben nur gar zu gute Ursachen, ihr Werk zu schützen und zu verehren; sie schmeicheln sich, daß die Achtung, die sie den Ausländern bezeugen, mit eben der Münze werde bezahlt werden; daß diese Ausländer, nach ihrer Zurückkunft in ihr Vaterland, ihre Bewunderer preisen und Frankreich durch ihre Schriften Schätze werden kennen lehren, die es bisweilen incognito und ohne Pralerey besessen hat. Das heißt in der That den Ruhm die große Reise (*le grand tour*) thun lassen; aber der weiteste Weg ist in diesem Falle am wenigsten gefährlich, und wenn der Ruhm doch nur einmal anlangt, so geduldet man sich schon.

Bisweilen verläßt man sein Vaterland: Man setzt drehundert Meilen zwischen sich und dem Meide, nachdem man vergebens wider denselben gekämpft hat. Aber man bedenkt nicht, daß diese Entfernung, die die Züge der Satyre schwächt, die Freundschaft noch mehr als den Haß erkältet; und daß die Verbindungen, die in der Entfernung angefangen sind, durch die Gegenwart nur gar zu oft vernichtet werden. Man richtet also nichts weiter dadurch aus, als daß man den Eifer der Anhänger, die man in seinem Vaterlande hatte, schwächt, um in dem Lande, wohin man sich begiebt, neue Feinde zu suchen. Man mag sich immerhin mit denen Gedanken schmeicheln, daß die Ausländer eine Art von einer lebenden Nachwelt sind, deren unparteyischer Bey-

fall blinde oder boshafte Landesleute auf andere Gedanken bringen wird; man bedenkt nicht, daß, je mehr man sich den Ausländern nähert, sie um desto mehr den Charakter der Nachwelt verlieren, wozu wenigstens die Entfernung der Dörfer erfordert wird, wenn die Entfernung der Zeiten fehlet. Da sie gleichsam Landesleute werden, so nehmen sie die Leidenschaften derselben an, weil sie ihr Interesse haben; das höchste Verdienst kann die Stimme des Neides nicht ersticken; und man muß warten, bis man nicht mehr ist, um die Belohnung der wahren Nachkommenschaft zu empfangen, vor der sich die Eifersucht verbirgt, und alle kleine Gegenstände verschwinden.

Um diese Betrachtung zu endigen, will ich nur noch den Wunsch hinzu setzen, daß uns ein berühmter Schriftsteller den Tempel des gelehrten Ruhmes auf eine philosophische Art beschreiben möchte. In Erwartung, daß ein geschickterer Baumeister diese Arbeit übernehme, will ich meinen Lesern den Begriff mittheilen, den ich mir davon gemacht habe.

Ich würde ihn folgendermaßen schildern. Man kommt zu diesem Tempel durch einen ungeheuren Wald, durch eine Art von einem Labyrinth, das durch krumme und enge Fußsteige durchschnitten wird, wo zweien Reisende sich einander nicht begegnen können, ohne daß einer den andern umstößt. Mitten in diesem Walde, und im Angesichte des Tempels, ist nur ein großer Zugang, der von Straßenräubern unsicher gemacht und nur von einigen wenigen Leuten besucht wird, die furchtbar genug sind, um ihnen zu widerstehen, oder sie während ihres Durchganges in Ehrerbietung zu erhalten. Der Ruhm, eine Art von

Gespenst, so aus Mäulern und Ohren ohne Augen zusammengesetzt ist, und eine falsche Waage in der einen, und eine verstimmte Trompete in der andern Hand hält, läßt einen Theil der Reisenden in vermischten Haufen in den Tempel treten, wo alle Stände vermischt werden, da unterdessen die übrigen Candidaten voller Begierde herein zu kommen, und durch die Gerechtigkeit oder durch den Neid zurück gestossen, die Gegend um den Tempel mit dem Schalle der Satyren erfüllen, die sie wie diejenigen austossen, die hinein gekommen sind. Das Heiligthum wird nur von Todten bewohnet, die in ihrem Leben nicht darinn gewesen, oder von Lebendigen, die man sogleich nach ihrem Tode wieder daraus vertreiben wird. Einige gute Bücher sind ganz in dem Heiligthume, und einige abgesonderte Blätter in größerer Anzahl; aber an der Außenseite des Tempels liest man den bloßen Titel einer unendlichen Menge anderer Bücher, die an alle Pfeiler des Einganges angeschlagen, und von einem gemietheten Ausrufer den Vorbengehenden gezeigt werden, fast auf eben die Art, als die Zettel der Postenreißer und Quacksalber an ihren Buden angeschlagen sind, und die wir hinnehmen, ohne sie zu lesen.

Dies sind, meiner Meinung nach, die Gründe, nach denen man den Ruhm schätzen kann, den die Gelehrten durch den Umgang mit den Großen zu erlangen glauben. Sie finden, ihrer Meinung nach, noch einen Vortheil in diesem Umgange, dies ist das, was sie Ansehen (Consideration) nennen, und das man nicht mit dem Ruhme verwechseln muß. Der letztere ist hauptsächlich die Frucht der Gaben oder der Geschicklichkeit; das Ansehen aber hängt von dem Range,  
von

von der Stelle, den Reichthümern, oder überhaupt davon ab, in wiefern man diejenigen nöthig hat, denen man dasselbe zu steht. Die Abwesenheit und die Entfernung schwächen den Ruhm keinesweges, sondern sind ihm vielmehr bisweilen zuträglich; hingegen das Ansehen, das bloß im Aeufferlichen besteht, scheint an die Gegenwart gebunden zu seyn. Ich will mich bemühen, diese wichtige Materie aus einem philosophischen Gesichtspuncte zu betrachten.

Die Dummheit, die Schmeichelen und der Stolz, mögen sagen, was sie wollen, alle Menschen sind durch das Recht der Natur gleich: diese Gleichheit gründet sich auf ihre wechselseitige Bedürfnisse und auf die Nothwendigkeit mit einander in Gesellschaft zu leben; aber die natürliche Gleichheit wird einigermaßen durch eine Ungleichheit, worüber man sich verglichen hat, aufgehoben; diese willkürliche Ungleichheit unterscheidet den Rang, und schreibt einem jeden gewisse äußere Pflichten vor, ich sage äußere; denn die innern und wahren Pflichten sind sonst für alle vollkommen gleich, obwohl von einer verschiedenen Art. Um nur von den äußersten Ständen zu reden, so ist der Prinz dem geringsten seiner Unterthanen im strengsten Verstande Gerechtigkeit schuldig, als dieser letztere schuldig ist, dem Prinzen Gehorsam zu leisten.

Durch drey Dinge unterscheiden sich die Menschen hauptsächlich: durch die Gaben des Verstandes, durch die Geburt und das Glück; man muß sich nicht verwundern, daß ich die Gaben des Geistes zuerst nenne. Sie machen in der That den wahren Unterschied der Menschen aus. Inzwischen wenn man dasjenige bestimmen sollte, was am meisten zur Glückseligkeit bey-



trägt, was uns am meisten von andern unabhängig macht, mit einem Worte, was uns die meisten anscheinenden Freunde und die wenigsten offenbaren Neider verschaffet, so käme dem Glücke die erste Stelle zu. Warum giebt man aber in der Ordnung der öffentlichen Hochachtung den Gaben des Geistes die erste Stelle? Dieß ist die Ursache, weil sie den Vorthell haben, daß sie ein gewisses Hülfsmittel sind, das man niemals rauben kann, das die Unglücksfälle nur immer sicherer und hurtiger machen; weil eine Nation vornehmlich den Gaben des Geistes die Hochachtung der Ausländer und das Glück zu verdanken hat, daß sie eine Menge von billigen und eifersüchtigen Nachbarn in ihr Land zieht.

Aber wenn die Gaben der öffentlichen Hochachtung vor der Geburt und dem Glücke den Vorrang haben, so stehen sie denselben hingegen in der Ordnung der äußerlichen Achtung weit nach. So wunderlich und so ungerecht dieser Gebrauch vielleicht ist, so ist er dennoch nicht ganz ungegründet; denn es ist unmöglich, daß alle Menschen ohne Bewegungsgründe, wenigstens ohne scheinbare Bewegungsgründe, ein Vorurtheil zulassen sollten, das dem größten Theile beschwerlich ist. Dies ist meiner Meynung nach der Grund dieses Gebrauchs.

Weil die Menschen nicht gleich seyn können, so muß sich der Unterschied derselben, wosern er gewiß und ruhig seyn soll, auf solche Vorthelle gründen, die weder streitig gemacht, noch geläugnet werden können; von der Art aber ist die Geburt und das Glück. Um diese beyden Vorthelle zu schätzen, wird weiter nichts erfordert, als daß man Titel und Contracte lesen



sen könne, und diese ist viel leichter, als den Gaben des Geistes ihre gehörige Stelle anzuweisen. Die Ungleichheit, so sich zwischen diesen Lektoren findet, wird niemals einmüthig erkannt werden, am allerwenigsten aber von denen, die Theil daran nehmen. Man hat sich also darüber verglichen, daß die Geburt und das Glück die deutlichsten Kennzeichen die Ungleichheit seyn sollten, und zwar aus eben der Ursache, vermöge welcher in großen Gesellschaften alles durch die Mehrheit der Stimmen entschieden wird, ob gleich die Meinung des größten Hauses oft nicht die beste ist.

Dies ist die Ursache, warum die Achtung und der Ruhm nicht nothwendig mit einander verknüpft sind; ein Gelehrter, voller Redlichkeit und Gaben wird unendlich höher geschätzt, als ein Minister, der zu seiner Stelle nicht fähig ist, oder als ein großer Herr, der sich verunehret hat. Indessen wenn sie sich mit einander an einem Orte befinden, so ist alle Aufmerksamkeit nur für den Rang bestimmt, und der Gelehrte könnte mit dem Philopömen sagen: Ich bezahle die Interessen für mein schlechtes Ansehen. Vergebens wird man mir die Ehrenbezeugungen vorwerfen, die dem Corneille wiederfahren sind, der, wie man sagt, auf der Schaubühne seine Stelle hatte, und von der ganzen Versammlung begrüßt ward, so bald als er sich zeigte; ich antworte, daß man die Sache entweder übertreibt, oder daß dieser große Mann bey besondern Gelegenheiten für den Vorzug bezahlen mußte, den ihm die Nation öffentlich zugestand.

Es ist so wahr, daß das Ansehen mehr von dem Stande, als von den Gaben abhängt, daß man so

gar vor zween Gelehrten, dem dümlichsten und reichsten gemeiniglich die meiste Achtung bezeugt. Wosern sich die Gaben durch diese Austheilung beleidiget halten; so müssen sie es sich selbst beymessen: lasset sie aufhören, ihre Huldigung an Leute zu verschwenden, die sie mit einem Blicke zu brechen glauben, und die ihnen selbst durch ihre Höflichkeitsbezeugungen anzudeuten scheinen, daß diese Höflichkeit vielmehr eine Wirkung ihrer Gnade als ihrer Gerechtigkeit ist; lasset sie aufhören, die Gesellschaft der Großen, ohngeachtet der offenbaren und heimlichen Beleidigungen, die sie ihnen zufügen, aufzusuchen, lasset sie anfangen, die Vorzüge einzusehen, die die Vortrefflichkeit des Genies über andere Menschen giebt, lasset sie aufhören, sich denenjenigen zu Füßen zu werfen, die zu ihren Knien liegen sollten. Ein Mann von Verdiensten scheint mir bey dieser Gelegenheit die Rolle des Achilles an dem Hofe von Scyros zu spielen; er ist glücklich, wenn er einen Ulysses finden kann, der so geschickt ist, ihn herauszuziehen; aber wo sind die Ulyssen?

Die Gelehrten, die den Großen ihre Aufwartung machen, theilen sich in verschiedene Classen; einige sind Slaven, ohne es zu merken, und folglich sind sie es auf ewig; andere, die über die Rolle, wozu man sie zwingt, unwillig sind, unterlassen dennoch nicht, sie geduldig zu ertragen, weil sie hoffen, dadurch für ihr Glück Vortheile zu ziehen; man ist zu mitleidig gegen sie, wenn man sie beklaget! sie könnten sich leicht von selbst überzeugen, daß dieses Mittel zum Glücke zu gelangen, noch viel weitläufiger als sicher ist, und einsehen, durch wie viele niederträchtige Höflichkeiten sie den kleinsten Dienst erkaufen müssen. Eine dritte

Classe,

Classe, die nicht sehr zahlreich ist, schließt diejenigen ein, die, nachdem sie am Morgen den aufrichtigen Vorsatz gefasset, frey zu seyn, den Abend mit der Sclaverey beschließen, die zu gleicher Zeit kühn und furchtsam, edelmüthig und eigennützig sind, und mit der einen Hand dasjenige zurück zu stoßen scheinen, wonach sie mit der andern haschen. Die wenige Beständigkeit in ihren Gesinnungen und in ihrer Aufführung macht sie zu einer Art von Zwittern, die nie aufhören werden, es zu seyn. In der letztern Classe, die, meiner Meynung nach, die tadelhafteste ist, befinden sich diejenigen, welche den Großen öffentlich Weihrauch streuen, und sie in geheim verlästern, und gegen ihres gleichen mit einer Philosophie prahlen, die sie nichts kostet. Diese Classe ist viel größer, als man wohl denken sollte. Sie gleicht den Secten der alten Philosophen, die, nachdem sie öffentlich im Tempel gewesen waren, den Jupiter in geheim lächerlich machten; doch mit diesem Unterschiede, die griechischen und römischen Philosophen wurden gezwungen in die Tempel zu gehen, unsere Philosophen hingegen zwingt nichts, den Großen zu opfern. Ich mache diesen Vorwurf, denenjenigen nicht, die darum mit den Großen umgehen, um ihnen die Wahrheit zu sagen. Dieß ist ohne Zweifel die schönste Rolle, die man bey den Menschen spielen kann. Aber verdienen sie, daß man sich ihrenthalben der Gefahr aussetze?

Lucian, den man den Swift der Griechen nennen kann, weil er eben so, wie dieser Engländer, über alles spottete, selbst über Dinge, die der Mühe nicht werth waren, hat uns eine sehr nachdrückliche Schrift über die Gelehrten hinterlassen, die sich dem Dienste ver-

Großen wiedmen. Das Gemälde, so er von ihnen entwirft, verdiente dem Gemälde der Verläumdung vom Apelles an die Seite gesetzt zu werden \*. „Stellet euch, sagte er, das Glück auf einem erhabenen Throne sitzend vor, umgeben mit Abgründen, um sie herum ist eine unendliche Menge von Menschen, die sich bemühen, hinaufzusteigen, so sehr sind sie durch ihren Glanz verblendet. Die Hoffnung bietet sich ihnen reich geschmückt zu einer Führerin an, und hat den Betrug und die Knechtschaft zur Seite; hinter ihr ist die Arbeit und Mühe, „ (ich würde noch die Langeweile hinzu setzen, diese Tochter des Reichthums und der Größe,) „die diese Unglückliche quälen, und sie endlich dem Alter und der Reue überlassen. „ Es verdriest mich, daß eben dieser Lucian, nachdem er gesagt hatte, daß die Knechtschaft sich bey den Großen unter dem Namen der Freundschaft verstecke, endlich eine Stelle in dem Dienst eines Kaisers angenommen, und was noch ärger ist, daß er sich deswegen schlecht rechtfertigte. Er vergleicht sich aber auch selbst mit einem heisern Marktschreyer, der ein untrügliches Mittel wider den Husten verkauft. Lucian war anfänglich ein Philosoph; der Ruhm seiner Werke war die Ursache, daß man ihn hervor suchte, er hätte nur dazu dienen sollen, seine Einsamkeit desto strenger zu machen; denn die Philosophie gleicht der Andacht, man kommt darinn zurück, wenn man nicht vorwärts geht; er überließ sich der Begierde, mit der man ihn hervor zog, er ward ein Weltmann, ehe er es gewahr ward, und endigte endlich damit, daß er ein Hofmann ward. Indem

\* Siehe den Artikel Calomnie, in dem zweyten Bande der Encyclopädie.

Indem der Weise der Geburt und selbst dem Glücke die Pflichten entrichtet, die die Geseze der Gesellschaft ihm vorschreiben, ist er doch gewissermaßen mit diesen Pflichten geizig; er schränkt sie auf das Aeußerliche ein, weil ein Philosoph die Vorurtheile seiner Nation schonet, ohne sie zu verehren, und die Götzen des Volkes grüßet, wenn man ihn dazu nöthiget, aber sie nicht von sich selbst suchet. Befindet er sich in der sehr seltenen Nothwendigkeit, seine Aufwartung zu machen, wozu ihn mächtige und löbliche Bewegungsgründe verbinden können; so hüllet er sich in seine Gaben und in seine Tugend ein, und lachet ohne Unwillen und Ekel über die Rolle, die er gezwungen ist, zu spielen. — Die Standesperson, deren Verdienst nur in den Ahnen besteht, ist in den Augen seiner Vernunft, aufs höchste nichts als ein kindischer Greis, der vormals große Thaten verrichtet hat, oder vielmehr, ein Mensch, mit dem man, vermöge eines willkührlichen Vergleichs, worüber man mit einander eingeworden, eine gewisse Sprache redet, weil eine Person von eben dem Namen vor einigen Jahren entweder Genie oder Macht, oder Reichthümer, oder Ruhm, oder vielleicht auch nur Glück und Geschicklichkeit gehabt hat.

Vornehmlich vergift der Weise niemals, daß, wenn die Gaben dem Titel eine äußere Ehrerbiethung schuldig sind, es auch eine wahrhaftere Ehrerbiethung giebt, so die Titel den Gaben schuldig sind, und bey denen man sich niemals versteht, wenn man ihrer würdig ist. Aber für wie viele Gelehrten ist der Umgang der Großen eine Klippe? Wenn derselbe nicht bis zu der Vertraulichkeit und vollkommenen Gleichheit geht,

ohne die ein jeder Umgang ohne Annehmlichkeit und ohne Seele ist, so demüthiget die Entfernung, weil man oft Gelegenheit hat, sie zu fühlen; verbindet sich aber die Vertraulichkeit damit, so ist es noch ärger, man spielt alsdann die Fabel mit dem Löwen, mit dem es sehr gefährlich zu scherzen ist. Ein Gelehrter, der durch sonderbare Umstände gezwungen ward, seine Tage bey einem Minister zuzubringen, sagte mit vieler Wahrheit und Einsicht: er will sich mit mir in Vertraulichkeit einlassen, aber ich stoße ihn durch die Ehrfurcht zurück.

Unter den Großen, die am geselligsten sind, giebt es sehr wenige, die ihre wahre oder vorgegebene Größe bey den Gelehrten völlig ablegen, so daß sie dieselbe gänzlich vergessen sollten. Dieß sieht man vornehmlich alsdann, wenn man nicht ihrer Meynung ist. Es scheint, daß, so wie sich der kluge Mann verbirgt, die Standesperson in eben dem Maasse hervor kömmt, und die Achtung fordert, wovon der kluge Mann frey gesprochen hatte. Es endiget sich auch der vertraute Umgang der Großen mit den Gelehrten nur gar zu oft durch einen öffentlichen Freundschaftsbruch; der fast allezeit durch die Unterlassung der wechselseitigen Achtungen verursacht wird, woran man es entweder von der einen, oder von der andern, und vielleicht gar von beyden Seiten hat fehlen lassen.

Ich will indessen aus Achtung für die Wahrheit, und keinesweges aus einem andern Bewegungsgrunde, bekennen, daß es einige Größe giebt, die hiervon ausgenommen zu werden verdienen: und wenn ich nicht befürchtete, daß ihr Name und ihr Lob eine verdeckte und ungerechte Satyre dererjenigen seyn möchte,



te, die ich auslassen würde, ohne sie zu kennen; so würde ich so muthig seyn, sie hier zu nennen. Die Ehrerbietung, die man ihnen bezeuget, ist um so viel aufrichtiger, da sie auf die Ergebenheit gegründet ist, und um so viel gerechter, da es ihnen nicht einfällt, sie zu fodern; ihre Vertraulichkeit ohne Verstellung und ohne Stolz hat nichts Verdächtiges, weil sie die Frucht ihrer Hochachtung für die Gaben des Geistes und des wahren Vermögens ist, so sie in dem Umgange der Gelehrten finden. Dieß ist in der That der nützlichste und edelste Umgang, den ein Mann, der da denkt, nur wünschen kann. Wenn die Kenntnisse die Seele sanfter machen, so erheben sie dieselbe auch; die eine von diesen beyden Eigenschaften fließt aus der andern, und man muß, ungeachtet der Vorwürfe, die man den Gelehrten macht, gestehen, daß sie nicht nur durch ihre Einsichten über die andern Menschen erhaben sind, sondern daß sie auch überhaupt in ihren Gesinnungen und Betragen weniger lasterhaft sind. Da ihre Begierden eingeschränkter sind, so sind sie ein wenig zärtlicher über die Mittel, sie zu befriedigen, und ein wenig erkenntlicher für das, was man zu ihrem Besten thut; denn je weniger Pflichten die Erkenntlichkeit zu entrichten hat, desto gewissenhafter ist sie in Erfüllung derselben. Herr Fouquet ward in seinem Unglücke von allen denen verlassen, die ihm ihr Glück zu danken hatten; nur zween Gelehrte blieben ihm getreu, La Fontaine und Pellisson; ohne Zweifel hätte die Zahl derselben größer seyn können, und es ärgert mich, daß ich die Namen des Moliere und des großen Corneille nicht zu diesen beyden hinzu setzen kann. Aber die Gelehrten



lehrten unterscheiden sich doch bey dieser Gelegenheit; und ich bin erstaunt, daß der Directeur der französischen Akademie bey einem neulichen Vorfalle einen Umstand, der den Wissenschaften und den Nachkommen dieses Ministers so rühmlich ist, nicht mit Wohlgefallen erwähnt hat.

Lasset uns aus allem diesen den Schluß ziehen, daß die einzigen Großen, deren Umgang ein Gelehrter wünschen muß, diejenigen sind, die er ganz sicher als seines gleichen und als seine Freunde ansehen kann, und daß er alle die andern fliehen müsse. Nachdem Philoxen einige Verse des Tyrannen Dionysius angehört hatte, sagte er, man führe mich zu der Steingrube zurück; wie viel Gelehrte, die ihrer Dunkelheit entrissen werden, und mit einmal in einen Zirkel von Hofleuten fallen, sollten fast schon beym Eintritt sagen: man führe mich nach meiner Einsamkeit zurück. Ich habe niemals begreifen können, warum man die Antwort bewundert, die Aristippus dem Diogenes gab: Wenn du mit den Menschen zu leben wüßtest, so würdest du nicht von Hülsenfrüchten leben. Diogenes warf ihm nicht vor, daß er mit den Menschen lebte, sondern daß er einem Tyrannen schmeichelte. Dieser Diogenes, der in seiner Armuth dem Eroberer Asiens troste, und dem nichts als der Wohlstand fehlte, um das Muster der Weisen zu seyn, ist von allen Philosophen des Alterthums am meisten verläumdete worden, weil seine unerschrockene Wahrhaftigkeit ihn zu einem Geiste der Philosophen selbst machte; er ist in der That einer von denen, die die meiste Kenntniß der Menschen, und des wahren Werthes der Dinge gezeiget haben,

haben. Ein jedes Jahrhundert, und vornehmlich das unsrige, hatte einen Diogenes nöthig, aber die Schwierigkeit besteht darinn, wie man Leute finden soll, die Muth haben, Diogenesse zu seyn, und Leute, die Muth haben, ihn zu leiden.

Unter den Großen, die einige Achtung für die Gelehrten zu haben scheinen, machen diejenigen, die auf den Wiß Anspruch machen, eine besondere Art aus; die Eitelkeit hat ihnen diese Ansprüche gegeben, der Stolz verbiethet ihnen, sie allen und jeden ohne Unterschied zu zeigen. Ungeachtet des allgemeinen Lichtes, dessen sich unser philosophisches Jahrhundert rühmet, giebt es noch sehr viele Leute, und mehr als man glaubet, für die der Titel eines Autors oder eines Gelehrten noch nicht edel genug ist. Man muß es gestehen, die französische Nation wirft das Joch der Barbaren, das sie so lange getragen hat, mit Mühe ab. Man muß sich darüber nicht verwundern; da die Geburt ein Vorzug ist, den das Ohngefähr giebt, so ist es natürlich, daß man nicht nur desselben genießen will, sondern daß man demselben auch alle die Vorzüge nachsetzt, die mit mehrerer Mühe erlanget werden. Die Trägheit und die Eigenliebe befinden sich bey dieser Einrichtung gleich gut.

Ich weiß, daß der meiste Theil der Großen über einen solchen Vorwurf schreyen wird; aber lasset sie ihr Gewissen befragen, lasset sie nur selbst ihre Reden untersuchen, so werden wir überzeuget bleiben, daß der Name eines Gelehrten als ein niedriger Titel von ihnen angesehen wird, der nur das Loos eines schlechten Standes seyn kann; als wenn die Kunst, die Menschen zu unterrichten und aufzuklären, nicht nach der  
so

so seltenen Kunst, sie wohl zu regieren, das edelste Antheil des menschlichen Zustandes sey.

Um sich von dem, was ich hier sage, zu überführen, braucht man nur auf die Art, wie die Gelehrten in der Welt aufgenommen werden, Acht zu geben. Diese Aufnahme ist fast von eben der Art, als die, so man gewissen angenehmen Professionen wiederfahren läßt, die ohne Zweifel Gaben erfordern, die wir uns aber selbst alsdenn, wenn wir sie suchen, zu erniedrigen bemühen, so wie wir andre Stände ehren, ohne zu wissen, warum. Die Langeweile will die Gaben genießen, und die Eitelkeit findet ein Mittel, sie von der Person abzusondern. Aus dieser Ursache ist die Rolle der Gelehrten, nächst der Rolle der Geistlichen, am schwersten in der Welt zu spielen; der eine von diesen beiden Ständen geht beständig zwischen der Heuchelei und dem Aergernisse; der andere zwischen dem Stolge und der Niederträchtigkeit.

Sollen also die Gelehrten der Gesellschaft der Großen gänzlich absagen? Außer den Ausnahmen, die ich oben von dieser Regel gemacht habe, nöthigen mich einige besondere Betrachtungen, dieselbe zu mäßigen und einzuschränken.

Diejenigen Gelehrten, denen der Umgang der Welt zu den Gegenständen ihres Studirens nichts helfen kann, müssen sich auf die Gesellschaften, (sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen,) einschränken, worin sie in den Annehmlichkeiten des Zutrauens und der Freundschaft eine nothwendige Erquickung finden. Wozu würden einem Philosophen unsere nichtswürdigen Gesellschaften anders dienen, als seinen Geist zu verkleinern, und ihn der vortrefflichen Gedanken

zu berauben, die er durch das Nachdenken und das Lesen erlangen könnte? Nicht in dem Pallaste von Rambouillet hat Descartes die Anwendung der Algebra auf die Geometrie entdeckt, und Newton hat gewiß nicht an dem Hofe Carls des IIten den Grundsatz der allgemeinen Schwere erfunden; und was die Art zu schreiben anbetrifft, so ist Mallebranche, der in der Einsamkeit lebte, und dessen Ausrechnungen nichts als Kinderspiele waren, darum nicht weniger in seinem Stil das Muster der Philosophen.

Mit denen, die man wichtige Köpfe nennet, verhält es sich ganz anders; um die Menschen in einem Werke der Einbildungskraft zu malen, muß man sie kennen; so wie sie wirklich beschaffen sind, darf man sich nicht schmeicheln, sie zu errathen, und es ist desto schlimmer für denjenigen, der sie errathen will. Der Umgang mit der Welt ist also diesem Theile der Gelehrten unumgänglich nothwendig. Aber es wäre zu wünschen, daß sie wenigstens bloße Zuschauer in dieser gezwungenen Gesellschaft abgeben und aufmerksam genug seyn möchten, um nicht nöthig zu haben, oft zu dieser Comödie wieder zurück zu kehren, die sich nicht allemal gut wieder sehen läßt; es wäre zu wünschen, daß sie derselben auf eben die Art beywohneten, als das Parterre die Schauspiele ansieht, welches die Acteurs richtet, und daß die Acteurs nicht beleidigen dürfen, mit einem Worte, daß sie eben so gesinnet seyn möchten, als Dionysius Thyanäus war, als er nach Rom gieng, um, wie er sagete, in der Nähe zu sehen, was ein Tyrann für ein Thier sey.

Es ist zu wünschen, daß diejenigen unter unsern Schriftstellern, die in einem theatralischen Stücke, oder  
in

## 608 Versuch über die Gesellschaft

in einem andern Werke das Gemälde unserer Zeiten entwerfen wollen, sich nicht damit begnügen, die Sprache derselben zu borgen. Sie würden sich sonst einbilden, daß sie die Geschichte der Menschen schrieben, da sie doch nur die Geschichte der Sprache verfertigen. An dieser verwirrten uneigentlichen und barbarischen Sprache will man isund die Schriftsteller erkennen, die das, was man die gute Gesellschaft nennet, besuchen, denen aber dieser Besuch, man mag auch sagen, was man will, sehr schädlich ist, und deren Schreibart viel besser seyn würde, wie es die Erfahrung zeigt, wenn sie in einer nicht so glänzenden Gesellschaft lebten.

Es ist nur einer kleinen Zahl seltener Leute gegeben, sich vor dieser Mühe zu bewahren, aber es ist sehr sonderbar, daß die Gelehrten, denen es eigentlich zukommt, die Sprache zu studieren, zu kennen, und zu bestimmen, in diesem Stücke Gesetze von den Großen annehmen, denen sie Gesetze vorschreiben sollten. Zu der Zeit, da unsere Sprache, Dank sey es den kleinen wichtigen Gesellschaften, nicht als ein seltsamer Mischmasch des Niedrigen und des Kostbaren (*precieux*) war, mußten die großen Schriftsteller dieselbe gleichsam errathen, indem sie alle Wendungen und Worte aus ihren Schriften verbannen, von denen sie vorhersahen, daß sie bald veralten mußten: Dieß that Pascal in seinen *Lettres provinciales*, ein Buch, das man für ein Werk unserer Tage halten sollte, ob es gleich bey nahe schon vor hundert Jahren geschrieben ist. Isund, da unsere Sprache verunartet, und ihren Adel verliert, werden die großen Schriftsteller sie gleichfalls errathen, indem sie das kurzdauernde

Geschwäge unserer Gesellschaften aus ihren Schriften verbannen. Vielleicht wird es endlich so lächerlich werden, daß unsere Schriftsteller sich noch lächerlicher dadurch machen werden, daß sie es angenommen, und daß man endlich zu dem Wahren und Einfachen zurück kehren wird. Vielleicht aber wird diese glückliche Zeit nie wieder zurück kehren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in eben den Umständen sind, die die Sprache der Zeiten, des Augustus auf ewig verderbet haben.

Eines der größten Uebel des Umgangs der Großen und der Gelehrten, welches indessen eines der hauptsächlichsten Mittel ist, wodurch diese letztere Ruhm und Ansehen zu erlangen hoffen, ist die rasende Begierde zu beschützen, die so viele so genannte Mäcenen unter uns hervorbringt. Wie würde der Liebling des Augustus erstaunen, wenn er seinen Namen so entweiht sähe, und den kriechenden Ton hörte, den diese Gelehrten gegen diejenigen annehmen, die ihn führen? Horaz schrieb an den Mäcen, an den größten Herrn des größten Reiches, so jemals gewesen, in einem Tone der Gleichheit, der beyden Ehre macht; und unter unserer so aufgeklärten und feinen Nation, die sich für so wenig slavisch hält, würde ein Gelehrter, der mit seinem Beschützer so reden würde, als Horaz mit dem seinigen redete, selbst von seinen Mitbrüdern getadelt werden. Die gemeine Einrichtung unserer Zuschriften ist eines von denen Dingen, welche die Wissenschaften am meisten erniedriget haben. Fast alle erschallen von der Ehre, die die Großen den Wissenschaften erzeigen, indem sie dieselben lieben, und keinesweges von der Ehre und von der Noth-



wendigkeit, die sie haben, wenn sie solche lieben. Es scheint als wenn man sich darüber verglichen hätte, daß die Niederträchtigkeit und Falschheit wesentliche Stücke dieser Schriften seyn müssen, als wenn die Lobsprüche, die auf eine edelmüthige Art ertheilet werden, für diejenigen, die sie empfangen, nicht schmeichelhafter, und für diejenigen, welche sie austheilen, nicht rühmlicher wären.

Kann man sich nach allem diesen noch wohl verwundern, daß so viele mittelmäßige Genies, die aber demüthig sind, sich auf Kosten des wahren Genies empor geschwungen haben. Ist nicht, um kein anderes Beispiel zu suchen, der Orpheus unserer Nation, der der französischen Musik so plötzlich eine andere Gestalt gegeben, und dadurch eine Veränderung vorbereitet hat, die wir einsehen können, wenn wir anders wollen, der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung vieler Mäcenen, ohne daß er sich eines andern Verbrechens gegen sie schuldig gemacht hat, als daß er über diejenigen erhaben ist, die sie in ihren Schutz nehmen? Es ist wahr, daß eine kleine Zahl von Großen ausgenommen, die so glücklich sind, den ganzen Werth der Gaben dieses berühmten Mannes zu empfinden, und die Muth genug haben, um es zu sagen, die an dem nicht das Vergnügen haben, daß das Publicum ihren Ausspruch bekräftige, und daß sie endlich gezwungen werden, mit einem schlechten Anstande das Urtheil der Nation zu unterschreiben, ein Urtheil, das sie zuerst würden gesprochen haben, (ohne selber zu wissen, warum,) wenn der große Künstler sich so weit herab gelassen hätte, sie zum Schein über die Musik zu Rathe zu ziehen. Sein glücklicher



cher Erfolg und sein Ruhm bekräftigen dasjenige, was ich oben gesagt habe, daß das Ansehen der Gelehrten in der Länge durchdringt. Ihren Beyfall hat er, nächst sich selbst, dem Ruhme zu verdanken, dessen er ikund, dem Neide und der Cabale zum Troste, genießet. Ich billige darum die Schwärmeren einiger seiner Bewunderer nicht, die Hochachtung des Weisen ist ruhiger; aber es ist großen Gaben eigen, Schwärmer zu machen, und man muß dieselben in einem Jahrhundert erwarten, wo eine Art von Heldenmuth erfordert wird, um erhabene Genies zu preisen, so wie man sich Rechnung darauf machen muß, Enthusiasten, Geißler und Quaker in den Secten hervor zu bringen, die man verfolgt.

Man muß sich nicht verwundern, daß die kleinen Gaben, die mehr nach dem Begriffe des Wises und der Seele der meisten Menschen eingerichtet sind, vorzüglich von ihm geliebet werden. Corneille ward zum Trost aller großen Genies, die ihm folgen werden, beständig fast von allen Liebhabern seiner Zeit verfolgt, deren Helden Scuderi und Boisrobert waren. Es mußte auch so seyn. In einem Vorzimmer lernet man nicht große Sachen zu denken, zu sagen, und zu thun; und wenn Corneille sich mehr in die Welt zerstreuet hätte, so würde man ihn mehr gelobet haben, aber den Polieuct würde er nie gemacht haben. Racine, dem vielleicht, um den Corneille zu übertreffen, nichts fehlte, als daß er so, wie er gelebet hatte, hatte Feinde zu bestreiten; der Höflingsgeist, den er zu sehr besaß, und der ohne die Athalia, Phädra, und den Britannicus seinen Ruhm einigermaßen bes Flecken würde, konnte ihn nicht vor den Verdrießlichkeiten in

D. q 2

Sicher-

Sicherheit setzen, die er von denen auszustehen hatte, deren Slave und Göze Pradon war.

Dies muß indessen die verfolgten Gaben trösten, daß sie sehen, mit welchem Vergnügen das Publicum die Aussprüche der vorgegebenen Kenner aufhebt; ihre Hochachtung ist fast der gewisse Fall eines Werkes; sie bilden sich ein, daß sie ein günstiges Vorurtheil für ihre Clienten erwecken werden, wenn sie die Gabe derselben ankündigen; die Nation aber, der eine jede Gelegenheit, ihre Freiheit auszuüben, kostbar ist, und die einsieht, daß man ihren Beifall stehlen oder rauben will, ist eben darum weniger geneigt, diesen günstigen Eindruck anzunehmen. Es verhält sich eben so mit denen Werken, die angekündigt sind, und die man seit langer Zeit erwartet; das Publicum lebet nicht von der Hoffnung; je länger dieselbe gewesen, um desto mehr verlangt es, daß die Wirkungen derselben Genüge thun sollen, und unglücklich ist derjenige, den seine Erwartung täuscht. Nicht diesem lächerlichen und unnützen Ausprahlen, sondern aufgeklärten und strengen Freunden, die man in Geheim zu Richtern macht, die nur alsdenn billigen, wenn sie nicht umhin können, es zu thun, und deren Rathe man gelehrig nachgiebt, hat man die gute Aufnahme eines Werkes zu danken.

Ich habe bisher nur von denen Liebhabern geredet, die sich damit begnügen, die Gelehrten durch ihr mächtiges Ansehen und durch ihren schwachen Beifall zu unterstützen: ich verstehe hier unter Ansehen, ein Ansehen, das vermögend ist Bewunderer zu verschaffen, nicht aber das den Muth hat, mächtigen Gegnern die Spitze zu biethen. Die Erfahrung beweiset nur gar

zu sehr, daß die verfolgten Gaben von dieser Seite nichts zu erwarten haben, und daß die Feinde die Beschützer bald zerstreuen. Aber die Gelehrten glauben vielleicht in den Einsichten gewisser Liebhaber, die man in zwei Classen theilen kann, mehr Hülfe zu finden.

Die erste Classe enthält diejenigen, die sich selbst zu gut kennen, als daß sie sich mit ihren Arbeiten an das Licht wagen sollten, die sich aber nicht, wie die meisten ihrer Mitbrüder, damit begnügen, daß sie einem Dichter nach ihren Einsichten das Erhabene, und einem Gelehrten Entdeckungen anpreisen; sie wollen sogar ihre Höflinge aufklären, ihnen Entwürfe ihrer Arbeiten geben, und ihnen in der Ausführung derselben helfen. Ich bin erstaunt, daß kein Client den Muth hat, ihnen eben das zu sagen, was einige Handelsleute zu dem Colbert, der sie unterrichten wollte, sagten: Lassen sie uns nur machen; dieser Colbert, der ein so großer Mann war, daß er nur von Dingen redete, die er verstand, und daß er selbst über die Handlung nützlichen Rath ertheilen konnte, war indessen doch auch groß genug, um es nicht übel zu nehmen, daß Leute, die aufgeklärter als er waren, ihren eignen Einsichten folgten.

In der zweiten Classe der Mäcenen befinden sich diejenigen, die selbst auf den Ruhm der Autoren Anspruch machen. Dank sey es der Schmeicheley, die ihnen opfert, selten mislingt ihnen ein solches Unternehmen; sollten sie auch nur die angenommenen Väter eines mittelmäßigen Werks seyn, das man unter ihrem Namen herausgibt, so werden sich schon hundert Federn drängen, sie zu preisen; von den Helden bis auf die Thersites der Gelehrsamkeit werden ihnen

## 614 Versuch über die Gesellschaft

alle zuschreiben, daß sie ein Meisterstück hervorgebracht haben; hätten sie auch nur einen Almanach gemacht, so wird man ihnen beweisen, daß sie das Weltssystem erfunden haben.

Dieser Vorwurf geht vornehmlich auf gewisse auswärtige Journalisten, (denn ich glaube nicht, daß sich unter den französischen einige finden sollten, die ihn verdienen). Mit der einen Hand richten sie der mächtigen Mittelmäßigkeit Statuen von Thon auf, da sie sich mit der andern vergeblich bemühen, die goldnen Statuen großer Männer ohne Schutz und Ansehen, zu verstümmeln. In ihren periodischen Blättern, die man, wie der Herr von Voltaire die Geschichte nennet, ein ungeheures Archiv von Lügen, und von ein wenig Wahrheit nennen kann, wird fast alles gelobet, nur das nicht, was sollte gelobet werden. Sie thun sich auch immer mehr Schaden durch das Gute, so sie von schlechten Büchern sagen, als durch das Uebel, so sie den guten zufügen wollen. Man kann diese Journalisten mit den Thorschreibern der großen Städte vergleichen, die den Zoll einnehmen; sie visitiren das gemeine Volk sehr scharf, lassen die großen Herren ehrfurchtsvoll vorbegehen, erlauben ihren Freunden den Schleichhandel, begehen ihn oft selbst, und halten dagegen dasjenige als contrebänd an, so nicht contrebänd ist. Man muß übrigens von den Bücherrichtern keine Ungerechtigkeit fordern, die eben so niederträchtig ist als die Schmeicheley; aber es ist doch wenigstens erlaubt, sie zu ermahnen, die Schrift von dem Verfasser zu unterscheiden.

Es giebt noch eine letzte Art von Liebhabern, die mit Recht verdienen, höher als die andern geachtet zu werden.

werden, und die man als wahrhaftigere Beschützer der Wissenschaften ansehen kann; Es sind diejenigen, die durch ihre Wohlthaten den Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen suchen. Ich beklage die Gelehrten, denen ihre Glücksumstände eine so traurige und gefährliche Hülfe nothwendig machen. . Wenigstens kommt es ihnen zu, in ihrer Aufführung so viel Würde und Adel zu zeigen, daß ihnen der Wohlthäter selbst verbunden seyn muß. Ich bezahle deinem Vater, sagte Xenophon zu einem seiner Schüler, seine Gutthaten mit Wucher; denn ich bin die Ursache, daß ihn alle Welt lobet.

Der Abt von Saint Pierre, dieser Mann, dessen Schriften die Träume eines redlichen Mannes seyn könnten, dessen sehr philosophische Geschichte aber für unser Jahrhundert in der That eine Art vom Traume seyn würde, trat dem Varignon einen ansehnlichen Theil seines Vermögens ab, und sagte zu ihm: Ich gebe ihnen kein Gehalt, sondern einen Contract; weil ich nicht will, daß sie von mir abhängen sollen. Eine Art von Heldentugend, die verdienet, allen Wohlthätern zum Muster vorgestellet zu werden. Nur um diesen Preis verdienet man ein Wohlthäter zu seyn; aber wie wenige würden diesen Titel unter solchen Bedingungen annehmen wollen?

Welch eine Lehre ist das Beyispiel dieses Abts für gewisse Wohlthäter, die oft eben so geizig, als eitel sind, die sich wegen einiger Wohlthaten, die nach ihrem Vermögen sehr geringe sind, und die sich selbst die Mühe geben, heimlich auszubreiten, für Väter der Wissenschaften halten. Wenn man rechtschaffene Leute verbindet, so muß man die Erkenntlichkeit in

## 616 Versuch über die Gesellschaft

ihnen reden lassen, sie weiß sich selbst schon strenge Gesetze vorzuschreiben. Aber die Menschen sind so aufmerksam, alles das zu erhaschen, was sie über ihres gleichen erheben kann, daß man eine bewilligte Wohlthat gemeiniglich als eine Art von Titel, als eine Besitznehmung desjenigen, den man verbindet, als eine Souverainitätsacte ansieht, deren man misbrauchet, um einen Unglücklichen von sich abhängig zu machen. Man hat sehr viel und mit Recht wider die Undankbaren geschrieben, aber man hat die Wohlthäter in Ruhe gelassen; dieß Capitel fehlet noch in der Geschichte der Tyrannen.

Es sind auch dürftige Umstände für eine edelgesinnte Seele die größte Hinderniß des Glückes. Die gänzliche Armuth führet weit sicherer zu Bedienungen und Reichthümern, weil sie zu der Sklaverey gezwungen ist, und sich folglich dazu gewöhnet. Wie sehr macht der Despotismus und der Stolz der Wohlthäter die Wohlthaten fürchterlich, und bisweilen demüthigend! Wie viel Uebel fügen sie nicht selbst den Gaben dererjenigen zu, die sie verbinden? Die Wohlthaten, die auf eine niederträchtige Art empfangen werden, setzen die Seele, und in der Folge auch die Begriffe herunter, und erniedrigen sie; selbst die Schreibart wird dadurch angesteckt, denn die Schreibart nimmt immer das Gepräge des Charakters an. Seyd erhaben in euren Gesinnungen, und lasset eure Schreibart gesetzt und edel seyn. Ich will es nicht läugnen, daß diese Regel ihre Ausnahmen haben könne, wie eine jede Regel hat; aber diese Ausnahmen würden eine Art von seltenen Erscheinungen seyn.

Die Römer sagten: Brodt und Schauspiele. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Gelehrte den Muth hätten, zu sagen: Brodt und Freyheit. Ich verstehe unter Freyheit nicht eine Freyheit, die nur ihre Person, sondern die auch ihre Schriften angeht. Ich vermenge sie mit der verdammlichen Frechheit nicht, die das anfällt, was sie verehren sollte: der wahre Muth ist der, welcher das Lächerliche und Laster angreift, die Personen schonet, und den Gesetzen gehorchet. Freyheit, Wahrheit und Armuth, (denn wenn man diese letztere fürchtet, so ist man sehr weit von den beyden andern entfernt) sind drey Worte, die die Gelehrten, so wie die Prinzen das Wort Nachwelt, beständig vor Augen haben sollten.

Unter den verschiedenen Mäcenen unsers Jahrhunderts, befinden sich auch einige, die durch die Wissenschaften, oder das, was ihnen gleicht, glücklich geworden, und andere Gelehrten, die weniger reich und bisweilen aufgeklärter als sie sind, in ihren Schuß nehmen. Wenn man nach der Art, wie sie ihnen begegnen, urtheilen wollte, so sollte man glauben, daß das Wort, Republik der Gelehrten, sehr schlecht ausgedonnen sey; nichts ist weniger republikanisch, als ihr Bezeigen gegen ihres gleichen. Sie scheinen überzeugt zu seyn, daß sie allein verdienen, reich zu seyn; man sagt ihnen, wenn sie sich bey einem anständigen Vermögen über ihre Armuth beklagen, von einem Gelehrten, der kaum das Nothwendige besitzt, so werden sie gewiß seine Umstände für sehr bequem halten. Du hast Recht, würde einem solchen Diogenes geantwortet haben; aber ich möchte dich nur einen Tag an meiner Stelle sehen.



## 618 Versuch über die Gesellschaft

Diese Mäcenen haben den Grundsatz, daß ein Gelehrter arm seyn muß. Sie geben deswegen zur Ursache an, die Armuth schärfe den Geist, der Ueberfluß aber schläferen ihn ein und schwäche seine Uebung; aber ihr wahrer Bewegungsgrund ist dieser, daß sie auf diese Art einen zahlreichen Hof und mehr Schmeichler haben können.

Ich gestehe es, sie werden bisweilen dafür bestraft. Es fehlet nicht ganz an Beyspielen, daß diese Tyrannen im Reiche der Gelehrsamkeit, die von den Ausländern und Franzosen gepriesen werden, zum Schrecken derer, die ihnen gleichen, ihren Ruhm überleben, wenn sie durch die Veränderung ihrer Umstände unvermögend werden, zu nußen oder zu schaden.

Nach eben diesem Grundsatz der vorgegebenen Abhängigkeit, worinn die Gelehrten seyn sollen, hat der Geist des Despotismus in einigen berühmten Akademien zu herrschen angefangen, der, wie ich mir zu behaupten getraue, dem Fortgange der Wissenschaften schädlich gewesen seyn würde, wenn nicht viele Glieder dieser Gesellschaften so vorzügliche Gaben gehabt hätten; denn in einem despotischen Staate bestehen die Tugenden der Bürger darinn, daß sie sich betriegen lassen; aber man muß so geschickt seyn, sich bisweilen betriegen zu lassen, und man findet noch immer Leute, die so edel gesinnet sind, daß sie sich betriegen lassen. Der Cardinal von Richelieu, hatte der französischen Akademie eine sehr einfache und edle Gestalt gegeben, aber es war auch der Cardinal von Richelieu. Er sahe, ungeachtet seiner Neigung zu einem despotischen System, das er so weit ausdehnte, wohl ein, daß sich für einen solchen Staat, als die

Repu-

Republik der Gelehrten ist, die nur durch die Freyheit bestehen kann, die demokratische Regierungsform am besten schicke; dieser seltene Mann, der den Werth der Gaben wußte, wollte, daß in der französischen Akademie der Wiß in gleicher Linie dem Range und dem Adel zur Seite gehen, und daß alle Titel dem Titel eines Gelehrten weichen sollten. Er wollte, daß diese Akademie größtentheils aus den guten Schriftstellern der Nation bestehen sollte, um sie in den Augen der Weisen ehrwürdig zu machen, und aus einer kleinen Anzahl von Großen, um sie in den Augen des Pöbels ehrwürdig zu machen; diese letztern sollten bloß die Stellen ausfüllen, die die großen Schriftsteller leer lassen würden, und auf diese Art sollten bey der französischen Akademie die Vorurtheile dazu dienen, um die Gaben zu ehren, und nicht die Gaben dazu dienen, den Vorurtheilen zu schmeicheln. Vornehmlich sollte man aufmerksam seyn, diejenigen davon auszuschließen, die zugleich Schriftsteller und große Herren seyn wollen, und keines von beyden sind. Er stellte sich nicht vor, daß es dereinst Leute geben würde, die sich daran stoßen würden, wenn sie sich in der Akademie zwischen dem Despreaux und Racine sähen; eine Stelle, woraus sich Mäcen eine Ehre würde gemacht haben, und die er mit Bescheidenheit würde angenommen haben. Mit einem Worte, der Cardinal von Richelieu sahe leicht ein, daß es gefährlich seyn würde, in die gelehrten Gesellschaften einen Geist der Ungleichheit einzuführen, der vermögend ist, Verwirrung darinn zu unterhalten, die großen Gaben abzuweisen, in der Länge der Zeit diese berühmten Gesellschaften mit mittelmäßigen Leuten anzufüllen,

len, denen der Titel eines Mitgliedes nothwendig ist, und die gelehrten Belohnungen von dem Eigensinne und dem Neide gar zu abhängig zu machen.

Diese Belohnungen sind übrigens zur Aufnahme der Wissenschaften selbst unter unserer Nation so nothwendig nicht, als man glaubt. Corneille, La Fontaine und viele andere haben dieselben nicht gehabt, und vermuthlich würde auch Racine seine Trauerspiele, und Despreaur seine Dichtkunst ohne dieselben gemacht haben; ohne sie haben unsere Zeiten die Henriade, den Geist der Gesetze (*l'Esprit des lois*) den Hippolyt und Aricie und viele schöne Werke eben derselbigen Verfasser und einiger andern hervor gebracht. Die großen Gaben haben um sich zu entwickeln keine andere Triebfeder vonnöthen, als den Antrieb der Natur. Sie ist es, und nicht das Glück, so einen großen Mann zwingt, es zu seyn. Sie bevölkerte mitten in den bürgerlichen Kriegen Flandern mit geschickten und armen Malern. Sie hat Italien so viele berühmte Künstler gegeben, wovon nur sehr wenige im Ueberflusse gelebt haben.

Man würde sich indessen doch irren, wenn man ohne alle Einschränkung behaupten wollte, daß die übel ausgetheilten Belohnungen allezeit den Muth erhabener Geister niederschlagen: sie sind bisweilen dazu gut, große Dinge bey denenjenigen hervor zu bringen, die sie nicht erhalten, sie arbeiten nicht in der Absicht, dazu zu gelangen, sondern sie zu verdienen. Dieß ist der vornehmste Nutzen dieser Belohnungen, vornehmlich, wenn sie ohne Unterschied und mit vollen Händen ausgetheilet werden. Lasset uns nicht wünschen, daß man ihre Quelle verstopfe. Dieß würde

würde die Gelehrten zum wenigstens auf eine Zeitlang so niederschlagen, daß es meiner Meynung nach mehr Schaden thun würde, als die Huldigungen und die Art von Abgötterey, wozu der Eigennuß sie verbindet: und ich will dem unsinnigen Kaiser nicht gleichen, der die Bibliothek zu Constantino-  
pel verbrennen ließ, weil die Gelehrten in seinem Reiche die Bilder anbetheten. Ich glaube bloß, daß die Belohnungen seltner seyn sollten; dieß würde dazu dienen, daß sie besser ausgetheilet würden, die Sparsamkeit ist aufgeklärter, als die Verschwendung, dadurch würden die Menschen mehr an ihre rechte Stelle gesetzt werden, die Belohnungen, die schwerer zu erhalten geworden, würden nur von denen streitig gemacht werden, die sie verdammen; und die Schriftsteller, die Philosophen, die berühmten Künstler werden außerdem in der Hochachtung ihrer Nation einen Preis erlangen, der schmeichelhaft genug für sie seyn wird, um gebuldig andere Belohnungen erwarten zu können, oder diejenigen schamroth zu machen, die ihnen dieselben entziehen würden.

Aber die Großen müssen nie vergessen, wenn sie den Wissenschaften Gutes thun wollen, daß die persönliche Achtung die wesentlichste Belohnung der Gaben ist, die alle andere erhöht, die selbst ihren Abgang ersetzen kann. Dieser Achtung hatte Griechenland die großen Männer zu danken, die es in allen Arten hervor brachte, dieß ist die schätzbarste Gunst, die die Wissenschaften in unsern Zeiten von einem Monarchen erhalten, der den Thron mit allen Einsichten und Tugenden des Julians besetzt, ohne seinen Aberglauben zu haben. Die Gleichgültigkeit  
Carls

Carls des V. gegen die Wissenschaften, die bis auf seine Nachkommen fortgepflanzt ist, scheint eine der vornehmsten Ursachen zu seyn, die das Wachsthum des Geistes in ihren Staaten bisher aufgehalten hat. Preußen wird seinem Friedrich aus einer entgegengegesetzten Ursache den Fortgang verdanken, den es in den Künsten und Wissenschaften machen wird. Bey diesem Monarchen, der über die Vorurtheile erhaben ist, unterscheidet die Menschen nichts, als das Verdienst. Das Licht und die Wahrheit, die den Prinzen so nothwendig und gemeiniglich so sehr verborgen sind, die er aber liebt und kennet, weil er ihrer würdig ist, sind die Frucht der weisen und keinesweges zügellosen Freyheit, die er den Wissenschaften zugestehet. Die Gaben des Geistes, das Unglück und die Philosophie geben Anrecht auf seine Güte. Sein Geschmack an den Wissenschaften und schönen Künsten ist um so viel aufgeklärter, um so viel wahrer, und um so viel lobenswürdiger, da er seinen wichtigsten Sorgen nichts entzieht, und da er vor allen Dingen König zu seyn weiß. Es schränken sich auch die Lobsprüche, die er erhält, nicht auf die Stimmen seiner Unterthanen ein; von dem ganzen Europa bekräftiget, dessen einmüthige Stimme der Probierstein des Verdienstes der Monarchen ist, werden sie noch von den künftigen Zeitaltern bestätigt werden, deren Urtheil man ihm zum Voraus ankündigen kann, weil er dieselben nicht fürchten darf. Möchte er doch dieses schwache aber uneigennütziges Lob eines Gelehrten annehmen, dessen Feder noch nie durch die Schmeicheley entehret ist, der vielleicht nie die Ehre haben wird, sich ihm zu nähern, den die Freundschaft in sei-

nem

nem Vaterlande zurücke hält, weil sie ihm die Stelle des Glückes vertritt, und der nichts von ihm verlangt, als seine Hochachtung.

Warum kann ich nicht zur Ehre unserer Nation eben dieses von allen unsern Mäcenen sagen? Aber die Wahrheit und die Gerechtigkeit widersetzen sich meinem guten Willen. Ich kann wenigstens behaupten, daß ich auf keinen ins besondere mit den critischen Betrachtungen gezelet habe, die man in dieser Schrift findet. Wenn wider meine Absicht sich jemand darinn zu erkennen glauben sollte, so kann ich ihm keine andere Antwort ertheilen, als die, so Protogenes dem Demetrius gab: Ich kann nicht glauben, daß ihr die Künste bekriegeret; denn ein unverständiger Schuß ist ein wahrhafter Krieg wider die Gaben. Glückliche werden wenigstens die Gelehrten, seyn, wenn sie endlich erkennen, daß das sicherste Mittel sich Hochachtung zu erwerben, dieses ist, daß sie unter sich vereinigen, und gleichsam eingeschlossen leben, daß sie es durch diese Vereinigung leicht dahin bringen werden, daß sie den übrigen Theil der Nation in den Werken der Philosophie und des Geschmackes Gesetze vorschreiben können; wenn sie einsehen, daß die wahre Hochachtung diejenige ist, die von Leuten ertheilet wird, die würdig sind, selbst hochgeschäzget zu werden; daß die Prahlerey ein Possenspiel ist, das den Zuschauer und den Acteur beschimpfet, und daß der Durst nach Ruhm und Reichthümern eine von denen Ursachen ist, die zum Verfall der Wissenschaften unter uns das meiste beytragen werden.

Dies sind die Betrachtungen und die Wünsche eines Schriftstellers, ohne Künste, ohne Intriguen, ohne Bey-

Benstand, und folglich ohne Hoffnung, aber auch ohne Sorgen und ohne Begierden. Ich weiß, daß das falsche Interesse der Menschen sich immer ihrem wahren Vortheile widersehen wird, und ich kann vielleicht eine platonische Republik entworfen haben; in diesem Falle werde ich nicht der erste Missionarius seyn, der mit mittelmäßigen Gaben sehr guten Absichten, mit noch bessern Gründen und einer Aufführung, die seiner Lehre gemäß ist, das Unglück gehabt, niemand zu bekehren. Vielleicht aber wird mein Beispiel, ob es gleich an und für sich selbst wenig überreden und einnehmen kann, endlich von einem unserer berühmtesten und ausgedehntesten witzigen Köpfe nachgeahmet werden. Ich zweifle nicht daran, daß er, der dem stürmischen Meere entgangen ist, das ich nur eben erblicket habe, den Gelehrten mit vielem Nutzen und mit vieler Wahrheit sagen könne:

*Parcite oues nimium procedere, non bene ripae  
Creditur; ipse aries etiam nunc vellera siccet.*





\*\*\*\*\*

## II.

# Erklärung

einer

# gewissen Bildsäule,

welche

# einen gallischen Priester

vorstellet.

Aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique T. XII.

Part. II. p. 379.

Mein Herr,

**A**ls Sie ohnlängst durch Genf reiseten, so unterließen Sie nicht, alles daselbst in Augenschein zu nehmen, was man gemeiniglich den Reisenden zu zeigen pfleget. Bey dieser Gelegenheit vergaßen Sie die öffentliche Bibliothek nicht. Sie betrachteten allda verschiedene Merkwürdigkeiten, darunter aber einige, wie Sie sagten, eine Erläuterung gebraucht hätten, welche man Ihnen nicht geben konnte, weil es gemeiniglich bey solchen Umständen die Zeit nicht verstattet. Sie erinnern sich igo einiger derselben, von denen Sie gern mehreres Licht gehabt hätten, und Sie schreiben an mich, daß ich dieses auf mich nehmen soll. Sie führen unter andern eine kleine Bildsäule von Erzt an, welche einen gallischen Priester

ster hätte vorstellen sollen, und welche Sie wegen ihrer Seltsamkeit nicht genug hätten betrachten können. Davon soll ich Ihnen nun gegenwärtig meine Gedanken sagen. Sie verlangen zu wissen, was man für Beweise hat, daß sich die Sache so verhalte, wie man Ihnen gesaget hat, und ob es nicht hierüber verschiedene Meinungen giebt. Ich soll Ihnen ferner melden, wo und zu welcher Zeit man diese Bildsäule gefunden hat; und endlich, ob man muthmaßlich erfahren kann, in welchem Jahrhunderte sie mag seyn verfertigt worden.

Diese Bildsäule wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts in hiesiger Gegend gefunden. Man arbeitete 1690 an einem Festungswerke auf der Seite gegen die alte Vorstadt St. Victor, und da man das Erdreich aufgrub, fand man dieses Stück des Alterthums. Sie ist noch vollkommen unbeschädiget, und scheint nur erst aus der Arbeit gekommen zu seyn. Es fehlet nichts daran, als ein gewisses Instrument, welches sie in der linken Hand hatte, und welches weggekommen ist. Da Sie vielleicht iho nur noch einen unvollkommenen Begriff davon haben, so will ich mit einer etwas ausführlichen Beschreibung derselben den Anfang machen. Diese Bildsäule ist nur fünf oder sechs Zoll hoch. Sie stellet eine Mannsperson vor, welche in ihren besten Jahren ist. Sie hält in der rechten Hand ein klein Gefäß, welches leer ist. Ihre ganze Bekleidung besteht aus einem kurzen und engen Gewand nach alter Art. Dieses ist unter dem Halse mit einer Art von Haken zusammengeheftet. Die Füße sind nur mit einer Art von  
kleinen

kleinen Stiefeln bekleidet, welche nicht einmal bis an die Waden reichen.

Unsere Kenner der Alterthümer machten gar bald ihre Muthmaßungen über diesen Fund bekannt. Einer von ihnen glaubte bey der ersten Untersuchung, daß dieses Bild gar wohl einen von den römischen Kaisern, die nach dem Adrian regieret haben, vorstellen dürfte, und einige kleine Merckmaale beredeten ihn, es wäre Antonin, der Fromme. Das kleine Gefäß in der rechten Hand erklärte er als ein Kennzeichen, oder Sinnbild seiner Vergötterung, und er muthmaßte, daß er in der linken Hand einen Wurfspieß müßte gehabt haben. Er suchte seine Muthmaßung durch einige Münzen zu bestärken, wo dieser Kaiser also vorgestellet wird. Er beruhte sich sonderlich darauf, daß man diesen Prinzen ehemals auf einer Säule zu Rom in dieser Stellung gesehen hat. Auf Befehl des Pabsts Sixtus des Fünften wurde diese Bildsäule weggeschaffet, und eine andere von dem heiligen Paulus an deren Stelle gesetzt. Nachdem man indessen die Sache reiflicher erwogen hatte, so wurde diese Muthmaßung gänzlich verworfen. Wenn diese Bildsäule hätte den Antonin vorstellen sollen, so hätte sie müssen einen Lorbeerkranz haben. Ueber dieses ist die Bekleidung der Füße weder römisch, noch dem Anzuge eines Kaisers gemäß.

Ein anderer Kunstverständiger, welcher wegen dieser Bildsäule gefragt wurde, versicherte, daß man nicht das geringste Kennzeichen der kaiserlichen Würde daran fände, sondern daß es seiner Meynung nach bloß ein römischer Befehlshaber der Soldaten seyn müßte, den man so vorgestellet hätte, als wenn

er im Begriffe stünde, vor oder nach in einem Felzuge ein Opfer oder eine Libation zu verrichten.

Dieser Kenner der Alterthümer wurde wieder von einem andern bestritten, welcher ihm vorstellte, daß man bey diesem Bilde kein einziges Zeichen eines Kriegsmannes, weder Schild, noch Helm, noch Degen, mit einem Worte, nichts, was zu einem Kriegesbedienten gehöret, anträfe.

Endlich befand man nach einer noch schärfern Untersuchung, daß die Kleidung ganz und gar gallisch war. An den kurzen Kleidern konnte man diese Nation besonders unterscheiden; wie man aus diesem lateinischen Verse sieht:

*Dimidiasque nates Gallica Palla tegit.*

Man erkannte hernach, daß das Gefäße, welches der Gallier in der rechten Hand hält, einen Bedienten des Gottesdienstes, oder eine gewisse Art von einem Opferpriester anzeigen muß. Man kann ihn weder für einen Griechen, noch Römer halten; denn bey diesen beyden Völkern mußten die Bedienten des Altars ihr Amt in langen Röcken verrichten.

Eine noch genauere Betrachtung aller Umstände bestärkte diese Muthmaßung vollkommen. Sie können sich leicht einbilden, Mein Herr, daß man diesen kleinen Mann, so bald man ihn aus der Erde gezogen, wird mit großer Aufmerksamkeit vom Kopfe bis auf die Füße betrachtet haben. Kein einziger Gesichtszug blieb unsern neugierigen Kunstrichtern verborgen. Nachdem sie seine Gesichtsbildung genau untersucht und befunden hatten, daß sie vollkommen allobrogisch, das ist, grob und wild war, so richteten sie

sie

sie ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihn noch einigermaßen weiter kenntlich machen konnte.

Sein Kopf ist bloß, aber er hat viel Haare; doch dieses zeigt nur überhaupt einen Opferpriester an, wie man bey den Alten bemerkt, ausgenommen in Aegypten, wo sie sich mußten die Haare abscheren lassen.

Diodorus Siculus und Suetonius berichten uns, daß die celtischen und alten deutschen Priester sich sehr angelegen seyn ließen, viel Haare auf dem Kopfe zu haben, und den natürlichen Mangel derselben durch fremde Haare zu ersetzen. Die, welche man auf unserer Bildsäule erblicket, scheinen auch falsch zu seyn. Das Besondere, das die Priester dieser Nation hatten, war ihre Art, die Haare in Ordnung zu legen. Sie strichen dieselben über der Stirne gegen den Wirbel des Hauptes in die Höhe, und krümmeten sie hernach wieder herunterwärts, dergestalt, daß dieses einen Büschel oder eine Art von Wulst auf der Stirn machte. Varro meldet uns, daß die Art, wie die Priester ihre Haare herum zu drehen pflegten, einen besondern Namen hatte, und Tutulus genennet wurde. Man sieht diesen Aufsatz von Haaren sehr deutlich auf unserer Bildsäule.

Nachdem unsere Kenner der Alterthümer diesen Priester einige Zeit bey den Haaren gehalten hatten, um sich seiner desto besser zu versichern, so faßten sie ihn hernach bey dem Barte. Es war auch ein wesentlicher Schmuck bey der gallischen Priesterschaft. Sie bemüheten sich, einen so großen Bart zu haben als nur möglich war. Der Bart an unserer Bildsäule ist breit, überaus dick und stark, woben die Seitenhaare

## 630 Erklärung einer Bildsäule

nicht in die Höhe gestrichen, sondern herunterwärts gekrümmt sind.

Hierauf kam man auf das Gewand. Außer dem, daß es sehr kurz ist, bemerkete man noch, daß es durch einen Gürtel zusammengezogen war, welcher mit Zierathen mochte versehen gewesen seyn. Man findet den Gürtel allezeit auf den Münzen, welche einen alten Opferpriester vorstellen. Ich habe nicht nöthig, mein Herr, Ihnen dasjenige zu wiederholen, was die heilige Schrift von dem Gürtel des jüdischen Hohenpriesters erwähnt.

Die Bekleidung der Füße besteht, wie ich schon gesagt habe, in einer Art von hohen Schuhen, oder vielmehr Halbstiefeln, welche nur an den halben Fuß reichen, und den ganzen Obertheil desselben bloß lassen. Sie scheinen bloß bestimmt gewesen zu seyn, die Beschwerlichkeiten der Reise desto besser auszustehen. Allem Ansehen nach war dieses der gewöhnliche Anzug der ganzen Nation.

Aber das kleine Gefäß, welches der Priester in der rechten Hand hält, verdienete mehr Aufmerksamkeit als alles andere, weil man daraus am allerdeutlichsten sehen kann, was die Bildsäule vorstellen soll. Wenn man die Stellung genau betrachtet, so scheint es, daß man einen Priester hat abbilden wollen, wie er im Begriffe steht, den in dieser Schale befindlichen Wein zwischen die Hörner des Schlachtopfers auszugießen,

*Ipsa tenens dextra Pateram inter Cornua fudit,*  
wie Virgil sagt.

Einige Schriftsteller haben geglaubet, daß die Patera sowohl ein klein Gefäß zu den Libationen, als  
auch

auch ein größeres und breiteres bedeutete, welches einen Henkel hatte, und darzu dienete, daß man das Blut des Schlachtopfers auffieng. Aber die eigentlich sogenannte Patera hat weder Henkel noch sonst etwas, wo man es anfassen könnte.

Die gallischen Priester hatten dieses Opfergefäß so oft in den Händen, daß uns Ausonius berichtet, man hätte sie selbst unter diesem Worte zugleich verstanden. Dieses werden sie in seinem fünften Gedichte finden, welches die Ueberschrift hat:

*Commemoratio Professorum Burdigalensium.*

Man findet daselbst den Lobspruch des Redners Attius Patera. Ich will solchen ganz hieher setzen, um Ihnen die Mühe zu ersparen, es aufzuschlagen:

Tu Bagocassi stirpe Druidum satus,

Si fama non fallit fidem,

Beleni sacratum ducis e templo genus

Et exinde Vobis nomina

Tibi PATERAE: sic Ministros nuncupare

Apollinaris. Mystici.

Hier sehen Sie, daß er zu ihm sagt, er hätte den Zunamen Patera erhalten, weil er aus einer Familie der Druiden zu Baneur in der Normandie geboren worden. Wir ersehen hieraus, daß man eine gewisse Classe der gallischen Priester also zu benennen pflegte. Solchergestalt ist das Sinnbild, welches man unserm Priester in die Hand gegeben hat, ein überaus deutliches Merkmaal, und läßt weiter keinen Zweifel wegen seiner Bedeutung übrig. Es bezieht sich auf dieser Bildsäule alles auf die Vorstellung eines Priesters, welcher sein Amt verrichtet. Man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß, was er in der



linken Hand gehabt und verloren gegangen, ein Opfermesser müsse gewesen seyn.

Als man Ihnen diese Bildsäule auf unserer Bibliothek zeigte, so gab man vor, sie sollte einen alten Druiden vorstellen. Die Verse des Ausonius bringen uns auf diese Meynung. Was aber hierbey noch einigen Zweifel erregen könnte, ist die Beschreibung, welche der berühmte Herr von Bochat von einem Druiden gemacht hat, der auf einem silbernen Opfergeschirr, das man in der Schweiz im Jahre 1633 gefunden, vorgestellt wird. Man sieht an diesem Gefäße verschiedene Bilder in erhabener Arbeit, und unter andern einen Druiden.

Dieser gelehrte Kenner der Alterthümer beschreibt uns dieses Bild folgendermaßen: „Dieses Bild, sagt er, stellet einen Mann vor, der mehr alt als jung ist, und einen kurzen starken Bart hat, wovon der Mund bedeckt ist. Er hat kurze Haare. Der Rock ist nicht gegürtet, und hat fast gar keine Falten, er geht ihm bis über die Waden. Das ist sein ganzer Anzug. Die Ärmel, welche fast nur die Schulter und die Hälfte des Armes bedecken, sind bis fast an die Schulter mehr als einmal aufgeschnitten.

„Was am meisten bey diesem Bilde einem Druiden ähnlich ist, besteht darinnen, daß er in der rechten Hand eine Art von Sichel oder großem Messer, und in der linken einen Zweig von Mistel, der auf den Eichen wächst, hält, welchen er mit seiner Sichel abgehauen hat, oder etwas Eisenkraut, welches die Druiden eben so hielten und gebrauchten, wie den Mistel. „ \*

Wenn

\* Histoire ancienne de la Suisse T. II. p. 412.

Wenn man diese Beschreibung mit unserer Bildsäule vergleicht, so findet man zwar eine Aehnlichkeit darinnen; aber der Anzug ist sehr verschieden, welches denn manchen bereden könnte, daß einer von beyden nothwendig kein Druide seyn müsse. Der, welchen der Herr von Vochat beschreibt, hat einen ziemlich langen Rock, aber der unsrige hat ein sehr kurzes und mit einem Gürtel zusammengezogenes Gewand. Der auf dem Opfergefäß abgebildete Druide hat gar keinen Gürtel, da ich doch schon gezeiget habe, daß der Gürtel ein wesentlicher Zierrath bey den alten Priestern war.

Aber dieser gelehrte Kenner des Alterthumes eröffnet uns etwas, welches dem ganzen Streite ein Ende machen dürfte. Er gesteht, daß sein Druide ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Gotte Sylvan hat. Man pflegte diesen Waldgott mit einer Sichel in der einen Hand, und mit einem Zweige in der andern vorzustellen. Was der Herr von Vochat vor Mistel oder vor Eisenkraut gehalten hat, kann gar leicht ein Zweig seyn, welchen der Bildhauer würde größer gemacht haben, wenn es die Länge des Opfergefäßes verstattet hätte.

Ueberlegen Sie nur einmal, mein Herr, daß alle die andern Bilder, welche um dieses Gefäß herum gemacht sind, Gottheiten vorstellen. Man sieht da den Jupiter, den Mars, den Apollo, die Diane, den Merkur. Das Bild, das dem vermeyntlichen Druiden am nächsten steht, und über welchem der Herr Vochat zweene Raben zu bemerken geglaubet hat, ist, allem Ansehen nach, die Venus mit ihren zwey Tauben, welches die Sinnbilder sind, die ihr die Poeten zur Begleitung geben. Man wird alsdenn nichts als Gottheiten

ten auf dem Opfergefäße sehen, und man kann nicht begreifen, was ein Druiden mitten unter diesen Gottheiten machen sollte. Die kleinen Zusätze, die ich Ihnen also zu weiterm Nachsinnen überlasse, kommen von einem Gelehrten hiesiger Gegend, welcher sich mit den Alterthümern sehr bekannt gemacht hat, welcher aber zugleich dem Herrn von Vochat das Endurtheil hierüber überläßt.

Es ist Ihnen bekannt, daß die Druiden bey den Galliern Priester, Sittenlehrer, Aerzte, Meßkünstler, oder vielmehr Sterndeuter, und sonderlich Richter waren. Ihr Amt war, daß sie das Recht sprachen. Nur sie entschieden fast alle Zwistigkeiten, und setzten Strafen und Belohnungen. Wenn es jemand nicht wollte bey ihrem Ausspruche bewenden lassen, so wurde er von den Opfern ausgeschlossen. Der Bann war unter ihnen eingeführet. Der Bann der Druiden war damals eben so erschrecklich, als der Bann der Päbste in den folgenden Zeiten.

Die Druiden versammelten sich alle Jahre in der Gegend von Chartres, und zwar ganz nahe bey der Stadt dieses Namens, welche ungefähr für den Mittelpunkt von Gallien gehalten wurde. Einzelne Personen, welche Streitigkeiten unter einander hatten, begaben sich von allen Seiten in diese Versammlung, welche an einem geweihten Orte gehalten wurde. Hier wurden die Rechtshändel gemeiniglich entschieden, und das Urtheil, welches die Druiden fälleten, galt fast eben so viel, als ein göttlicher Ausspruch.

Die Druiden hatten ein gewisses Oberhaupt, welches man als ihren Hohenpriester betrachten konnte. Man überließ ihm eine unumschränkte Gewalt. Nach  
seinem

seinem Tode folgte ihm derjenige, welcher die meisten Verdienste unter ihnen hatte. Er wurde gemeiniglich durch die Mehrheit der Stimmen erwählt. Aber diese Wahl verursachte zuweilen Uneinigkeiten und Zerrüttungen, so daß es sogar bey verschiedenen Gelegenheiten zu Thätlichkeiten kam.

Es würde schon der Mühe werth seyn, daß man sich von ihren Grundsätzen einen vollkommenen Begriff zu machen suchte; es fehlen uns aber die hierzu erforderlichen Nachrichten. Es war ein Gesetz bey ihnen, wornach sie sich bey allen Umständen richteten, daß sie nicht das geringste aufschrieben, weder ihre Gesetze, noch ihre Geschichte, noch die Geheimnisse ihrer Religion. Julius Cäsar führet davon die Ursache an, in seinen Büchern. Er saget, daß sie dieses vermuthlich darum thaten, damit der gemeine Mann nichts von ihrer Wissenschaft erfahren, und ihre Künste nicht ihren Werth verlieren möchten, wenn sie allen Leuten bekannt würden. Sie fanden ihre Rechnung besser, wenn sie das Volk in der Unwissenheit erhielten. Es war ein bequemes Mittel, sich desto leichter dessen Hochachtung und Ehrfurcht zu erwerben.

Anderer haben dafür gehalten, daß sie deswegen gar nichts aufgeschrieben hätten, damit sie das Gedächtniß ihrer Lehrlinge desto besser üben könnten. Sie pflegten ihnen eine große Anzahl Verse auswendig lernen zu lassen. Es geschieht auch wirklich zuweilen, daß Lernende vergessen, die Kräfte ihres Gedächtnisses zu verbessern, wenn sie sich zu sehr auf das Schreiben verlassen. Diese Gründe könnten allenfalls ziemlich wahrscheinlich seyn, in Ansehung ihrer Weltweisheit und Religion; aber es ist doch nicht zu glauben,

## 636 Erklärung einer Bildsäule

ben, daß sie ihre Geseze, und sonderlich ihre Geschichte nicht sollten aufgezeichnet haben. Es ist allerdings zu verwundern, daß sie nicht sollten einige Schriften bekannt gemacht haben, darinnen die Nachkommen hätten die merkwürdigen Thaten ihrer Regenten und Mitbürger lesen können.

Von ihrer Religion ist fast nichts weiter bekannt, als daß sie die Unsterblichkeit der Seele für einen der vornehmsten Puncte ihrer Gottesgelahrtheit gehalten, und diese Lehre sehr bequem und nützlich befunden haben, ihnen eine Verachtung des Todes beizubringen. Sie glaubten auch die Seelenwanderung.

Plinius (Histor. Natur. lib. XVI.) erzählt die Art, wie sie den Mistel von den Eichen gesammelt haben, welches sie als eine der wichtigsten Ceremonien ihrer Religion betrachteten. Dieser Baum wurde bey ihnen für heilig gehalten, man muß aber dieses nur von den Steineichen verstehen. Sie pflegten sich alle Jahre zu einer gewissen Zeit in einem Holze zu versammeln, und mit einer goldenen Sichel, oder krümmen Messer den Mistel abzunehmen, welcher auf dieser Art von Eichen wuchs. Sie verwahrten solchen sehr sorgfältig als ein seltenes Geschenk der Gottheit. Sie opferten bey dieser Gelegenheit Thiere, und zuweilen auch Menschen. Man beschloß diese Ceremonie mit einem Gastmahle.

Wir könnten leicht unsern Druiden für einen von denen ausgeben, welche zu dieser feyerlichen Handlung gebraucht wurden. Man machet nicht leicht Bildsäulen als für Leute, die einen besonders großen Rang haben. In diesem Falle ist nichts natürlicher, als die

Muth-

Muthmaßung, daß das Werkzeug, welches in seiner Hand gewesen, und verloren gegangen ist, die goldene Sichel gewesen seyn muß, welche man gebrauchte, den Mistel abzunehmen. Unterdessen, mein Herr, damit Sie nicht Ursache haben, zu sagen, daß wir unsere Waare selbst lobeten, so will ich es ganz gerne bey meiner ersten Muthmaßung bewenden lassen: daß nämlich dasjenige, was es in der linken Hand gehalten, nur ein Opfermesser gewesen ist. Solchergestalt wird unser Druide nur ein gemeiner Priester, und zwar aus der Ordnung der niedrigen Opferpriester gewesen seyn.

Sie haben ferner zu wissen verlangt, ob man ungefähr das Jahrhundert erfahren hat, darinne diese Bildsäule ist verfertiget worden. Es ist aber sehr schwer, hiervon etwas Bestimmtes zu sehen. Man hat so gar Ursache, sich zu verwundern, wie eine gute Bildsäule hat können von den Galliern gemacht werden. Wenn man aber doch überlegt, daß sie mit den Römern Umgang gehabt haben, so ist es ihnen nicht unmöglich gewesen, etwas Bildhauerarbeit abzuler-  
nen. Vorher verstunden sie ganz und gar nichts von Künsten und Wissenschaften. Das einzige, was ich Ihnen also auf ihre Frage antworten kann, ist dieses, daß diese Bildsäule nothwendig neuer seyn muß, als die Eroberung von Gallien. Weiter können wir nichts eigentlicheres angeben, wie alt sie seyn mag. Ich bin = = =

Genf, den 1 des Christm.

1752.

66X22 {\*} 66X22

III. Schrei

\*\*\*\*\*

## III.

Schreiben eines vornehmen Frauenzimmers  
an den

Herrn " " " "

von der

# Beschneidung der Aegypter.

Aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique Tom.  
XII. Part. I. p. 189.

Mein Herr,

**D**ie Abhandlung, welche der Herr Jablonski ohnlangst von der Götterlehre der Aegypter geschrieben hat, gab uns leßlich Gelegenheit, von den Gewohnheiten dieses Volkes zu sprechen, und wir kamen dabey auf deren Beschneidung zu reden. Sie konnten einigermaßen meine Gedanken hierüber errathen; weil ich aber Bedenken trug, mich vor unsern damaligen Zuhörern deutlicher zu erklären, so mußte ich ihnen versprechen, solches schriftlich zu thun. Ich will also meinem Versprechen hiermit nachkommen.

Man kann aus der Geschichte der Aegypter deutlich wahrnehmen, daß die Beschneidung nicht bloß bey diesem Volke gebräuchlich gewesen ist, sondern daß man vielmehr bis auf die spätesten Zeiten zurück gehen muß, wenn man den Zeitpunkt dieses Gebrauches bestimmen



stimmen will. Es hat auch Herodotus nicht ausmachen können, ob sich diese Gewohnheit von den Aegyptern selbst herschreibt, oder ob diese selbige von den Aethiopiern \* angenommen haben. Die heilige Geschichte meldet uns im Buche Josua 5, 9. daß die Beschneidung schon zu der Zeit, da sich die Kinder Israel in der Wüsten lagerten, in so großer Hochachtung bey den Aegyptern war, daß es für einen Schimpf gehalten wurde, nicht beschnitten zu seyn. Ich komme hierbey ganz natürlich auf folgende zwei Muthmaßungen, darunter nur eine einzige gegründet seyn kann: entweder muß die Beschneidung bey den Aegyptern vor den Zeiten Abrahams gebräuchlich gewesen seyn, oder sie haben selbige von diesem Patriarchen und seinen Nachkommen erhalten.

Es ist aber nicht möglich, daß die Aegypter sollten die Beschneidung vor den Zeiten Abrahams gehabt haben, weil sonst hieraus folgen müßte, daß die Philister, welche mit den Aegyptern einerley Stammvater haben, und welche mit ihnen in einem Lande gewohnet hatten, daraus sie nur kurz vor den Zeiten Abrahams gegangen waren, daß diese Philister, sage ich, würden haben eben dieses Geseß beobachten müssen.

Nun ist aber aus dem andern Buche Samuelis 31, 4. bekannt, daß dieses ein unbeschnittenes Volk war. Uebrigens fällt die Meynung dererjenigen, welche glauben, daß die Beschneidung bey den Aegyptern vor den Zeiten Abrahams gebräuchlich gewesen,

\* Es ist eine ausgemachte Sache, daß man damals unter dem Namen der Aethiopier die Araber zu verstehen pflegte.

sen, von sich selbst hinweg, wenn man bedenkt, daß die jüdische Geschichte ausdrücklich bezeuget, daß Abraham der erste gewesen ist, mit welchem Gott einen solchen Bund aufgerichtet hat, und daß die Aegypter hingegen, welche den Zeitpunkt, darinnen diese Ceremonie ihren Ursprung genommen, nicht bestimmen können, gestehen, daß sie dieselbe von den Aethiopiern könnten erhalten haben, welches denn satksam beweiset, wie ungewiß sie in diesem Stücke sind.

Eben so wenig wahrscheinlich ist es, wenn man sagen wollte, daß die Aegypter die Beschneidung von Abraham selbst erhalten haben, weil dieser Patriarch noch nicht diesem Gesetze unterworfen war, als er nach Aegypten kam; denn er empfing den Befehl der Beschneidung allererst etliche Jahre darauf. 1 Buch Mos. 12 und 17. Und wenn auch dieses nicht wäre, glauben Sie denn wohl, mein Herr, daß es ein Ausländer hätte können so weit bringen, daß die Aegypter eine so schmerzhaft und gefährliche Ceremonie, wie die Beschneidung ist, sollten eingeführet haben?

Wem soll man nun wohl die Einführung dieses Gebrauches bey den Aegyptern zuschreiben? Meine Meynung hiervon ist diese:

Moses berichtet uns in dem andern Buch Mos. 2, 18. 19. daß sich nach dem Tode Josephs ein neuer König in Aegypten erhob, der von Joseph nichts wußte. Dieser neue König, dessen hier gedacht wird, war allem Ansehen nach, einer von den Nachkommen Jsmaels. Hier folgen die Beweisgründe, mein Herr, welche meine Muthmaßung bestärken sollen. Erster Beweisgrund: Gott hatte Abraham versprochen, daß Ismael eine sehr große und zahlreiche Nachkom-

Genossenschaft haben sollte, daß er ihn zum Haupt über ein sehr großes Volk machen würde, und daß zwölf Fürsten von ihm abstammen sollten. 1 Buch Mos. 17, 20. Zweyter Beweisgrund: Die Mutter und das Weib Ismaels waren aus Aegypten, wie aus dem 1 Buch Mos. 16, 1. und 21, 21. erhellet. Dritter Beweisgrund: Die Nachkommen Ismaels handelten zugleich mit den Midianitern in Aegypten, zu der Zeit, da ihnen Joseph von den Söhnen Jacobs verkauft wurde. 1 Buch Mos. 17, 28. Woraus ich den Schluß mache, daß die Ismaeliter einen großen Anhang in Aegypten hatten. Nun erwägen Sie nur einmal, mein Herr, wie die Geschichte der Aegypter meldet, daß die Araber eine gewisse Zeit in Aegypten regieret haben, und daß außerdem verschiedene Gelehrte den Zeitpunkt, darinn die Hirtenkönige regieret haben, in die Zeit dieses neuen Königes, der von Joseph nichts wußte, setzen; dieses machte denn die Muthmaßung noch wahrscheinlicher, daß einer von den Nachkommen Ismaels damals Aegypten müsse unter seine Gewalt gebracht haben. Diese Betrachtung erläutert verschiedene Umstände, welche man außerdem würde schwerlich erklären können. Man ersieht daraus so gleich, wie die Beschneidung bey den Aegyptern entstanden \* ist, indem sie solche lange

nach

\* Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Prinz aus dem Stamme Ismaels wird die Beschneidung bey den Aegyptiern eingeführet haben. So zwang Hircanus die Idumäer, nachdem er sie bezwungen hatte, daß sie sich mußten beschneiden lassen. Joseph. 13, 7. Man begreift übrigs leicht, daß eine so beschwerliche Ceremonie, und die nur durch menschliche Gewalt war eingeführet worden, den Augenblick aufgehöret hat, da sie nicht mehr durch eben

nach den Zeiten Abrahams, aber verschiedene daher von dem Ausgange der Kinder Israels aus Aegypten angenommen haben. Denn die große Staatsveränderung in Aegypten erfolgte ungefähr hundert Jahre zuvor.

Man kann zweitens, wenn man diesen Satz vor wahr annimmt, erklären, warum die Aegypter die Beschneidung nicht eher als im vierzehnten Jahre ihres Alters empfiengen, da hingegen die Nachkommen Isaacs den achten Tag nach ihrer Geburt beschnitten wurden. Dieser Unterschied kommt daher, weil Ismael allererst in seinem vierzehnten Jahre beschnitten wurde, und weil er diesen Zeitpunkt von seinen Nachkommen wollte beobachtet wissen.

Man findet endlich durch meine Muthmaßung die Bewegungsgründe, warum dieser neue König in Aegypten die Kinder Israel so tödtlich gehasset, und warum er den gänzlichen Untergang dieses Volks so sehr gesucht habe. Gal. 4, 22. 29.

Wenn man diese drey Umstände an sich selbst betrachtet, so sind sie vielen Schwierigkeiten unterworfen; aber diese Schwierigkeiten werden verschwinden, so bald man die ist gedachten Umstände mit der Meinung vergleichen wird, welche ich iko vorgetragen habe, indem ich voraus setzte, daß der neue König, von dem Moses im andern Buche redet, aus dem Stamme Ismaels wäre.

Nachdem ich Ihnen also mein Wort gehalten habe, mein Herr, so ersuche ich Sie schlußlich zu glauben, daß ich bin

diese Gewalt unterstüget worden, und daß sie nur unter den Priestern, welche den Geheimnissen ihrer Religion eifrigst ergeben waren, noch gebräuchlich gewesen.

\*\*\*\*\*

# IIII.

## Das Leben des kaiserlichen

und

## sachsengothaischen Medaillers,

weiland

Herrn Christian Bermuths,

in Gotha.

**I**ch habe im Jahre 1745. in den Altonaer gelehrten Zeitungen im CI. Stück auf der 830. Seite das Leben meines seligen Freundes, des hannöverschen Kupferstechers, Herrn Nicolai Seeländers, bey der Nachwelt in gutem Andenken zu erhalten gesucht. Nachhero habe ich im VI. Stücke des VI. Bandes des hamburgischen Magazins auf der 648. Seite dem geschickten Kupferstecher in Dresden, weiland Herrn Moriz Bodenehr ein Denkmaal gestiftet. Weil nun verschiedene Freunde, welche Liebhaber der Künste sind, mir durch Briefe ihren Beyfall bezeuget, so will ich iho meinem seligen Freunde, obgenanntem Herrn Christian Bermuth, einen Liebesdienst thun, und sein Andenken der Vergessenheit entreißen, damit es nicht mit seinem Leibe im Grabe verweise. Er war die Erstgeburt seiner lieben Mutter, und erblickte das Licht dieser Welt a. 1661 den ½. December zu Altenburg in Meissen, Montags

früh um 10. Uhr. Sein Vater Christian Vermuth war daselbst fürstl. sächs. Hofgürtler bis a. 1664. da er eben zu dergleichen Dienste nach Dresden berufen wurde, und allda a. 1680. den 25. Martii verstarb, seines Alters 43. Jahr und 7. Monat. Sein Großvater welcher Matthäus Vermuth hieß, war Bürgermeister und Gürtler in der Schönburgischen Herrschaft im Voigtlande gelegenen Stadt Glauche. Die Mutter unseres Herrn Vermuths war auch aus dieser Stadt gebürtig, und des dasigen Archidiaconi, Herrn Zacharia Reinsieckels Tochter, welche a. 1676. den 3. August in Dresden die Schuld der Natur bezahlet. Sein Vater wollte ihn anfänglich in seiner Profession unterrichten, weil er aber bey unserm Vermuth einen geschickten Kopf und eine große Neigung zum Münzeisenschneiden frühzeitig gewahr wurde, so ließ er ihn diese Kunst bey Herrn Ernst Caspar Dürren, chursächs. Münzeisenschneider in Dresden erlernen, bey welchem er a. 1681. um Michaelis in die Lehre trat. Ältern thun vernünftig, wenn sie die Neigungen ihrer Kinder flügllich abmerken, und sie derjenigen Sache widmen, wozu sie die Natur bestimmt zu haben scheint. Denn wo ein Kind wider seine Neigung und natürliche Geschicklichkeit zu Ergreifung einer Lebensart gezwungen wird, da thut es alles mit Verdruß, und es wird auf die letzte nichts daraus als Humpelen. Unser junger Vermuth ließ sich bey seiner Kunst recht wohl an, und so wenig es ihm an Lust zu derselben fehlte, so wenig fehlte es ihm auch an gehörigem Fleiße und Geschicklichkeit, weswegen ihn sein Lehrherr sehr liebete. Weil derselbe nun hin und wieder verschrie-

ben

ben wurde, Stempel zu Münzen zu schneiden, und er diesen seinen Lehrling eben so wohl leiden, als brauchen konnte, so mußte er ihn allenthalben mit begleiten, wie er denn mit ihm ein Jahr in Leipzig, ein Jahr in Jena, und zwey Jahr in Zerbst seyn mußte, auch ein Jahr hin und wieder mit ihm nach Magdeburg, Berlin, und Sondershausen reisen mußte, Siegel und Münzen zu schneiden. Dieser sein Lehrherr hatte nach funfzehnjährigen dresdnerischen Diensten keine bleibende Stelle, und gieng von dar in berlinische, stettinische, und endlich in churländische Dienste als Münzeisenschneider; hergegen unser Vermuth wurde a. 1686. den 20. Martii in hochgräfl. schwarzburgische sondershäuserische Dienste als Münzeisenschneider angenommen. Er bekam dabey Gelegenheit die Probierkunst, und was zum Münzwesen und einem Münzmeister und Guardein zu wissen nöthig, bey dem fürstl. sächs. gothaischen Münzmeister Herrn Thun zu erlernen, und übete sich vier Jahre darinnen, worüber er auch einen ordentlichen Lehrbrief bekam. Weil nun seine Geschicklichkeit im Münzeisenschneiden bekannt wurde, so wurde er von dem fürstlichen sächsischen gothaischen Hofe als Münzeisenschneider berufen. Er nahm solche Stelle an, doch mit dem Bedinge, daß er sie von Sondershausen aus versehen durfte, bis er endlich, auf Verlangen des durchlauchtigsten Herzoges von Gotha von Sondershausen dorthin zog. Von hier aus hat er sowohl churfürstl. mainzische, als auch bischöflich hildesheimische, herzoglich braunschweigische und wolffenbüttelische, auch etliche fürstl. sächsische Dienste mit Münzrüstung versehen. Und weil er große Lust trug, Medaillen zu



verfertigen, so that er auf eigene Kosten unterschiedene Reisen, in Münzcabinetten großer Herren dergleichen Gedächtnißmünzen zu sehen und kennen zu lernen. Er bemerkete das Niedliche und Saubere, auch Wohlgebildete in Geprägen, und brachte es durch Gottes Gnade und Hülfe, auch unverdrossenen Fleiß und Uebung so weit, daß er mit verfertigten Medaillen, die seine Hand gemacht hatte, zum Vorscheine kommen konnte, wie er denn deren eine sehr große Menge verfertigt hat, auf Kaiser, auf Könige, auf Fürsten, auf Generals, auf Akademien, auf Gelehrte ausfallen Facultäten, auf die neuesten Begebenheiten in den Staaten, in der Religion, und in andern merkwürdigen Begebenheiten. So hat er auch mancherley satirische Medaillen, welche zuweilen ziemlich beißend, aber doch witzig ausfallen, bekannt gemacht. Von seinem Ehestande ist zu melden, daß er sich in Sondershausen im Jahre 1688 den 5ten Junii in ein christlich Ehegelöbniß eingelassen mit Jungfer Elisabeth Julianen, einer Tochter Herrn Julii Eberhard Voigtländers, welcher über 24 Jahre fürstl. braunschw. Landvoigt oder Amtmann zu Bettmar an der langen Wiesen gewesen, aus dessen Lenden sie entsprossen, und im Jahre 1670 den 28 Januarii geboren worden. Seine eheliche Verbindung mit derselben trat er den 25 September besagten Jahres zu Langelsheim, eine Meile von Goslar, bey ihrer Frau Großmutter an, welche den fürstl. braunschw. Oberförster Kochen am Harze gehabt, und führete sie den ersten October mit sich nach Sondershausen heim, mit welcher er viel Kinder gezeuget, unter welchen mir bekannt sind: Frau Maria Juliana Wachlerinn, welche 1692 den 2 Junii geboren, und

## kais. und sachsengoth. Medailleurs. 647

an einen Secretär in Gotha verheirathet worden, auch seine Wissenschaften hat, und im Emailliren sehr geschickt ist. Ein Sohn, Christian Siegmund, geboren 1711 den 25 May, lebet noch als königl. poln. und churfürstl. sächs. Medailler in Dresden. Es legete sich auch der selige Mann auf die Chymie, in welcher er in seinem Hinterhause arbeitete. Weil er auch einen starken Briefwechsel nicht nur mit Gelehrten, sondern auch mit Künstlern unterhielt, so hatte er eine starke Sammlung von allerhand Kupferstichen, zu welcher insonderheit der amsterdamer Kupferstecher, Peter Schenk, vieles beygetragen, zusammengebracht; wie nicht weniger ein trefflich Cabinet von allerhand Seltenheiten, von welchem er mir einsmals schrieb: es hätte ihm ein kaiserlicher Oberster aus Mantua 24000 Thaler gebothen, welche er auf 30000 Thaler gehalten, jenem aber vor 25000 Thaler gelassen hätte. Es hätte auch der Oberste ihm gern 30000 Thaler geben wollen, wenn er alles hätte fortzubringen gewußt. So war er auch ein überaus großer Liebhaber von Büchern, von welchen er sich einen großen Vorrath angeschaffet hatte; und da er mit dem gelehrten königl. polnischen und churfürstl. sächsischen Rathe und Historienschreiber, Herrn Wilhelm Ernst Tenzeln, in genauer Freundschaft stand, welcher ein großer Bücherkenner war, so verschaffete ihm derselbe schöne Bücher. Wie denn auch unser Vermuth des Herrn Tenzels Bibliothek vor einige tausend Thaler an sich kaufete, dieselbe hernach durch Verstechung seiner Saxoniae Numismaticeae gegen andere Bücher, auch vor baares Geld aus Auctionen vermehrte, wie er solches in dem Vorberichte des ersten Theiles seiner Bibliothek, so er

## 648 Leben des Herrn Bermuths,

im Jahre 1738 den 7 Julii und folgende Tage in Gotha an die Meistbiethenden überlassen, meldet. Er hatte auch ein kostbares Münzcabinet von allerhand raren Münzen, welche er aber noch bey seinem Leben an die Meistbiethenden verkauft hat. Sonst war er von einer aufgeweckten Gemüthsart, freundlich und leutselig, und mischte in seinen Unterredungen bisweilen einen anständigen Scherz mit ein. Wie er denn, als ich ihn 1735 den 26 May in Gotha besuchete, einst zu mir sagete: Wenn wir immer bey einander seyn müßten, so wollten wir Sachen machen, daß Menschen und Vieh sich darüber verwundern sollten. Doch ließ dieses im Alter nach, da einige Ernsthaftigkeit dasselbe verdrunge. Daher gewöhnete er sich an, jedermann die trockene Wahrheit unter die Augen zu sagen, unterschrieb sich auch in seinen Briefen vom Jahre 1739 an nicht mehr Bermuth, sondern Wahrnuth. Gegen gute Freunde war er auch nicht zähe, sondern frengelig, wie er mir denn 1739 den 18ten Junii, da ich abermals in Gotha bey ihm war, verschiedenes schenkte, und in eben dem Jahre den 23 October mir Thomae Smithii vitas quorundam eruditissimorum et illustrium viro-um, Lond. 1707. in 4. zuschickete, welches er noch aus der Büchersammlung des seligen Herrn Tenzels übrig behalten. Der Tod führete ihn aus dem vergänglichlichen ins unvergängliche Leben den 3 Dec. 1739. Sein Gedächtniß ist zum immerwährenden Andenken auf die Nachwelt, in Gold, Silber, Kupfer und Zinn so vielmal eingepräget worden, so viel er Medaillen gepräget. Insonderheit hat er es vor der Vergessenheit zu erhalten gesucht durch verschiedene Medaillen, die er auf sich selbst gepräget.

Auf

Auf einer von einem Lothe steht auf der Hauptfigur das Brustbild seines werthen Freundes, Herrn Tenzels, mit einer langen Peruque, nach der linken Hand sehend, mit der Umschrift: WILH. ERNEST. TENZELI, POLYHISTOR. Auf der Rückseite ist das Brustbild unsers Herrn Bermuths mit einem Gewand über der Schulter, und einer großen Peruque, nach der rechten Hand sehend, benebst dieser Umschrift: CHRISTIAN WERMUTH MEDALIATOR. Auf einer andern, von eben solchem Gewichte, hat er das Andenken seiner Hochzeit zu stiften gesucht. Die erste Seite zeigt sein Brustbild, mit der Ueberschrift: CHRISTIANVS WERMUTHIVS. Altenb. Misn. Die Rückseite stellet das Brustbild seiner Ehegattinn dar, mit der Umschrift: ELISAB. JULIANA WERMUTHIN. Nat. VOIGTLÄNDERIN. Auswendig auf dem Rande herum liest man folgendes: Copulati Langeleheimii, prope Goslarium D. XXV. Septembr. An. MDCLXXXIIX. Noch eine andere Medaille prägte er, deren vordere Seite sein Brustbild, nach der linken Hand sehend, zeigte, mit einem Gewand über die Schulter, und einem gefräu- selten Spitzenhalstuche, auf dem Haupte eine Peruque tragend. Die Umschrift lautet: CHRISTIANVS WERMUTH. AltenBurgensis Misnicus. In dem Abschnitte unter der Schulter ist zu lesen: ÆTatis. 41. Anno 1702. GOTHÆ. THuringorum. Die Rückseite stellet sein Wapen vor, worüber er 1687 den 30 Sept. einen Wapenbrief bekommen. Das Wapen selbst hat seine Helmdecken, welche weiß und blau sind, und einen rechtwärts gefehrten zugeschlossenen Helm.

Das Schild ist deutsch, mit einer aufwärtsgehenden eingebogenen Spitze rother Tinctur, und drey silbernen Querbalken. Das rechte Feld ist blau, mit einem silbernen Kleeblatte. Das linke ist silberfarben, worauf der Mercurius mit seinem Schlangenstabe steht. Ueber dem Helme sind zwey ausgebreitete Flügel, zwischen welchen in der Mitte sechs Stengel mit Manblumen, wie es scheint, und Blättern stehen, zur Rechten des Flügels steht ein C, und zur Linken ein W, welches Christian Vermuth heißen soll. Die Umschrift giebt dieses zu lesen: CAESARIVS SAXONICVS SCVLPTOR NVMISMATVM PRIVILEGIatus. Die Randschrift saget dieses: OMNIA SI PERDAS FAMAM SERVARE MEMENTO. Noch eine andere hat er ausgefertigt, auf welcher die erste Seite eben so ist, wie an der vorigen; die Rückseite zeigt einen Storch mit ausgebreiteten Flügeln, nach der linken Hand sehend, welcher im Schnabel einen Frosch hat. Er steht auf einem sumpfsichten Erdreiche, so mit Schilfe bewachsen ist, und auf welchem Schlangen und Frösche herumkriechen. Die Ueberschrift heißt: NON CVRAT. Unten im Abschnitte steht: BREKEKEREX, COAX. COAX. Die Randschrift besaget dieses: CONSCIA MENS RECTI FAMAЕ MENDACIA RIDET. Vermuthlich ziele er darauf, daß er mancherley widrige Urtheile von seinem Gepräge und chymischen Arzneyen nicht achte. Außer dem hat er mancherley Schriften an das Licht gestellet, welche ich, so viel mir deren bekannt sind, hier beybringen will. Es hat auch Herrn Vermuths Freund, der geschickte Kupferstecher

stecher in Amsterdam, Peter Schenk, sowohl sein, als seiner Eheliiebsten Bildnisse, mit schwarzer Manier auf groß Folio zum Andenken in Kupfer gestochen.

### In Folio

Hat er durch J. G. Menzeln in Leipzig 12 Kupferstiche von großen und mittelmäßigen Schaustücken auf die Wahl Kaiser Carls VI. gloriwürdigsten Andenkens, auf einem halben Bogen stechen lassen, über welchem oben steht: NVMISMATA. GLORIOSISSIMI IMPERATORIS CAROLI VI. GERMAN. HISPAN. HVNG. BOHEM. etc. REGIS, ARCHIDVCIS AVSTRIAE etc. AVGVSTAE DIGNITATIS AVSPICIIS, ET MEMORIAE ELECTIONIS ET CORONATIONIS SACRATA D. D. D. CHRISTIANVS WERMVTH, ET IOAN. CHRISTIAN. KOCH. PROTOMISTAE GOTHANI THVRINGIAE.

### In Quart

Hat er durch seinen Verlag die sächsischen Münzen von Tenzeln beschrieben in lateinischer und deutscher Sprache, und Kupferstichen befördert. Der erste Theil hat diesen Titel: SAXONIA NVMISMATICA, oder Medaillencabinet von Gedächtnismünzen und Schaupfennigen, welche die Durchlauchtigsten Chur- und Fürsten zu Sachsen, albertinischer Hauptlinie prägen und verfertigen lassen, aus vielen Cabineten mit Fleiß zusammen gelesen, in schöne Kupfer gebracht, und aus der Historie und

Stamm-

Stammregistern erläutert durch Wilhelm Ernst Tenzeln, Kön. Pöhl. und Churf. Sächf. Rath und Historiographum, verlegt durch Christian Vermuthen, Kaiserl. privilegirten, auch Kön. Preussif. und Fürstl. Sachfengothaischen Medailleur, zu finden in Frankfurt am Mann bey Friedrich Knochen, und in Leipzig bey Philipp Wilhelm Stocken, Buchhändler. Dresden, gedruckt bey dem Kön. Hofbuchdrucker, Joh. Kiedeln, 1705.

Der Titel des andern Theils lautet eben so, nur daß gemeldet wird, daß darinnen die Medaillen der ernestinischnen Linie abgehandelt werden. Beyde Theile kamen 1714 mit Zusätzen und Registern wieder heraus, unter folgendem Titel: Sächsisches Medaillencabinet, von Gedächtnißmünzen und Schaupfennigen, welche die Durchlauchtigsten Chur- und Fürsten zu Sachsen, Ernestinisch- und Albertinischer Hauptlinien, seint zwey hundert Jahren haben prägen und verfertigen lassen, aus vielen Cabineten mit Fleiß zusammen gelesen, in schöne Kupfer gebracht, und aus der Historie und Stammregistern gründlich erläutert, durch Wilhelm Ernst Tenzel, Kön. Pöhl. und Churfürstl. Sächf. Rath und Historiographum. Auch mit zwey Hauptregistern, nebst zweyen Supplementis, ausgefertigt durch Christian Junker, aus Dresden, Fürstl. Sächf. Historiographum, des Fürstl. Sächf. Gymnasii zu Altenburg Directorem, und der Königl. Preussif. Societät der Wissenschaften Mitglied. Verlegt durch Christian Vermuth, Kaiserl. und Königl. Preussif. auch Fürstl. Sächf. privilegirten Medailleur. Frankfurt, Leipzig und Gotha, zu haben bey Samuel Tobias Hoyer, Johann Georg Menzel, als der Me-



baillenkupferstecher und Andreas Schall, wie auch bey dem Verfasser selbst MDCCXIV. In dieser Ausgabe sind darzu kommen die beyden Hauptregister Anno 1713, so vor 16 Gr. besonders verkauft wurden, und Anno 1714 kamen noch Supplemente darzu zu dem ganzen Werke. Das ganze Werk kostet 12 Thl.

In Octav.

Specification derer Medaillen, oder Schaustücke, so zeithero in Gold, Silber, verguldt- und purem Kupfer, auch englischem Zinn-versefertigt und zu bekommen bey Christian Wermuthen, Fürstl. Sächsis. Medailleur in Gotha. Gedruckt durch Christoph Keyhern, Fürstl. Sächs. Hofbuchdrucker, 1698.

Continuation des im 1698 Jahre herausgegebenen Catalogi, Gotha 1699. Fernere Continuation, Gotha 1700, in 8. CHRISTIANI WERMUTHII Caesarei priuilegiati et Ducalis Saxon. sculptoris metallici NV-MISMATA omnium IMPERATORVM ROMANORVM MNEMONICA Ordine descripta, et oculorum senio confectorum gratia perspicue explicata. Opus vere Regium omnibus omnium ordinum, praesertim ciuili prudentiae Studiosis vtile ac iucundum. Cum gratia et priuilegio Sac. Caes. Maiest. Gothae, Typis Christophori Keyheri, Typogr. Aul. MDCCII. In diesem Werkchen hat er auf der ersten Seite die Häupter der römischen Kaiser, vom Julio Casare an bis auf Leopoldum, theils aus alten Edelgesteinen und Münzen, theils von Gemälden abgeprägt, und darbey die Umschrift ihrer Namen und Titel beygebracht. Auf der andern Seite sind kurz ihr Leben und Thaten beschrieben, und

und unten im Abschnitt steht ihr Symbolum alles in lateinischer Sprache. Es wurde dieses Werk Anno 1715 wiederum aufgelegt, worzu die Kupferstiche der ersten Seiten dieser Münzen kamen, welche Jacob Petrus in Erfurt gestochen. Es kostet zusammen 1 Thlr.

Catalogus Bibliothecae Tenzelianaë, zu einer Lotterie von 2000 Thlr. jede Num. 8 Gr. deren 6000 und keine Nieten oder ledige Nummern seyn, sondern vor jede etwas Materie aus dieser Bibliothek, vor die eingelegten 8 Gr. bekommen sollen, in Octav 1714 gedruckt, vor 8 Gr.

Catalogus, nicht allein sehr curiosen und raren alten griechisch- und römischen Münzen, jene von Königen, Provinzien und Städten, diese aber von Bürgermeistern und Kaisern, in Silber und Erz geschlagen; sondern auch modernen, silbernen Medailles, Thalern, halben Thalern, Orthsthalern, halben Orthschen und Groschen, auf Kaiser, Päpste, Könige, Chur- und Fürsten, Grafen und Städte, auch sonst allerhand Begebenheiten verfertigt, welche alle unter öffentlicher Auction den 2 December des 1715 Jahres, in Gotha, Vormittags von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr, an die Meistbietenden sollen verkauft werden. Gotha, gedruckt mit reyherrischen Schriften. Es ist dieser Catalogus überaus wohl zu brauchen, denn vorne stehen alte griechische Münzen, an der Zahl 63; hernach kommen auf der 8 u. f. Seite 109 römische Münzen, welche die Bürgermeister haben schlagen lassen. Hernach auf der 51 und folgenden Seite silberne Münzen der alten römischen Kaiser, an der Zahl 217. Ferner auf der

91 und folgenden Seite 429 eherne Münzen der römischen Kaiser von größerer und mittlerer Größe. Auf der 162 und folgenden Seiten, kommen die Münzen der römischen und constantinopolitanischen Kaiser mehrentheils von der kleinsten Gattung, an der Zahl 464. Auf der 220 Seite u. f. sind 40 paduanische und cavinianische Münzen. Es ist dieser Catalogus deswegen brauchbar, weil bey einer jeden Münze, wo anders dieselben bey Schriftstellern erklärt worden, in die Schriften derselben gewiesen wird, wo man sie nachschlagen könne. Auf der 225 Seite fangen sich Thaler von Kaisern, Königen, Päbsten, Churfürsten, Marggrafen, Herzogen, Fürsten, Grafen und Städten an, worzu noch auf der 279 und folgenden Seite allerhand Schaustücke und Münzen mit besondern Ueberschriften kommen. Hernach folgen halbe, Viertel- und Achtelreichsthaler und Groschen in eben der Ordnung, wie bey denen Thalern.

Sonst ist noch zu merken, daß in dem Thesauro Numismatum huius saeculi, in Fol. im ersten Theile, im 1700 Jahre nachfolgende Kupferstiche von seinen Medaillen zu finden. Fol. 9. 10. 21. 28. 33. infra befindlich. Im 1701 Jahre, oder andern Tomo, diejenigen, so Fol. und Num. 86. 98. 99. 111. 121. 128. 131. XL. 132. 134. 138. 139. 144. zu ersehen.

Im 1702 Jahre, oder dritten Theile, die, so Fol. und Num. 149. 150. 151. 161. 162. 169. XX. 171. XXII. 173. 175. 184. 185. 186. 201. 206. 208. 221. 227. 228. 230. 233 befindlich, ic.

Im 1703 Jahre Fol. 293. 243. 256. 270. 278. 287. 291. 292. 297. 298. 299. 304. 310. 311. 322. 336.

Von

## 656 Leben des Herrn Vermuths.

Von dem Preise seiner Medaillen ist noch folgendes zu melden: Wenn eine Medaille 1 Loth in Silber wiegt, so kommt sie in Gold 5 Ducaten schwer. Was aber in Silber unter 1 Loth wiegt, werden die halben Lothstücke mit 16 Gr. die dreyachtel Lothstücke mit 16 oder 12 Gr. die acht Quentenstückchen mit 8 oder 6 Gr. und die ganz kleinen  $\frac{1}{2}$  Quentenstückchen mit 5 Gr. bezahlt, weil dergleichen kleine Stückchen sehr mühsam sind, auch die zarten Stempel bald entwen gehen. Vor die Fagon wird von jedem Ducaten 4 Gr. und von jedem Loth Silber 6 Gr. vor Abgang und Arbeit bezahlt.

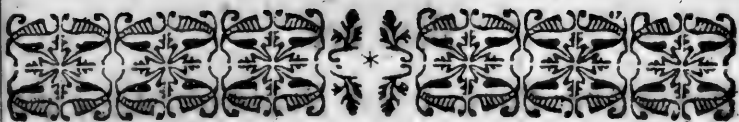
S. C. Lesser.

---

### Inhalt des sechsten Stückes im dreyzehnten Bande.

- 1) Versuch über die Gesellschaft der Gelehrten und der Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die gelehrten Belohnungen Seite 563
- 2) Erklärung einer gewissen Bildsäule, welche einen galischen Priester vorstellet 625
- 3) Schreiben eines vornehmen Frauenzimmers an den Herrn = = = von der Beschneidung der Aegypter 638
- 4) Das Leben des kaiserlichen und sachsengothaischen Medailleurs, weiland Herrn Christian Vermuths, in Gotha 643





# Register

## der merkwürdigsten Sachen.

Achilles wird mit Löwenfette und Hirschmarke ernähret	525
Aegypter, wo sie die Beschneidung herbekommen	638 f.
Agath, Nachricht von einem ganz besondern	445. 446
Akademie französische, deren Errichtung	618
Allegorien, warum sie so häufig in den alten Schriften gefunden werden	76
Allegorische Schriften, warum sie erfunden worden	533
Amphion soll die Musik erfunden haben	544
Anthes von Anthedon, wenn er gelebet	537
Appenrade, Herleitung dieses Namens	463
<i>Apus pisciformis</i> , Beschreibung dieses Insektes	445
Armuth, ob sie den Geist schärfe	618
Athemholen steht mit der Bewegung des Gehirns in einer Verbindung	248

### B.

Bart, wovon er bey verschiedenen Frauenzimmern herrühret	188. 189
Bayle, seine Mischälligkeit mit der Königin Christina	397
Bearn, Anmerkungen von den medicinischen Wasser dafelbst	102 ff.

## Register.

- Bellinischer Versuch** wird oft wiederholet 405. 406
- Berlinerblau** wird erfunden 34.      woraus es besteht 34. 45
- Beschneidung**, wo sie die Aegypter herbekommen 639. 640
- Beutelgeschwulst**, Nachricht von einer an der eigenen Lungenschlagader 260 ff.
- Bewegung**, ob sie von der Empfindung herzuleiten 230
- Bildsäule**, Erklärung einer, die einen gallischen Priester vorstellt 625 ff.
- Blut**, in demselben sind Eisentheilchen vorhanden 31. verschiedene Versuche, die dieses bestätigen 36 ff. aus demselben wird das Berlinerblau gemacht 34. 45. Verhältniß des Menschen- und Ochsen-Blutes in Ansehung der Eisentheilchen gegen einander 41
- Brunnen** werden zu Kornbehältnissen angelegt 289
- Brust**, wird einer Weibsperson abgesetzt 170. 332
- Bücher**, wie vielmal sie in Spanien censiret werden müssen 88

### C.

- Cälestin V.** warum er die päpstliche Würde niedergeleget 501
- Carl der I. König** von England wird enthauptet 366
- Carl der V.** großmüthiges Bezeigen desselben, als seine Flotte vor Algier untergieng 505
- Carl Gustav**, wird zum Nachfolger der Königin Christina erkläret 354. merkwürdige Münze, die er beym Antritte seiner Regierung schlagen lassen 371
- Castanien**, wilde, wie sie zur Viehmast zuzubereiten 28-30
- Chris

# Register.

**Christina, Königin in Schweden;** Gedanken über die Denkwürdigkeiten derselben 340. ihre Erziehung und durchdringender Verstand 347. Liebe zur Freyheit 353. zu den Sprachen und der Philosophie 359. 360. erkläret den Carl Gustav zu ihrem Nachfolger 361. ihre Freygebigkeit gegen die Gelehrten 364. ihr Anerbiethen gegen den Scudern 365. sie leget die Regierung nieder 367. und verläßt Schweden 372. nimmt zu Brüssel die katholische Religion an 373. wie es ihr in Frankreich gefallen 377. womit man sie verglichen 378. läßt ihren Oberstallmeister Monaldeschi hinrichten 379. sie will nach England gehen 381. geht aber nach Rom zurück 382. bekömmt Handel mit dem Pabste 383. fehret nach Schweden zurück, findet aber wenig Liebe 384. geht nach Rom zurück 385. kömmt noch einmal nach Schweden 386. fehret misvergnügt wieder nach Rom zurück 388. schicket einen Bevollmächtigten nach Nimwegen 390. ihr Unwille über den Bayle 397. ob sie wieder evangelisch werden wollen 399. ihr Tod und Grabschrift 399. 400. was sie für Werke geschrieben 400

**Churchill, Nachricht von diesem Flusse** 99

**Cimbrien, das südliche, ist das igtige Herzogthum Schleswig** 451. zwey vornehme Klöster darinnen 469

**Clystiere, können weggebrochen werden** 273

**Comödie, worinn die neuere die alte übertrifft** 93. 94. worinn die Stärke der alten bestund 95. wenn die neuere empör gekommen 96



# Register.

**Corneille**, genießt große Ehrenbezeugungen 597.  
wird verfolgt 611

**Cromwell**, will die schwedische Königin Christina  
in England nicht aufnehmen 381

## D.

**Dänische Sprache**, Schicksale derselben im Herzog-  
thume Schleswig 451 ff. davon finden sich viele  
Worte in der englischen 476. Beispiele von der  
Mundart, die im südlichen Eimbrien gebräuchlich  
sind 487 = 491

**Därme**, wenn sie mit Gifte berührt werden, was  
alsdenn geschieht 425

**Descartes** geht nach Schweden 356. 358. stirbt  
daselbst 360

**Deutschen**, ob dieselben erst in Dänemark gewohnet,  
ehe sie Deutschland bevölkert haben 454

**Dichter**, was zu Hervorbringung derselben unum-  
gänglich nöthig ist 519

**Dichtkunst**, eine wahre findet ohne Tugend nicht  
statt 82. was zur epischen nothwendig erfordert  
wird 84. wenn sie erfunden worden 531

**Druiden**, Nachricht von denselben 634

## E.

**Edict von Nantes**, dessen Aufhebung 395

**Ehrenstellen**, die Ablehnung derselben ist nicht alle-  
mal ein Kennzeichen wahrer Großmuth 501

**Eiche**, wie lange sie wächst, vollkommen bleibt, und  
wieder eingeht 118

**Eichenmistel**, wie er ehemals gesammelt worden 636

**Eis und Feuer**, ob sie sich an einem Orte mit einan-  
der vertragen können 20. wie Eis durch Kunst  
hervorzubringen 197. 198

**Eis.**

# Register.

**Eisberge**, isländische, Erklärung ihres Namens 13.  
 14. 16. wo sie liegen 18. ihre Länge und Breite  
 18. 19. Märchen von denselben 19. gemeine  
 Meynung von dem Ursprunge dieser Berge 20.  
 besondere 203. 205. sie stecken voll Salpeter 203.  
 und Steine, die Gold und Silber in sich enthalten  
 204. bewegen sich von einem Orte zum andern  
 207. wenn sie am meisten fortrücken 207. Ur-  
 sache dieses Fortrückens 208. woher das starke  
 Knallen bey demselben rühret 209. ob die Aus-  
 dünstungen aus unterirdischen Höhlen zureichend  
 sind, so viel Wasser zu geben, daß ganze Eisberge  
 daraus entstehen können 210. 211. auf was für  
 Art und Weise das Eis in die Höhe gestiegen und  
 zu Bergen geworden 210. 214. wie die großen  
 Klippen darein gekommen 212. und die entseßli-  
 chen Klüfte entstanden 217

**Eisen**, Versuch mit demselben in der blauen Farbe 43  
 daraus kann das Berlinerblau gemacht werden 45

**Eisentheilchen** befinden sich im Blute 31

**Empfindlichkeit**, siehe Körper.

**Empfindung**, aus derselben wird alle Bewegung  
 hergeleitet 230. ist von der Reizbarkeit unter-  
 schieden 432

**Ertrunkene**, deren Lunge wird nicht mit Wasser  
 angefüllt 270

**Erudits und Savans**, worinn sie von einander unter-  
 schieden sind 587

**S.**

**Sabius**, unvergleichliche Großmuth desselben 506

**Farbe**, blaue, Versuch mit dem Eisen in dersel-  
 ben 43

## Register.

Ferdinand von Arragonien schlägt aus Großmuth eine Krone aus	498. 499
Feuer und Eis, ob sie sich an einem Orte mit einander vertragen können	20
Fleischgewächs, Beschreibung eines an der Gebärmutter hangenden	167
Glensburg, eigentliche Bedeutung dieses Wortes	462. 463
Fouquet behält in seinem Unglück nur zween Freunde	603
Franciscus I. Großmuth desselben, als er geschlagen und gefangen ward	505
Frankreich, Gedanken über das Reisen dahin	591
Frau, Nachricht von einer, deren Knochen weich und biegsam geworden	219 = 223
Frauenzimmer mit Bärten	189
Friedrich, Herz. zu Sachsen, Großmuth desselben	500
Frost, wie derselbe die Bäume verleset	149. 152

## G.

Geburt giebt einem Menschen vor dem andern einen gewissen Vorzug	595
Gedärme, deren Reizbarkeit	407. 425
Gehirn, Beobachtungen von Verhärtungen des kleinen und großen Gehirns 195. dessen Verbindung mit dem Athemholen	248
Geist, durch die Gaben desselben unterscheiden sich die Menschen	595
Geister, welche man die schönen nennet	585
Gelehrte, die den Großen ihre Aufwartung machen, verschiedene Classen derselben 598. wie sich ihr Umgang mit denselben gemeiniglich endiget	602
	welcher

# Register.

welcher Großen ihren Umgang sie zu suchen haben	604
Geometrie, was dieselbe so in die Höhe gebracht	587
Geschwulst, eine wässerichte am Fuße	166
Gesetz, das jütische, Nachr. von demselben	478. 479
Getreide, physikalische Anmerkungen, über die Art, dasselbe zu erhalten	276.
was man für Getreide zum Aufbehalten wählen solle	278. 281. 286.
warum es so leicht auswächst	291.
wie es vor dem Ungeziefer zu verwahren	294.
Untersuchung der innern Structur der Getreidekörner	301.
wie die Fruchtbarkeit desselben zu vermehren	446
Gicht, wo der Schmerz davon eigentlich liegt	242
Glas, woraus dasselbe gemacht wird	199.
warum es sich nicht biegen läßt	199.
Zwischenräumen in demselben	200
Glück erwecket Hochachtung und Vorzüge	596
Grimmdarm, Anmerkung über die Klappe desselben	272
Große, deren Gesellschaft hat eine Art von Reize für die Gelehrten	569. 574. 605
Großmuth, Charakter eines Großmüthigen	493.
einige Beyspiele von Großmüthigen	495. 496.
was ein Großmüthiger eigentlich ist	497. 509.
er besitzt alles, was in jeder Tugend das Erhabenste und Herrlichste ist	511
Grotius wird nach Schweden gerufen	349.
als Abgesandter nach Frankreich geschickt	349. 350
Gürtel, ein wesentlicher Zierrath der alten Priester	633
Gustav Adolph, einige Anmerkungen über denselben	344 ff.

# Register.

**Körper**, der menschliche, was für Theile an demselben empfindlich und reizbar sind 227 ff. welche seine einfachen und zusammengesetzten Theile sind 232. von den reizbaren Theilen des menschlichen Körpers insonderheit 402 ff.

**Krankheiten**, Beobachtungen von verschiedenen besondern 166 ff. 219 ff.

## L.

**Lambecius** wird von der Königin Christina getrü-  
stet 385

**Leibniz** entschuldiget des Monaldeschi Ermordung 379

**Lichenoides** Beobachtung über dieselben 121

**Lucian** wird gelobet 599. und getadelt 600

**Lungenschlagader**, die eigene, Nachricht von einer Beutelgeschwulst an derselben 260 ff.

**Lycurg**, Vergleichung desselben mit dem Numa 497

## M.

**Mäcenen**, Gedanken über dieselben 609 ff.

**Magen**, derselbe ist ziemlich reizbar 421

**Marsias**, ob er die doppelte Flöte erfunden 545

**Mastdarm**, Abgehung eines Theiles der zottichten Haut desselben durch den Stuhl 170

**Matthias**, Johann, warum dieser schwedische Bischoff abgesetzt worden 375

**Mehl**, welches sich sehr lange hält 305. Ungeziefer in demselben 306

**Mehlthau**, welche Bäume demselben am meisten unterworfen seyn 149. wie er durch Kunst zuwege zu bringen 151. 152. 155. Schädlichkeit desselben 281

**Melampus**

# Register.

Melampus bringt die Geheimnisse der Proserpina aus Aegypten nach Griechenland	543
Melesander, ein berühmter griechischer Dichter	547
Menage wird von der Königin Christina hochgeschätzt	377
Menschen sind durch das Recht der Natur gleich	595.
unterscheiden sich hauptsächlich durch drei Dinge	595. 596
Microscopische Beobachtungen des Schimmels auf Pflanzen Infusionen	116 ff.
Mikrometer, Nachricht von einem neu erfundenen	334
Milch, Gedanken über den Gebrauch derselben bey Kranken	105 ff.
Minorca, Ursachen der heutigen schlechten Handlung auf dieser Insel	110 = 112
Molinos, Michael, das Haupt der Quietisten	391
seine Verdammung in Rom	392
Monaldeschi wird ermordet	379
Musäus ein berühmter Schüler des Orpheus	541
Muskeln, warum das Fleisch derselben schmerzet	234.
nicht alle ihre Kraft hängt von den Muskeln ab	409
Muskelfaser ist allein in dem Körper reizbar	430.
woraus sie besteht, und wo ihre reizbare Kraft sitzt	431

## N.

Nerven, ob sie der wahre und erste Grundstoff des menschlichen Körpers sind	231. 238.
ihre Empfindlichkeit	259.
die Reizbarkeit entspringt nicht von ihnen, sondern aus der Structur des reizbaren Theiles selbst	402
Numa, Vergleichung desselben mit dem Incurg	497
O. Oede	

# Register.

## O.

Oedema, Beschreibung eines, so von einer Pressung der Schenkelblutader entstanden	166
Oel, goldfärbigtes im Schnee	13
Olen, verfertiget die ersten Lobgedichte	543
Olympus, erfindet das phrygische Sylbenmaaß	546
Oröbanthus, ein berühmter epischer Dichter	547
Orpheus, Nachricht von demselben	538 - 541
Orenstirn, welcher Regimentsform er den Vorzug gegeben	346. 347

## P.

Paläphatus, ein berühmter alter Dichter	548
Pampho, besingt zuerst die Gratien	538
Patera, wie sie beschaffen gewesen	631
Pflanze, Beschreibung einer ganz besondern schwammartigen 115. ihre verdorbene Säfte werden verschiedenen Insekten angenehm 148. Pflanzen die ihre Natur ändern, wenn sie an andereörter versetzt werden	280
Phemius war einer von den alten Dichtern	530
Phemonoe, eine Priesterinn des Apollo	538
Phrygische Gedichte, wer dieselben geschrieben	544
Physikalische Merkwürdigkeiten	98 - 112. 219 = 223. 445 - 448
Pindar, wird von den Bienen mit Honig gespeiset	525
Piso, Großmuth desselben	502. 503
Priester der Gallier, was sie besonderes an sich gehabt	629

## Q.

Quietisten, machen ein Aufsehen	391
---------------------------------	-----



# Register.

## K.

- Racine** hat viele Feinde 611  
**Reizbarkeit**, siehe auch **Körper**. sie hängt weder von dem Willen noch von der Seele ab 409. 441.  
ist von der Empfindung ganz und gar unterschieden 432. was sie sey 434. Historie derselben 435 ff.  
**Religionsveränderung**, worauf sie sich mehrentheils gründet 374  
**Richelieu**, Cardinal von, stiftet die französische Akademie 618. 619  
**Riesen**, sollen auf den Eisbergen in Island wohnen 19  
**Ruhm**, Gedanken über denselben 572. 574. Tempel des Ruhmes, Begriff von einer Beschreibung desselben 593. warum Ruhm und Achtung nicht nothwendig mit einander verbunden sind 597  
**Runische Buchstaben**, wo man sich derselben bedienet hat 466

## S.

- Säfte der Pflanzen**, ihre Stockung ist der erste Grad zur Fäulung 148  
**Salmasius**, wird von der Königin Christina hoch geschätzt 364  
**Salpeter**, wie er Eis verursacht 197. 198. 202. 206  
**Salvius**, wird schwedischer Senator und befördert den westphälischen Frieden 352  
**Salze**, deren Kraft, die Körper verb zu machen 261  
**Savans** und Erudits, Unterschied zwischen denselben 587  
**Schimmel** auf Infusionen von Pflanzen, Beobachtungen bey demselben 116 ff.  
**Schleswig**, eigentliche Bedeutung dieses Wortes 461. Schicksale der dänischen Sprache in diesem Herz-

# Register.

Herzogthume 451 ff. . es ist mit Holstein nicht zu verwechseln 472. ist jederzeit mit Dänemark vereinigt gewesen 472. 474. 477. wenn die deutsche Sprache in demselben eingeführet worden 479 ff.	
Schnee, führet ein gewisses goldfarbenes Del bey sich 13. wie derselbe entsteht und vom Hagel unterschieden ist 23. warum er so viel Luft in sich enthält 23. ob er voll Salz sey	202
Schriften, sonderlich die poetischen, richten sich nach den Sitten der Zeit	96
Schweine, zu erfahren, wie fett sie sind	234
Schwindsucht, Anmerkung über die Cur derselben	108
Scudery, was sich die Königin Christina gegen ihn erboth	365
Seele, wo sie ihren Sitz hat	433
Seepflanzen, wie sie ihre Nahrung an sich ziehen	122
Seitenstechen, wo desselben Sitz zu suchen sey	254
Sennen, dieselben sind sehr unempfindlich 235. in denselben ist weder Werkzeug der Empfindung noch Bewegung	236
Sitten einer Nation, wornach sie sich richten	77
Slaven, Merckmaale derselben in Sachsen, Schlesien und der Mark Brandenburg	458
Sprache, große Verwandtschaft der dänischen mit der deutschen 452. worinn sie hauptsächlich von einander abgehen	491
Sprachen werden durch Auszierungen verringert 84. was die Sprache eigentlich sey 57. Gedanken über die so genannten Muttersprachen 63. Einfluß der Religion, der Sitten und Zeiten in die Sprachen	73

# Register.

Stiftung des Herrn Stolp, zu Ausarbeitung gelehrter Schriften 556

Stockung der Säfte bey Thieren und Pflanzen ist der erste Grad zur Fäulung 148

## T.

Tarantella, ein musikalisches Stückchen, das denen von den Taranteln Gebissenen vorgespielt wird 5

Tarantul, wo sie den Menschen hinbeißt 4. traurige Wirkungen davon 5. Bezeigung der Gebissenen bey der Cur 6. 7. wie lange ein Gebissener lebt, ehe er stirbt, wenn er nicht curiret wird 4. 5

Teutoner, ob sie eher in Dänemark gewohnet, als sie Deutschland bevölkert haben 453

Thamyras, ein berühmter Dichter 547

Thiere, besondere Anmerkung über die verdorbenen Säfte derselben 148

Thymoetes, der erste unter den frühzeitigen Reisenden 544

Tlacálec, Großmuth dieses Mexicaners 499

Trajan, wodurch er zur Herrschaft gelanget 503

Trommelfell im Ohre eines Menschen, besondere Beobachtung daran 271

Tuberoze, ist ein indianisches Gewächs 46. erfordert viele und gute Wartung 47. wie es eigentlich gepflanzt werde 48. wenn sie auszunehmen, und wie sie den Winter über zu verwahren 53. 56. wie der Saame davon zu gewinnen 54. 55

Tutulus, eine besondere Art von Haarpuze 629

## U.

Unempfindlich, welche Theile des menschlichen Körpers also zu nennen sind 231

Unge.

## Register.

Ungeziefer, verschiedenes dem Getreide schädliches, wie es zu tilgen	294 ff.
Vergrößerungsgläser, Nutzen der einfachen Star- ken 130. des doppelten	131
Verstand, durch denselben unterscheiden sich die Menschen	595
Vossius, Isaac, sein Charakter	359

## W.

Waidkraut, Anmerkung über dasselbe	280
Weise, (der) dessen Aufführung gegen die Großen	601
Wenden, Merkmaale derselben in Sachsen, Schle- sien und der Mark Brandenburg	458
Wermuth, kaiserlicher und sachsengothaischer Me- dailleur, Nachricht von demselben	643 ff.
Westphälischer Friede wird geschlossen	351. 352
Winde, welche mehr Schwefel, und welche mehr Salpeter bey sich führen	203
Wohlthäter gegen die Gelehrten, Gedanken über dieselben	615
Würfel, gläserner, Versuch damit	442

## Z.

Zähne, dieselben haben Empfindung	244
Zeitalter, einem jeden ist eine gewisse Art der Wis- sensschaften eigen	522
Zuschriften der Bücher, Gedanken darüber	609
Zwergfel ist sehr reizbar	420. 430







New York Botanical Garden Library



3 5185 00299 8753



